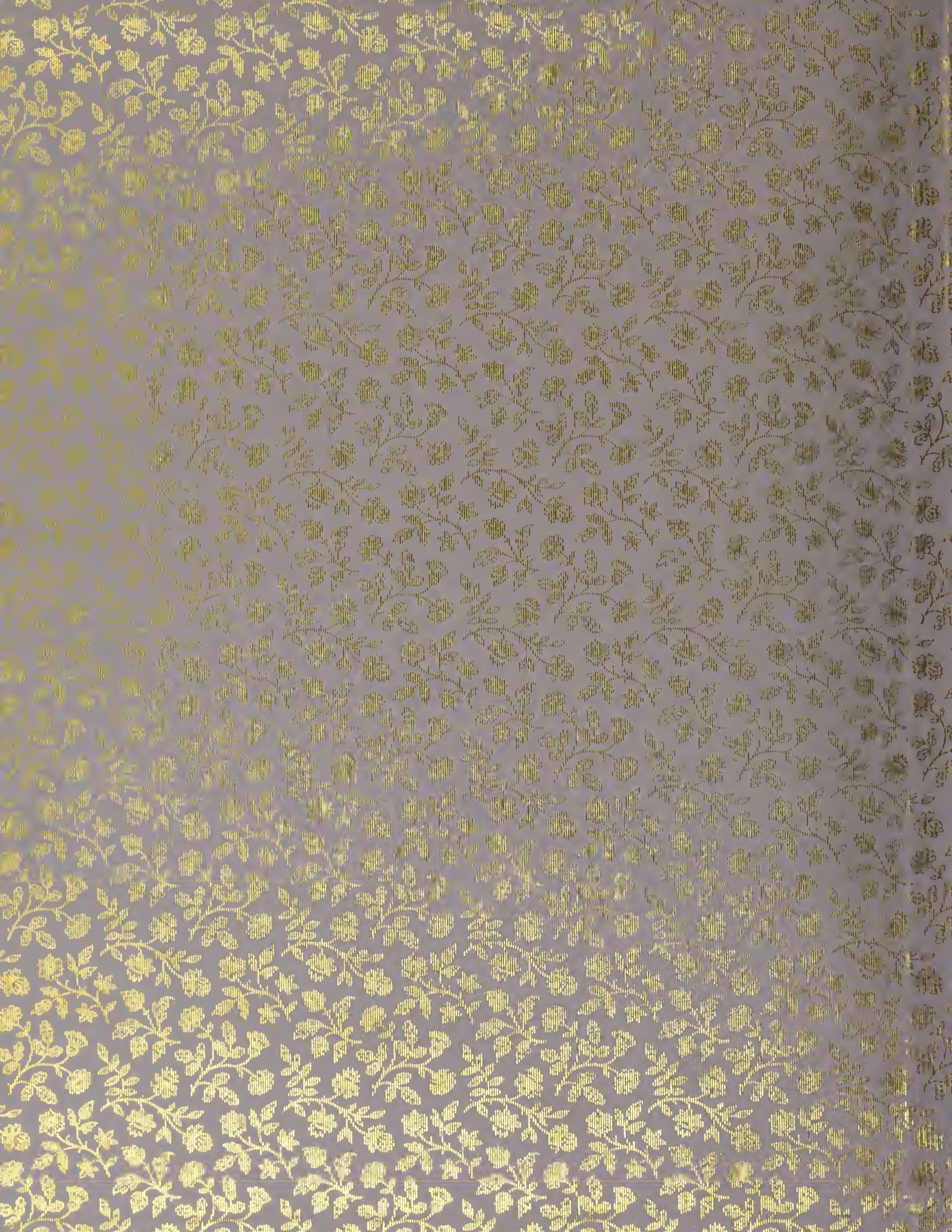
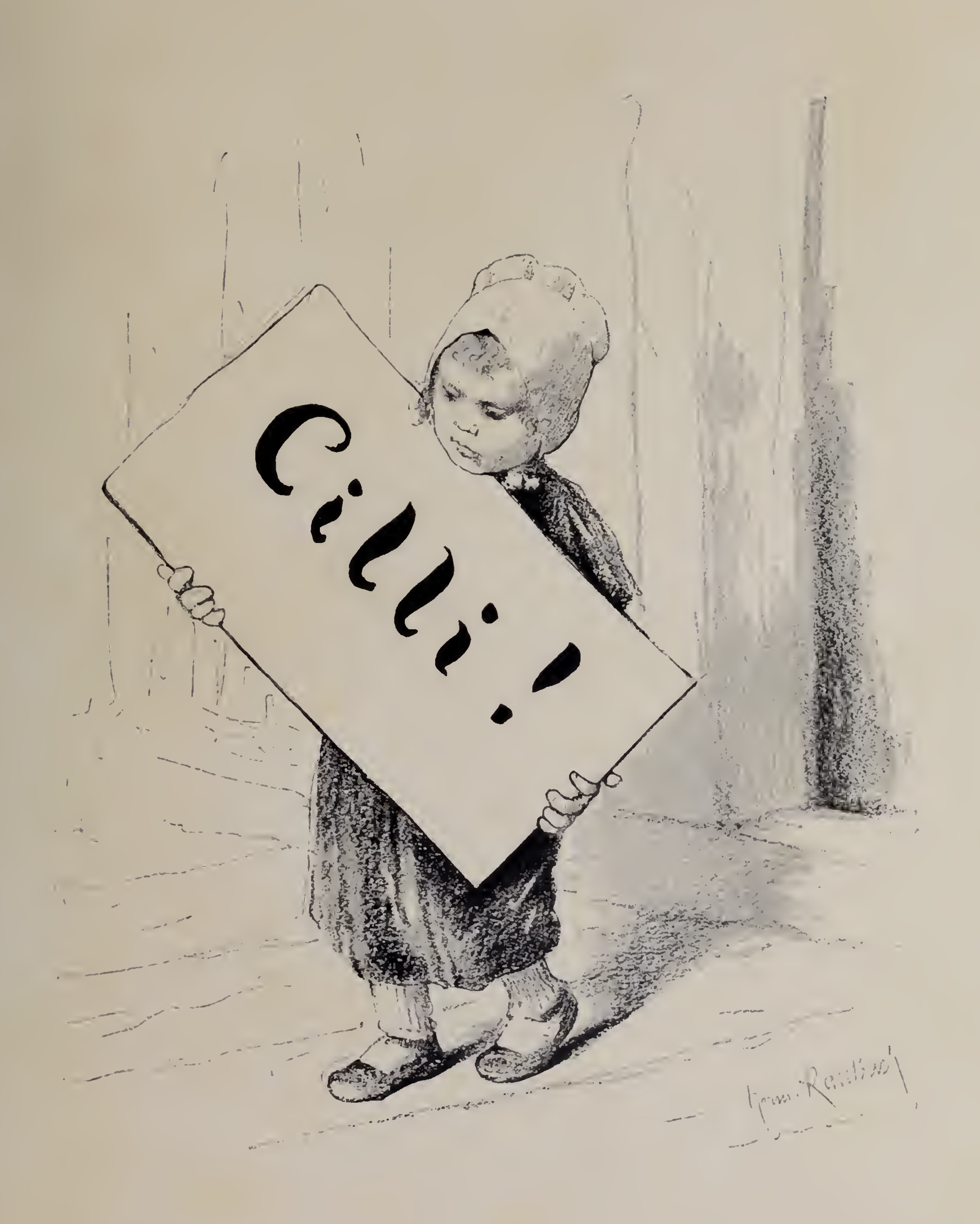


DEN DEUTSCHEN ÖSTERREICHS






Cilli!

Den

Deutschen Oesterreichs!

Hundert Studienblätter deutscher Künstler.

Auf Veranlassung und unter Mitwirkung des Münchener „Hilfsausschusses für Cilli“

herausgegeben

unter der künstlerischen Leitung von

Franz von Defregger

zu gunsten des deutschen Studentenheims und des deutschen Vereinshauses in Cilli

Mit Text von **Professor Dr. Max Haushofer**

und

einer Einleitung von **Heinrich Wastian.**



München.
Verlag von J. F. Lehmann.
1896.

Druck von R. Oldenbourg in München.

Vorrede.

Auf Veranlassung des Unterfertigten hielt Herr Heinrich Wastian aus Graz am 10. Jänner 1896 in einer öffentlichen Versammlung des Münchener „Vereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande" einen Vortrag über den „Kampf um Cilli".

Der Vortragende schilderte in fesselnder Weise Entstehung, Verlauf und vorläufigen Abschluß der vielberufenen Cillier Gymnasialfrage. Er verstand es aber auch, damit gleichzeitig ein klares Bild der Parteiverhältnisse, namentlich auch der unseligen Zerrissenheit unserer Stammesgenossen in dem geschichtlich, kulturell und politisch uns so eng verbundenen Bruderstaate vor den Hörern zu entrollen und damit eine der Hauptursachen des steten Rückgangs des Deutschtums in Österreich nachzuweisen.

Seine vom wärmsten nationalen Empfinden getragenen Ausführungen ernteten nicht nur reichen Beifall, sondern sie gaben auch Anlaß dazu, daß aus der Mitte der Versammlung heraus der Antrag gestellt wurde, mit der bloßen Anhörung des Vortrages die in dieser Sache den Deutschen im Reiche obliegenden nationalen Pflichten nicht als erfüllt zu erachten, sondern den bedrängten Stammesgenossen in dem alten deutschen Bollwerk an der Sann auch thatkräftige Hilfe zu bieten.

Sofort wurde ein Ausschuß gewählt, der weitere Schritte zur Bethätigung dieser Hilfeleistung einzuleiten und durchzuführen habe.

Eine beträchtliche Zahl vaterländisch denkender Männer schloß sich in der Folge noch diesem Ausschusse an.

Eine der von dem „Hilfsausschusse für Cilli" getroffenen Veranstaltungen ist das vorliegende Werk, dessen Reinertrag den deutschen Schutzanstalten in

Cilli zugeführt werden wird. Ein zwischen dem Verleger des Werkes einerseits und den unten genannten Körperschaften anderseits abgeschlossener Vertrag bestimmt die Einzelheiten dieser Zuwendung.

Der „Hilfsausschuß" war so glücklich, eine große Zahl hervorragender deutscher Künstler, und ebenso hervorragende schriftstellerische Kräfte für die Durchführung des Werkes zu gewinnen.

Dank dem deutschen Sinne und der Opferwilligkeit dieser Männer, dank aber auch — und zwar in nicht geringerem Grade — der Opferwilligkeit des Herrn Verlegers bieten wir nun den Deutschen im Reiche und außerhalb der Grenzen desselben hiemit ein Prachtwerk ganz eigener Art — ein Werk, das in glänzender Weise Zeugnis ablegt von der Teilnahme, welche national fühlende Kreise den Stammesgenossen in der fernen Südostmark zuwenden in dem schweren Kampfe derselben um die Erhaltung ihres Volkstums.

Mögen nun aber auch die Hoffnungen sich erfüllen, welche die bei der Vorbereitung des Werkes Beteiligten für die Cillier Schutzanstalten an dasselbe knüpfen, und möge der Erfolg des Werkes ein solcher sein, daß der Herr Verleger desselben in dem Bewußtsein, einer großen nationalen Sache in wirksamer Weise gedient zu haben, eine Entschädigung finden kann für all das, was er bisher dem Unternehmen in der uneigennützigsten Weise zugewendet hat!

München-Gern (Malsenstr. 50),
am 941. Jahrestage der Schlacht auf dem Lechfelde (10. August 1896).

Dr. Wilhelm Rohmeder,
I. Vorsitzender des
„Vereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande"
(Ortsgruppe München des „Allgemeinen Deutschen Schulvereins")
und
I. Vorsitzender des
„Hilfsausschusses für Cilli"
zu München.



Auf gefährdeter Scholle.

In Österreich wühlt an allen Ecken und Enden volklicher Hader und maßlos gesteigerte Ansprüche der nichtdeutschen Stämme sind an der Tagesordnung. Heute wird den Polen, morgen den Tschechen, übermorgen den Slovenen ein Brocken hingeworfen; der Deutsche geht leer aus und muß es mit bitterer Wehmut empfinden, sich zum Spielballe feindlicher Zwergvölker herabgewürdigt zu sehen in einem Staate, den Deutsche gegründet, durch Jahrhunderte mit ihrem Gute und Blute geschirmt und durch ihre Geistesarbeit vor völliger Kulturentfremdung bewahrt haben. Die neueste Geschichte des österreichischen Staatswesens zeigt wenig anderes, als den Kampf Aller gegen das Deutschtum, und in dieser feindseligen Absicht sind auch die Triebfedern der inneren Wirren im Donaureiche zu suchen. Durch rücksichtsloses Vorgehen oder stilles Gewährenlassen streben alle nichtdeutschen Kräfte demselben Zwecke zu und Gesetzgebung, Verwaltung, Ultramontanismus und slavische Begehrlichkeit arbeiten sich in die Hände, um den deutschen Stamm in Österreich mit List oder Gewalt zurückzudrängen, zu erniedrigen, ja — wenn es anginge — ihn gänzlich



Ansicht der Stadt Cilli von A. Kasimir.



Burg-Ruine „Ober-Cilli; Kopfleiste von O. Ubbelohde.

aufzusaugen. Treffend schrieb der unsterbliche Sänger aus der niederösterreichischen Waldmark, Robert Hamerling, der Austria in das Stammbuch:

„Austria, ehrwürdige Völkeramme,
Stets die Brut noch hegend von zwanzig Vätern,
Deine Brüste welken und Deinen Kindern
Wachsen die Zähne!
Nun wollen die Rangen nicht mehr
Bleiben bei der Mutter . . . . “

Dem gegenüber haben die Deutschen in Österreich die Pflicht der Selbstachtung und Selbsterhaltung; sie müssen in dem Kampfe, der sich nicht allein um ihre berechtigte Geltung im Staatsleben, sondern sogar und vielmehr um ihr nationales Dasein dreht, den Überhebungen und Übergriffen anderer Völkerschaften ohne herausfordernde Gehässigkeit, aber mit Kraft und Entschiedenheit entgegentreten. Nur nackensteifes Selbstbewußtsein und unbedingte Hingabe an das angestammte Volkstum kann Rettung aus Fahr und Not schaffen; denn die Deutschen in Österreich haben keinen mächtigeren und besseren Freund, als den furchtlosen Geist, den sie in ihrem Volksgewissen entfesseln müssen. Vom ersten sorglosen Kinderspiele bis zum letzten ersterbenden Atemzuge soll reine Deutschheit jeden Einzelnen erfüllen und in unerschütterlicher Sinnestreue muß er festhalten an den Eigenschaften, die das Erbe unserer Väter bilden, erworben in tausendjährigen Kämpfen des Geistes, im Streite mit der Natur und mit den Feinden unseres Volkes.

Jenseits der Leitha, in Ungarn, haben es wenige Millionen Magyaren durch festes Zusammenhalten und unnachgiebige Beharrlichkeit dahingebracht, ausschließlich zu herrschen. Diesseits der Leitha, im eigentlichen Kaisertume

Österreich, ist es den Slaven gelungen, die Macht an sich zu reißen. Die Deutschen, die sich stets als brave „Österreicher" aufspielten und darüber ihre heiligsten Volksgüter vielfach vergaßen, wurden auf solche Art die Opfer der Magyaren und Slaven. Müßig und mit verschränkten Armen sahen sie zu, wie man den deutschen Stamm in der alten Ostmark zum Kulturdünger herunterwürdigte.



Die alte „Grafei", jetzt Schulgebäude.

O, daß man sich doch den Wahntraum, das Deutschtum sei dazu bestimmt, den festigenden und zusammenschließenden Kitt Österreichs abzugeben, endlich einmal aus den Augen riebe! Die Deutsch-Österreicher müssen sich, wenn ihnen in letzter Stunde noch Heil widerfahren soll, einen gesunden, strammen und rücksichtslosen Nationalegoismus anschaffen, sie müssen, geradeso wie die Slovenen, Polen und Tschechen solche sind und nur solche sein wollen, ihrerseits Deutsche und nur solche sein wollen und in der That auch sein. Aus schöngedrechselten Reden, aus parlamentarischen Ränken und Schwänken kann das große Lebensschicksal eines Volksstammes nicht erstehen, es erwächst nur aus dem Herzen wagemutiger Männer und begeisterter Kämpfer. Nur auf dem Boden der derb und herb

behaupteten Volkseigenart, nur als unverblümt Deutsche, können die bedrängten Germanen im Reiche der Habsburger sich machtvoll erheben und aus ihrer Jammerseligkeit emporraffen. Bängliches Schwanken, ängstliches Klagen und Zagen wenden kein Elend, und die nationale Gesinnung darf nicht in flüchtigen Feiertagsstimmungen, in gestaltlosen, haltlosen Träumen wurzeln, sondern sie muß durch gesundes Herzblut stetig genährt werden. Die Spannkraft des Willens, die Arbeitstüchtigkeit des Geistes und die Opferfreudigkeit des Herzens gebären aus sich heraus die unbeugsame Selbstherrlichkeit, die allen Gewalten zum



Ein Stück Alt-Cilli.

Trutz sich erhält, kräftig sich zeigt und nimmer sich beugt. Und was den Deutsch-Österreichern noch am Herzen liegen muß, da ihnen ihre Zukunft nicht gleichgiltig sein darf, das ist die Tilgung der Uneinigkeit, die Unterdrückung jenes unseligen Sippengeistes, der die Deutschen schon so oft schwach und erbärmlich gemacht hat. In dem blindwütenden Parteigezänke, in dem man lieber das Höchste preisgibt, als eine sogenannte Überzeugung, deren Mutter nur zu oft Eigensinn war — in dem hadernden Parteigetriebe zerschneidet man leider selbstmörderisch jedes einigende Band und verzettelt gewissenlos seine Kräfte. Mit heimlicher Freude können dann die Feinde des deutschen Volkstums in die Worte des alten Tacitus einstimmen: „Möge den Stämmen ihr Haß gegen einander bleiben, weil uns kein größeres Glück zuteil werden kann, als der Feinde Zwietracht!“

Weh Dir, o deutsches Vaterland, wenn Deinen sämtlichen Söhnen
Das Heiligste nicht vor Allem Du selbst! wenn sie der Treu' sich entwöhnen.
Wenn ihnen nicht ewig als Leitstern gilt in unvergänglicher Reinheit
Des Vaterlands Ehre, des Vaterlands Glück, des Vaterlands Größe und Einheit!
O, weckt ihn nicht auf, den alten Fluch, den Fluch der germanischen Erde,
Daß nicht zu grollender Nachbarn Spott, zum Tummelplatze sie werde
Gesättigter Rache, schnöden Verrats — daß den Herd des heimischen Lebens
Nicht schände die Schmach barbarischen Thuns und zerfahrenen wüsten Bestrebens!

Die Deutschen in den Donaumarken und Alpengebieten sind im Norden und im Süden von slavischen Volksmassen bedrängt. Die unersättlichen und unablässig wühlenden Tschechen streben als Ziel ihres nationalen Größenwahnes die Auflösung Österreichs, oder — wie sie sagen, — die Beseitigung des zentralistischen Systems in Österreich und die Verwirklichung des böhmischen Staatsrechtes an. Dieses sogenannte böhmische Staatsrecht fordert die Errichtung eines aus Böhmen, Mähren, Schlesien und womöglich auch aus Niederösterreich und anderen Gebietsteilen zusammenzusetzenden Tschechenreiches mit der Hauptstadt Prag. Dieses Endziel wird bisweilen offen kundgethan, bisweilen versteckt es sich mehr oder minder gut hinter Einzelforderungen, deren Gewährung als Abschlagszahlung und als Pfand künftiger Erfolge von Wert wäre, so z. B. Krönung des Kaisers als Königs von Böhmen, Lösung des österreichischen Bündnisses mit dem Deutschen Reiche, gänzliche Unterdrückung der Deutschböhmen, Austilgung der deutschen Sprache, Teilung des Heeres der österreichisch-ungarischen Monarchie nach volklichen Gesichtspunkten u. dgl. m. Es soll aus solchen Voraussetzungen ein mächtiges Tschechenreich erstehen, in dem das deutsche Volkstum vergewaltigt und schließlich ausgetilgt werden könnte, und es wird eine vollständige Loslösung von Österreich oder ein durchaus unbedeutender Zusammenhang mit Wien — oder Ofen-Pest? — angestrebt. Das Tschechenreich wäre dann die westliche Vorhut des Allslaventums, des erhabenen Pan Knutien; es muß sich also eng an das heilige Rußland anlehnen und mit diesem vereint dem Erbfeinde der Deutschen, dem französischen Volke, die Freundeshand reichen. Damit wäre dann der slavische Pfahl tief in den Leib Deutschlands getrieben, das hernach zu jeder Frist von Böhmen aus Stöße nach Norden, Westen und Süden gewärtigen müßte. Die Deutschen in Böhmen haben also allen Grund, mit Festigkeit und Entschiedenheit, mit tapferem Herzen und starkem Willen in zielbewußter Einmütigkeit treue Wehr und Wacht zu halten, denn jegliche Lauheit und Halbheit in volklichen Dingen müßte sich bitter rächen. Böhmen soll der Pfeiler werden, nach dem die östlichen und westlichen Feinde der beiden verbündeten Reiche ihre



Rathausgasse und Deutsche Kirche.

Brücke schlagen, das soll die geschichtliche Sendung Böhmens sein, und dazu braucht man den böhmischen Staat, deshalb müssen die Deutschen im Lande unterjocht werden.

In den südlichen Alpenländern rüttelt das geschichtslose kleine Völkchen der Slovenen unablässig an den Pforten alter germanischer Grenzfesten und Bollwerke. Wie in Böhmen, so bringt auch hier zuvörderst die slavische Geistlichkeit das Nationalgefühl beim Feinde in heftige Wallung. Das Wenige, was die Südslaven an schrifttümlicher Arbeit hervorbringen, verdankt zu sehr großem Teile der Geistlichkeit seine Entstehung, und die Heißsporne ihrer nationalen Bewegungen, ihre politischen Wortführer im Parlamente, die rührigsten Aufwiegler gegen deutsches Wesen gehören vielfach diesem Stande an. Kein deutscher katholischer Priester dürfte es wagen, mit gleicher Offenheit für seines Volkes Sache einzutreten, mit gleicher Schonungslosigkeit volkliche Gegner zu befehden. Der slovenische Klerus und gewissenlose Hetzer — also nicht das slovenische Volk, sondern dessen sogenannte „Führer“ — entfalten einen wahren Feuereifer, um in kürzester Frist alles, was an deutsches Wesen und an deutsche Sprache erinnert, auszurotten. Man will keine Verständigung mit dem Deutschen, sondern nur Zerklüftung und Entfremdung, die ja früher oder später in der schroffsten

Form herbeigeführt werden muß durch die maßlose Wühlarbeit, die in der Presse und bei Versammlungen, ja sogar von der Kanzel herab in der herausforderndsten Art bewerkstelligt wird. Und was thut der Deutsche an der Sprachgrenze dem allen gegenüber? In gemütlicher Weise läßt er sich nur zu oft von dem verderblichen Wahne bethören, es könne nichts Arges geschehen, solange er deutsch spricht; er bedenkt nicht das Schicksal seiner Stammesgenossen in Krain,



Das Kaiser Josef-Denkmal vor dem Gebäude der k. k. Bezirkshauptmannschaft.

die heute fast aus allen Stellungen, die sie einst ebenso gemütlich verteidigten, wie er die seinige verteidigt, verdrängt sind. Eine im Jahre 1893 erschienene Neujahrsbetrachtung in einem Prager tschechischen Blatte enthielt die folgende bezeichnende Stelle: „Unsere Brüder jenseits der Karawanken rücken langsam aber sicher und unentwegt ihrem Ziele näher, zu langsam vielleicht für einige Ungeduldige, doch mit jener überlegenen Taktik, die unnütze Opfer vermeidet und dem Gegner keinen willkommenen Angriffspunkt bietet." Die nationalen Slovenen träumen von einer Verbrüderung mit den Kroaten. „Eure Geschichte," rief das Blatt „Slovenski Narod" aus, „ist die unsrige, eure Ideale sind auch



Blick vom Okreschel-Schutzhause.

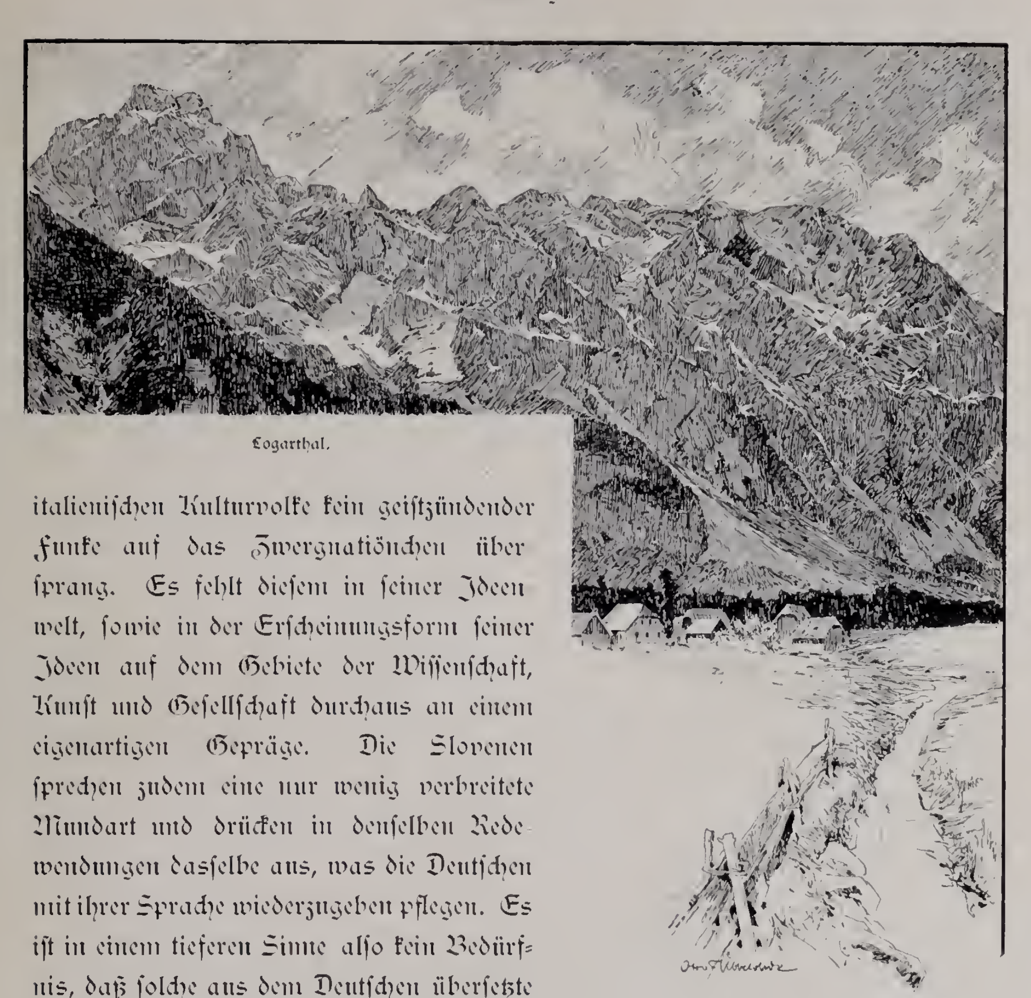
die unsrigen, möge also auch die Zukunft euch und uns gehören.“ Man plant demnach ein großes südslavisches Reich, das dem Deutschtume in Österreich den Zugang zur Adria versperren müßte. Schon haben die Slovenen das Deutschtum aus Istrien, aus dem Küstenlande und aus Krain fast vollständig verdrängt und einem nur allzuberechtigten Schmerze entquollen die Worte des deutsch-krainischen Dichters Franz Goltsch:

Verlornes Land! — Mein Heimatland, gedenk ich in der Ferne dein,
Trübt eine Thräne mir, die Zorn und Gram gebar, des Auges Schein;
Ja, Zorn und Gram, daß so es kam, daß ein Juwel, wie dieses Land,
Aus deutscher Krone straflos brach des Wenden rauhe Feindeshand: —
Ihr kennt's ja nicht, das Wunderland, mit seiner Berge reinem Schnee,
Und zu der Riesen Fuß geschmiegt, das Kirchlein mit dem blauen See,
Das Alpenthal, das hast'gen Laufs der Sawe grüne Flut durchzieht,
Und Fruchtgelände segensschwer, wo rot im Laub die Traube glüht!
Auf eines Berges hoher Wacht möcht' ich mit deutschen Brüdern stehn,
Daß sie das Land in Glanz und Duft gebreitet vor den Blicken sehn,
Und sprechen möcht ich: „Deutsch war's einst dies Eden, weit vor Euch entrollt,
Und wäre deutsch zu dieser Stund', — Ihr aber habt es nicht gewollt!“



Die Sann bei Sulzbach.

Es soll indessen nicht in Abrede gestellt werden, daß sich in den bedrohten Gebieten der Südmark ein nationaler Sinn mehr und mehr entwickelt hat und sich allgemach verbreitet; aber noch zeigt er sich viel zu selten in der edlen Form der That, er rankt sich zu sehr an leeren Worten empor und verweht und verkümmert vielfach mit diesen. In Steiermark und in Kärnten sind unsere volklichen Gegner fleißig am Werke, deutsche Art zu entfernen und deutschen Besitzstand zu schmälern. Die Führer des aufgestachelten Volkes berufen sich, wenn sie über die politische Lage in Steiermark oder in Kärnten sprechen, stets auf den 19. Artikel der Staatsgrundgesetze, der von der Gleichberechtigung handelt. Der Slovene ist nun thatsächlich gleichberechtigt mit dem Deutschen, es stehen ihm alle Wohlthaten des Gesetzes in gleichem Maße wie dem Deutschen zu gebote, er lebt genau so gut oder so schlecht als der Deutsche und wird nirgends genötigt, die Anhänglichkeit an seine Muttersprache preiszugeben. Aber man verwechselt absichtlich die Begriffe: Gleichberechtigung und Gleichheit. Die erstere kann gesetzlich festgestellt und geübt werden, die letztere ist unter den Menschen überhaupt nicht zu erreichen, geschweige denn unter Völkern, von denen das eine das andere durch seine Geschichte, seine strahlende Vergangenheit und durch seine unvergänglichen geistigen Großthaten um Unabsehbares überragt. Der Zukunft des slovenischen Schrifttums kann man beim besten Willen keine besonderen Erwartungen entgegenbringen, wenn man bedenkt, daß während vielhundertjähriger Berührungen der Slovenen mit dem deutschen und mit dem



Logarthal.

italienischen Kulturvolke kein geistzündender Funke auf das Zwergnatiönchen übersprang. Es fehlt diesem in seiner Ideenwelt, sowie in der Erscheinungsform seiner Ideen auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Gesellschaft durchaus an einem eigenartigen Gepräge. Die Slovenen sprechen zudem eine nur wenig verbreitete Mundart und drücken in denselben Redewendungen dasselbe aus, was die Deutschen mit ihrer Sprache wiederzugeben pflegen. Es ist in einem tieferen Sinne also kein Bedürfnis, daß solche aus dem Deutschen übersetzte Kulturen bestehen, da die Menschheit durch sie nicht um eine Völkerphysiognomie reicher wird. Da die Slovenen jenes dem inneren Drange entspringende Schaffen der Schriftsteller, aus dem allein den Literaturen ihre wertvollen Bestandteile erwachsen, allem Anscheine nach sich nicht zutrauen, so haben sie sich bei der österreichischen Regierung die Herstellung einer Literatur, ja sogar die Anfertigung einer Schriftsprache bestellt. Und die stets slavenfreundliche Regierung war bereit, durch einen Griff in den Staatssäckel sich mit ihnen in den Fluch der Lächerlichkeit zu teilen, und so ward, „billig und schlecht" eine Art kanzleimäßiger Schrifttum-Entwickelung betrieben — auf Staatskosten. Es wurden Schulmeister beurlaubt, um statt Schule zu halten, Sprache zu machen und Literatur zu erzeugen, d. h. entweder ein deutsches Buch frischweg zu übersetzen oder aus drei deutschen Büchern ein viertes zusammenzustellen



Partie von der oberen Sann

und dann dieses ins Slovenische zu übertragen. Mit all dem wird natürlich den alten europäischen Literaturen gar nichts angereiht, sondern es wird nur eine Anzahl von Büchern ins Leben gesetzt, die man besser in der deutschen Urschrift liest. Von allen Übersetzungen meint Cervantes, sie seien wie die Kehrseiten von flandrischen Tapeten, denn wenn man auf diesen auch die Gestalten sähe, so erschienen sie doch von verdeckenden Fäden so übersponnen, daß der Glanz und die Klarheit der Vorderseite verloren gehe. Und aus solchen umgekehrten Tapeten soll die reifere Jugend in den südlichen Ländern Österreichs das Bild der Welt und ihrer Kulturgröße in sich aufnehmen! Aber nicht die Hebung des geistigen Zustandes der Slovenen ist der Endzweck der schamlosen Hetze; es mangelt vielmehr auch an jeder kulturellen Vorbedingung, die uns die slavenfreundlichen Maßnahmen der Regierung verstehen ließe. Birgt denn nicht die Züchtung eines solchen halbgebildeten Proletariats ernste soziale und politische Gefahren in sich?

Als gerade vor Jahresfrist die Errichtung eines slovenischen Gymnasiums in der uraltdeutschen Stadt Cilli in der südlichen Steiermark trotz mannigfacher Abwehrbemühungen eine beschlossene Thatsache wurde, und dadurch den Feinden des deutschen Volkes neuerlich ein Stützpunkt gegeben ward, hat sich auch in

weiteren Kreisen die Anschauung Geltung verschafft, daß man sich endlich zur wirksamen deutschen That aufschwingen müsse. Die Preisgebung der alten Sannstadt Cilli hat gelehrt, daß die hochtönenden Reden kosmopolitischer Schwärmer, die gutmütige traumhäuptige Nachgiebigkeit und gesinnungslose Streberei das deutsche Volk in Österreich an den Rand seines Grabes bringen. Durch diese, dem deutschen Wesen in der Südostmark zugefügte Schmach wird sich nun hoffentlich die deutsche Bevölkerung dessen bewußt werden, daß es hoch an der Zeit sei, sich mit breiten Beinen auf den nationalen Boden zu stellen,



Dorf Sulzbach in den Sannthaler Alpen.

daß von dem Wohlwollen der volklichen Gegner nichts zu erwarten sei. Aber auch die ernste und heilsame Erkenntnis muß in den Deutsch-Österreichern empordämmern, daß sie ihr Heil nicht von oben zu erwarten haben, nicht von der Beseitigung oder Bestellung eines bestimmten Regierungssystems, sondern einfach von dem Ernste und Eifer, mit dem sie selbst an die Erfüllung ihrer nationalen Aufgaben schreiten. Möchte doch die Zahl derer, die ungehemmt von politischen Erwägungen, unbeirrt von sogenannten Opportunitätsgründen das nationale Ziel freimütig und offen bekennen, mächtig anschwellen! Die Deutschen Österreichs haben in erster Linie nicht für die Einheit des Reiches, nicht für den österreichischen Staatsgedanken, für dessen Wahrung andere Mächte zu sorgen haben, sondern vor allem für die Erhaltung und Kräftigung ihres Volkstums einzutreten.

Österreich bedarf der Deutschen, da durch deren Kulturgüter und Sprache das Reich zu



Der Rinkafall.

zusammengehalten wird. Und wenn die Deutschen nicht wären, was hätte man dann für ein Bevölkerungselement zur Verfügung? Es sind da die Tschechen, die Polen, die Slovenen, dann die Ruthenen, Kroaten, Serben und einige Italiener. Keines dieser Völker könnte die Deutschen nach deren Verdrängung in ihrer bisherigen staatlichen Wirksamkeit ablösen, denn keiner dieser Stämme ist nach seiner Verbreitung im Staatsgebiete nach seiner Volkszahl, nach seinem geschichtlichen Übergewichte, nach seinem kulturellen Vermögen, nach seinem Zusammenhange mit Westeuropa imstande, allen anderen Elementen Österreichs gegenüber die völkerverbindende, den Staat zusammenfassende Aufgabe der Deutschen zu übernehmen. Man entzieht also mit dem Dahinschwinden des Deutschtums dem Staate eine Hauptbedingung seines Daseins. Österreich kann nicht einen Tag leben, ohne die Ergebnisse deutscher Bildung in seiner Verwaltung, in seiner Rechtspflege, in seinem Unterrichtswesen tausendfach anzuwenden. Österreich kann nicht einen Tag leben, ohne die deutsche Sprache im Heere, wie in zahllosen bürgerlichen Einrichtungen zu benützen. Die Deutschen können aber nur insolange das feste Rückgrat des Staates bilden, als ihnen die gebührende Stellung im Staatswesen eingeräumt wird. Die Wurzeln ihrer Kraft dürfen ihnen nicht in politischer Kurzsichtigkeit durchgesägt werden. Diese Wurzeln aber sind nichts anderes, als das Bewußtsein einer tausendjährigen, volklichen und kulturellen Zusammengehörigkeit mit dem gesamten deutschen Volke. Wird ein blühender, sprossender Ast von der deutschen Eiche abgeschnitten, so muß er verdorren. Alles und jedes, bis zu den kleinsten Kleinigkeiten des täglichen Lebens und Verkehres, was zur Erstarkung des Bandes zwischen den Deutschen auf gefährdeter und den Deutschen auf gesicherter Scholle beitragen kann, muß liebevoll und fürsorglich gehütet und gepflegt werden. Und zwar muß das auf beiden Seiten geschehen. Das große deutsche Volk darf nicht achtlos und stillschweigend darüber hinwegblicken, daß mächtige, ursprüngliche und urdeutsche Volks- und Reichesteile dem deutschen Volkstume entfremdet zu werden drohen; es muß den großen Verzicht auf nationale Macht und Ehre sich vor Augen halten, den der Verlust der alten Ostmark, dieser größten Siedelung deutschen Stammes, bedeuten müßte, für den die wiedergewonnene Westmark des Reiches, Elsaß Lothringen, keinen Ersatz bietet. Abgesehen davon, daß ein slavisch-magyarisches Reich keinen Bundesgenossen für das deutsche Reich abgeben könnte, sei der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß die fortgesetzten Versuche, die Deutschen in der ihrer Kulturthätigkeit seit mehr als einem Jahrtausend überwiesenen Südostecke deutschen Gebietes zu unterdrücken, doch endlich an die Ehre des ganzen deutschen Volkes greifen

müssen. Die Deutschen Österreichs erheben mit vollstem Rechte Anspruch auf Achtung und Geltung im Staatswesen und das ist nicht ein Anspruch, der unbegründeter chauvinistischer Eitelkeit entspringt oder ungerechtfertigtem Ehrgeize, nein, das ist ein Anspruch, der hinlänglich gerechtfertigt ist durch die ganze Entwickelung des Staates und durch die geschichtliche Arbeit des deutschen Stammes in Österreich.

Wenn die Stadt Cilli dem slavischen Feinde in die Krallen fällt, dann ist das hervorragendste deutsche Bollwerk im Süden Österreichs gefallen und dem Vordringen der Slovenen gegen Norden könnte hernach nur sehr schwer ein abwehrender Damm entgegengesetzt werden. Krain ist heute wohl schon verloren; soll das Steirerland, die stolze, schöne, grüne Mark, ein ähnliches Schicksal haben? Oder soll man nach den trüben Erfahrungen, die man gerade in Krain gemacht hat, nicht allen Ernstes darangehen, den Verlust Untersteiermarks kraftvoll hintanzuhalten? Man verteidigt damit nicht nur das Gepräge eines Landes, das dieses seit alter Zeit besessen, man verteidigt damit nicht nur das Deutschtum in Steiermark, sondern man schafft damit auch jene feste, starke Stellung, die es ermöglicht, deutsche Art und Sprache neuerdings nach Ungarn, Krain und Kroatien zu verpflanzen, deutschen Einfluß und deutsche Macht an der Adria wiederum zur Geltung zu bringen.

In Cilli soll nun zunächst ein deutsches Studentenheim geschaffen werden, dessen Zöglinge dem seit vielen Jahren bestehenden deutschen Gymnasium ausreichende Kräftigung gewähren müssen, damit nicht die in feindlichen Händen befindliche Lehranstalt die deutsche an Schülerzahl überträfe, und hierdurch der ohnehin slaven freundlichen Staatsgewalt der erwünschte Grund gegeben werde, der deutschen Mittelschule ein Ende zu bereiten. Durch die Gründung einer derartigen nationalen Schutzanstalt kann auch für die Heranbildung eines gesunden deutschen Nachwuchses gesorgt werden, der dann imstande sein wird, das Erbe der Väter mit kraftvoller Eigenart zu schützen. Außerdem soll in Cilli ein deutsches Vereinshaus erstehen, das allen nationalen Bestrebungen der wackeren deutschen Grenzfeste eine gesicherte Heimstätte zu bieten vermag. Glückauf dem edlen Beginnen! All deutschland wird helfend Hand anlegen und Steine zum Baue der deutschen Trutz burgen herbeischaffen; denn die Stunde der höchsten Gefahr muß all die theoretischen, mehr oder minder thatkräftig klingenden Redensarten in vollgiltige, zwingende Thaten umsetzen, die von der Wahrhaftigkeit und Tüchtigkeit, von der Treue und dem Ernste unseres nationalen Wollens rühmende Kunde geben. Das erschütternde Elend unserer Brüder am baltischen Strande ist auch den Deutschen

Österreichs beschieden, wenn sie sich nicht ermannen und einem lebendigen Volksbewußtsein, insbesondere im bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben, mit aller Macht zustreben. Haltbare und unerschütterliche nationale Grundsätze müssen sich allenthalben bilden, die jeglichem Denken und Handeln zur festen Richtschnur zu dienen haben; dann werden die sturmumtosten Brüder in der Esse des Kampfes unter des Schicksals wuchtigem Hammer zu einem eisernen Geschlechte heranreifen, dann wird dem deutschen Stamme in den Donaugauen und Alpenmarken in leuchtender Schönheit der sonnige Tag des Sieges erstrahlen. Und wenn wir auch vor diesem Tage hinsinken, die Gewißheit des Sonnenaufganges wird verklärende Strahlen werfen in die Dämmerungen des brechenden Auges.

Es erscheint angesichts der drohenden Sachlage geboten, mit äußerster Kraftanstrengung zu Werke zu gehen und streitbar Schulter an Schulter den zu Sonnenhöhen emporführenden Weg des reinen Nationalismus zu wallen. Zusammenschluß aller Deutschen zur Erreichung nationaler Zwecke — das muß jetzt in der Stunde der Gefahr die Losung sein. Mögen der Alpen stolze Firnen auf ein wehrhaftes Geschlecht herabblicken, das gleich ihnen unverrückbar feststeht und mit leuchtender Stirne aufragt in den Äther der Freiheit! Rastlos in seiner Arbeit, kühn in seinem Denken, gerecht in seinem Thun, fest in seinen Sitten, sicher in seinem Recht, stark in seiner Wehr, so mögen die bedrängten Volksgenossen zuversichtlich ihre Bahnen ziehen eingedenk des schönen Dichterwortes:

Ich grüb es gern in alle Rinden ein,
An jede deutsche Thüre möcht ich's schreiben:
Das einz'ge Mittel deutsch zu bleiben
Ist — deutsch zu sein!

München, im Erntemonate 1896.

Heinrich Wastian.

Verzeichnis

der Künstler, deren Wohnort und der gestifteten Beiträge.

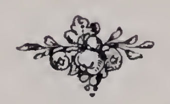
Name	Ort	Beiträge	Text Seite
Johann Bahr	Berlin	Waffengefährten	10
Karl Albert Baur	München	Bodenmais (Bayerischer Wald)	88
E. J. Becker-Gundahl	München	In der Kirche	104
Fr. Behrendt	Hamburg	Gilge	77
Fritz Bergen	München	Alter Mann	46
Carl von Bergen	München	Unterelbische Wollspinnerin	14
Th. Blaetterbauer	Liegnitz	Theater in Pola	112
Arnold Böcklin	Florenz	Ruine am Meere	36
Brandenburg der Jüngere	Düsseldorf	Studienkopf	70
Hans Brandstetter	Graz	Arbeiter mit Kind	80
Otto Brausewetter	Berlin	Hessischer Bauer	11
Leopold Burger	Wien	Tiroler Bauer	118
W. v. Debschitz	München	Kampf um Cilli	104
Franz von Defregger	München	Studienkopf (Bauer)	6
Franz von Defregger	München	Ein Veteran	28
Franz von Defregger	München	Studienkopf	12
A. Dirks	Düsseldorf	Hafen	88
Otto H. Engel	München	Studienkopf (Fischer)	18
P. von Enhuber	München	Bauerntanz	94
Otto Eckmann	München	Feierabend	64
M. Erdtelt	München	Weiblicher Studienkopf	37
Ludwig Fahrenkrog	Südende bei Berlin	Melancholische Träumerin	68
Walther Firle	München	Mater dolorosa	4
Klara Elise Fischer	Berlin	Jäger	56
Ludwig Friedrich	Dresden	Eichenlandschaft (nach Fr. Preller)	108
August Geiger-Thuring	München	Mühle	41
Ismael Gentz	Berlin	Porträt des Professors Klinger	48
Ernst Heinrich Gogarten	München	Rissenbauersee mit Zugspitze	82
A. D. Goltz	Wien	Frauenkopf	113
Oskar Gräf	München	Eine Unterhaltung auf gut Deutsch	40
Konrad Grob	München	Selbstporträt	45
Hermann Gröber	München	Worpswederin	59
Toni Grubhofer	Meran	Kirchhof in Montan	7

Name	Ort	Beiträge	Text Seite
Gabriel Hackl	München	Männlicher Studienkopf	30
Karl Häberlin	Stuttgart	Dießenhofen am Bodensee	22
Karl Hartmann	München	Großmutter und Enkelin	41
W. Hasemann	Gutach	Schwarzwälder Bauer	113
A. Hengeler	München	Die drei Jäger	86
A. von Heyden	Berlin	Studienkopf	117
C. Karger	Wien	Studienkopf (Tiroler Bauer)	91
Kaufmann	München	Aufbruch zur Jagd	83
Friedrich Kaulbach	Hannover	Kindlicher Studienkopf	114
Fritz August von Kaulbach	München	Studienkopf	95
Fritz August von Kaulbach	München	Jäger Henk in Oberstdorf	96
Hermann Kaulbach	München	Cilli	Titel
Eugen Kirchner	München	Mode 1895	103
Johanna Kirsch	München	Kind mit Ball	24
J. Klein	München	Bierführer	44
L. Knaus	Berlin	Dorfschulze	89
L. Knaus	Berlin	Singendes Mädchen	106
August Kurtz-Gallenstein	München	Motiv aus Giesing bei München	52
Alexander Küster	Karlsruhe	Seehafen	16
W. L. Lehmann	München	Kloster Fahr	54
Wilhelm Leibl	Aibling bei Rosenheim	Porträtstudie	53
Franz von Lenbach	München	Porträt des Fürsten Bismarck	8
E. Leuenberger	Mühlburg	Schwarzwälderwinterabend	105
Max Liebermann	Berlin	Fischerin	20
Lindenschmit, Vater	München	Studienkopf	44
H. Lindenschmit	München	Tiroler Bauernfamilie	99
Eugen Freiherr von Löffelholz	München	Schwäbisch-Hall	66
Ludwig von Löfftz	München	Weiblicher Studienkopf	13
Adolf Menzel	Berlin	Männlicher Studienkopf	9
Adolf Menzel	Berlin	Studienkopf	61
Hans Meyer	Berlin	Bauer aus Kohlgrub	92
Hans Meyer	Berlin	Rothenburgerin	109
C. Th. Meyer-Basel	München	Schloß Mersburg am Bodensee	116
Gräfin Johanna Mocozzo		Porträt	108
Hermann Moest	München	Thor	25
Adolf Oberländer	München	Männlicher Studienkopf	14
Oskar von Pistor	München	Weiblicher Studienkopf	38
Wilhelm Räuber	München	Genoveva	87
Riefstahl	München	Appenzeller Sennerbub	21
Paul Ritter	Nürnberg	Arbeiter	78
Ludwig Scheuermann	München	Clausen	26
Theo. Schmuz-Baudiß	München	Schutzengel und Kind	76
Prof. Gust. Schoenleber	Karlsruhe	Schiff (Vignette)	79
Cl. Schrandolph	München	Japanerin mit Kind	69
Rudolf Schulte im Hofe	Gern-München	Kind	50

Name	Ort	Beiträge	Text Seite
Rudolf Schulte im Hofe . .	Gern-München	Porträt des Prinzen Luitpold, Herzogs in Bayern	93
A. Schumann	Graz . . .	Rast	102
Alois Schwinger	Graz . . .	Wurzelsepp	98
Otto Seitz	München . .	Deutsche Madonna	60
Otto Seitz	München . .	Felsenlandschaft	72
Otto Seitz	München . .	Zwei Studienköpfe aus dem Kloster	34
Otto Seitz	München . .	Zwei Studienköpfe	15
Carl Steinheil	München . .	Bayerischer Bauer aus der Gegend von Wasserburg	65
H. Stockmann	München . .	Kopfleiste und Titelbild auf dem Einband.	
Otto Strützel	München . .	Haidelandschaft aus dem Teutoburgerwalde mit dem Hermanndenkmale	10
Franz Stuck	München . .	Weiblicher Studienkopf	5
R. Tillmans	München . .	Madonna mit Kind	108
Otto Ubbelohde	München . .	Hessische Landschaft	74
Moritz Veit	München . .	Pintscher (Vignette)	74
Josef Willroider	München . .	Engadin	29
Josef Willroider	München . .	Großglockner	90
Ludwig Willroider	München . .	Eichenwald	32
Ludwig Willroider	München . .	Landschaft	112
J. R. Witzel	München . .	Hero	110
Ferdinand Wüst	Graz . . .	Steirertanz	52

Beiträge, welche leider wegen Raummangel nicht mehr aufgenommen werden konnten, wurden ferner gespendet von:

Prof. H. Bank, Graz.
A. C. Bawarowski, München.
Benno Becker, München.
Alexandra von Berckholz, München.
Th. Charlemont, Wien.
L. Corregio, München.
Martha v. Freytag-Loringhoven, Weimar.
Prof. W. Geißler, Nürnberg.
Karl Grund, Prag.
L. Kainzbauer, Graz.
G. Koehler, München.
Karl Leipold, München.
Gustav Löhr, München.
Th. Paschinger, Wien.
Karl Robiczek, Fürstenfeld-Bruck.
H. Ruhland, München.
Prof. E. Schiesschneck, Prag.
C. Scholz, Graz.





Erstes Kapitel.

Unter allen Regentagen der Weltgeschichte sind die segensreichsten bekanntlich diejenigen, welche die Sintflut veranlaßten und ein lasterhaftes Geschlecht hinwegschwemmten, um einem tugendhafteren Platz zu bereiten. Aber nächst jenen Sintfluttagen weiß ich mir keine nützlicheren Regentage, als einige im Sommer des Jahres 1896 durchlebte. Abgesehen von dem Nutzen, welchen sie der Landwirtschaft brachten, verschafften sie mir die Gelegenheit, mir von einem kleinen Kreise schöner Seelen ein Buch machen zu lassen.

Ja — ein ganzes Buch.

Das ging folgendermaßen zu.

Ich erwachte eines Morgens unter strömendem Regen in einem feinen, nicht sehr großen Gasthause des österreichischen Alpenlands. Ich brauche hier nicht zu sagen, ob es in Kärnten oder Steiermark war. Bädeker spielt dabei keine Rolle. Das Haus lag an einem von schönen Felsbergen umgürteten See. Von den Bergen sah man allerdings damals

nichts; die waren von Milliarden Wasserfäden verschleiert. Und auf dem See konnte man die Tropfen einschlagen sehen.

Aus meinem Schlafzimmer begab ich mich an jenem Morgen hinunter in eine glasumschlossene Veranda, um dort zu frühstücken und zu arbeiten. Zu letzterem Zwecke nahm ich eine Mappe mit mir, die mir ein Münchener Verleger anvertraut hatte. Die Mappe enthielt etwa hundert Skizzen von deutschen und österreichischen Künstlern: Köpfe, Figuren, Landschaften. Tier- und Fruchtstücke fehlten — Gott sei Dank. Zu diesen Skizzen sollte ein Buch geschrieben werden; und zu diesem Zwecke verfügte ich mich mit den Skizzen und meinem Schreibzeuge in die erwähnte Veranda.

Aber da kam ich schön an.

Denn in der Veranda saßen schon zwei von den Gästen, die ich am Abend vorher unmittelbar nach meiner Ankunft kennen gelernt hatte. Es war ein Herr Reichenbach aus Prag mit seiner schönen Schwester. Prächtige Menschen. Beide hatten mir schon am Abend vorher gefallen, weil sie sich als Pioniere des Deutschtums an der Moldau bekannten.

Fräulein Hilde Reichenbach, eben beschäftigt, für ihren zeitunglesenden Bruder ein Brötchen mit Butter zu bestreichen, nickte mir freundlich zu. „Nett, daß Sie nicht fortgeschwemmt worden sind!“ sagte sie. „Setzen Sie sich zu uns. Schreiben wollen Sie?“ fragte sie mit einem verächtlichen Blick auf das Tintenfäßchen, das ich in der Hand trug. „Also auch angekränkelt vom Schreibgeist des Jahrhunderts? Essen Sie lieber! Das ist gesünder!“

„Also — auf Ihre Verantwortung!“ sagte ich, nahm ihr das eben bestrichene Hörnchen aus den rosigen Fingern und fing auf diese Weise an zu frühstücken.

Fräulein Hilde schien dies selbstverständlich zu finden. „Gastfreundschaft“, sagte sie, „ist die wichtigste Tugend bei Regenwetter. Haben Sie nun das Brot, so nehmen Sie auch das Salz dazu. Dann ist nach der wildesten Völker Sitte das Band der Gastfreundschaft um uns geschlungen. Unser Haus ist Ihr Haus; unser Brot ist Ihr Brot; unser Freund ist Ihr Freund!“

„Aber Hilde! Machst Du schon wieder Pfahlbauernsprüche?“ fragte Herr Reichenbach strafend. Dann wandte er sich zu mir. „Meine Schwester hat eine eigentümliche Neigung für alles Prähistorische!“ äußerte er, wie entschuldigend.

In der That bemerkte ich an ihrem wohlgerundeten Handgelenk ein Armband aus der Bronzezeit. Sie spielte mit demselben, während sie entgegnete: „Es ist wahr, ich habe Sympathien für das Vorzeitliche. Ich finde, daß wir den großen unbekannten Kulturträgern, die das Feuer, das Brot und das Salz, das Melken der Kühe und ähnliche wertvolle Dinge erfunden haben, viel dankbarer sein sollten, als wir wirklich sind!“

„Ja, Fräulein, wenn wir diese Herren kennten, hätten wir ihnen sicher schon die schönsten Denkmäler gesetzt!“ wagte ich zu entgegnen.

Hilde Reichenbachs Antwort wurde abgeschnitten durch das Eintreten einer neuen Person in unsere Frühstücks-Konversation. Es war ein hochgewachsener

Herr, zu Anfang der Dreißiger etwa. Er trug den Kopf etwas geneigt; seine Kleidung war von nachlässiger Eleganz, sein Auge herrisch und durchdringend; um seinen Mund spielte ein spöttisches Lächeln, dessen Eindruck dadurch gesteigert ward, daß der Besitzer einen Schnurrbart trug, welcher sich auf einer Seite hob und auf der andern senkte.

Dieser Mann hieß Robert Egersen und war aus Holstein gebürtig. Er war ein langjähriger Bekannter, ja ich kann sagen ein Freund von mir. Wir hatten uns vor Jahren zufällig in Tirol getroffen, hatten mehrere Sommer lang Bergwanderungen miteinander ausgeführt, Hunger und Durst und Gefahren zusammen bestanden und dann waren wir durch das Leben wieder weit auseinander geführt worden. Nun hatte mich derselbe launenhafte Zufall wieder mit ihm zusammengebracht. Durch ihn hatte ich auch die Geschwister Reichenbach kennen gelernt.

Egersen setzte sich zu uns. Auf meine Mappe deutend, fragte er, ob darin wohl die Pläne zu der Arche seien, welche jetzt gebaut werden müßte, wenn es noch eine Zeit lang so fortregnen sollte, wie bisher.

Fräulein Hilde griff die Arche sofort auf und meinte: „Zu einer Arche langt wohl die Zeit nicht mehr. Wir müssen uns mit einem Floß begnügen!"

„Aber doch mit einem gedeckten!" erwiderte Egersen.

„Freilich! Sie bekommen ein Dächlein aus Baumrinden!" lautete die Antwort.

„Und dann vertreiben wir uns die Zeit mit Geschichten, die uns Fräulein Hilde erzählt!" sagte Egersen.

„Und die meistens erlogen sind!" fügte Herr Reichenbach hinzu.

„Oho —"! erwiderte Hilde. „Das Lügen verstehen andre gerade so gut, als ich. Übrigens ist es nicht mehr als billig, wenn die sämtlichen Insassen der Arche abwechselungsweise Geschichten erzählen, so lang bis sich die Sintflut wieder verlaufen hat. Da muß jedes dran und zeigen, was in seinem Gärtlein gewachsen ist — Unkraut oder Kohl oder Blumen!"

„Ich möchte mich aber lieber in anderer Weise nützlich machen!" meinte Egersen. „Könnte ich nicht das Floß steuern? Ich bin einigermaßen im Wassersport bewandert."

„Nein!" entschied Hilde. „Das Floß wird vom Zufall gesteuert, wie dazumal die Arche. Ob es dann auf dem Dachstein sitzen bleibt, auf dem Großglockner oder auf dem Triglav, werden die Herren abwarten können!"

„Ich wäre für den Kahlenberg!" meinte Reichenbach.

„Natürlich, aus Bequemlichkeit!" höhnte Hilde; „und wegen der Nähe der Klosterneuburger Kellereien! Aber das ist Nebensache. Die Hauptsache sind die zu erzählenden Geschichten. Sie dürfen frei erfunden oder aus dem Leben gegriffen sein. Auf Wahrheit wird weniger Gewicht gelegt, als auf Kürze. Nur Abends, wenn Zeit zum Schlafengehen ist, dürfen sie beliebig lang werden."

Nun faßte ich mir ein Herz. „Fräulein Hilde“ — sagte ich — „wenn schon so viele Geschichten erzählt werden sollen, daß dieselben eine Sintflut überdauern — möchten Sie nicht die Geschichten zu meinen Bildern erzählen?“

„Zu welchen Bildern?“ fragte Hilde.

„Da, zu denen, die ich hier in meiner Mappe habe.“

„Her damit!“ rief Hilde vergnügt. „Wir wollen sehen, was sich zusammenlügen läßt!“

Ich öffnete meine Mappe.

Das erste Bild aber, welches der Zufall aus derselben hervorkommen ließ, stimmte Fräulein Hilde sehr ernst. Denn es war eine Studie „Mater Dolorosa“.

Hilde betrachtete indessen das Bild mit großem Interesse. Nach einer Weile begann sie:

„Erzählen läßt sich zu diesem Bilde nichts. Dazu ist es zu ernsthaft. Aber es läßt sich doch etwas darüber sagen. Aus diesem Bilde spricht nämlich die ganze Passionsgeschichte des Weibes, die dasselbe durchlebt hat viele Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung und seit derselben. Das ist die Frau, die nicht aufhören darf, Opfer zu bringen, die schwersten und schmerzlichsten Opfer. Sie opfert ihre Arbeit, ihre Gesundheit, ihr Glück, ihre Ehre, ihr Leben, ihre ewige Seligkeit!“

„Und warum und wofür opfert sie all' das?“ fragte ich.

„Warum sie das opfert?“ fuhr Hilde fast leidenschaftlich heraus. „Das fragen Sie noch? Warum sie das opfert? Weil sie von dem ganzen Wirrsal sozialer und politischer Einrichtungen, welches Ihr Männer geschaffen habt, immerfort zu diesen Opfern gedrängt wird! Weil sie immerfort in Situationen versetzt wird, wo ihr nichts andres übrig bleibt, als irgend ein Opfer zu bringen, ob sie es nun mit lachendem oder mit blutendem Herzen bringt! Dieses Opfer mit seinem namenlosen Seelenleiden ist's, was aus diesem Weibe schreit. Aber das verstehen die Männer nicht.“

„Nein, Fräulein“ — entgegnete Egersen — „ganz verstehen wir das freilich nicht. Aber das verstehe ich doch, daß Sie uns Männern die Schuld an all' den Opfern beimessen, welche die Frau zu bringen hat. Und darin gehen Sie zu weit. Opfer bringt auch der Mann; nur denkt er nicht so viel daran, spricht nicht so hübsch darüber und wehrt sich auch gelegentlich dagegen etwas stärker. Aber darum ist er in der Hauptsache nicht besser daran. Es gibt eben so viele männliche als weibliche Martyrer. Die Opfer an Leben und Glück werden beiden Geschlechtern in gleicher Schwere abverlangt von der Kultur, von der Gesittung, von der Idee des unendlichen Fortschritts!“

„So? und diese Gesittung in ihrer heutigen Erscheinung ist doch im Ganzen das Werk der Männer!“ antwortete Hilde. Dann fuhr sie, indem sie das Bild aus den Händen legte, in freundlicherem Tone fort: „Wir werden uns darüber nicht einigen. Lassen wir den ernsten Gegenstand und nehmen wir ein andres Bild zur Hand!“



MATER DOLOROSA


FRANZ
STVCK

Und sie hatte auch schon nach demselben gegriffen: nach einem lieblichen, temperamentvollen dunklen Mädchenkopfe.

„Sieht dies auch so aus, als wenn es Opfer brächte?“ fragte ich.

„Augenblicklich gerade nicht!“ lautete die Antwort. „Aber wer weiß, ob sie nicht recht bald in die Lage kommt. Dieser interessante Mädchenkopf erinnert mich übrigens ganz auffallend an eine junge Dame aus dem böhmischen Hochadel, die wir in der Prager Schwimmschule stets wegen ihrer Schönheit und Eleganz bewunderten. Sie schwamm wie ein Fisch, lachte wie ein Vögelchen und schaute wie eine Zauberin. Und dieses reizende Wesen heiratete mit achtzehn Jahren einen Kavalier, mit welchem zusammen sie das schönste Paar bildete, das man sehen konnte. Aber kaum war er mit ihr verheiratet, so erfuhr die Welt, daß er schon vorher seine Gesundheit verwüstet und sein Vermögen vergeudet hatte, und daß er seinem schönen Weibe außer seinem alten ritterlichen Namen nur eine menschliche und eine steinerne Ruine in die Ehe gebracht hatte. Als die junge Gräfin dessen inne geworden war, begann sie sich zu revanchieren. Im Baumgarten — das ist ein eleganter Vergnügungsort bei Prag — sah man sie mit Husaren und Dragoneroffizieren zu Pferd; sie ritt wie eine Amazone und nahm Hecken und Gräben. Ein Hindernis aber, das ihr vorkam, nahm sie nicht; das war ein junger, bildschöner und hochbegabter Musiker. Dieser brachte sie dahin, daß sie ihre Husarenritte plötzlich aufgab und nur mehr Musik trieb. Und das war sein Verderben. Bei einem Wohltätigkeitsfeste, dem die Gräfin anwohnte, fand ein als verwegener Wüstling bekannter Kavallerieoffizier Gelegenheit, mit dem Musiker einen Streit vom Zaune zu brechen; am nächsten Morgen fand in einer jener einsamen Schluchten, die in das Moldauthal bei Prag einmünden, ein Duell statt, in welchem der Musiker einen lebensgefährlichen Schuß erhielt. Er ward zu seinen Eltern gebracht, die in einem kleinen Städtchen des Erzgebirges lebten. Die Gräfin aber holte ihn, und weil er infolge des Schusses schwer brustleidend geworden war, brachte sie ihn nach Meran und dann an die Riviera, wo er in ihren Armen verschied. Sie zog sich dann ganz aus der Welt zurück, und als kurze Zeit darauf auch ihr Gemahl, mit dem sie längst nicht mehr zusammenlebte, starb, trat sie in den Orden der barmherzigen Schwestern ein und erlag in einem bosnischen Spitale einem typhösen Fieber. Aber verzeihen Sie — ich erzähle da Dinge, die mit unserem Bilde nur lose zusammenhängen. Die Ähnlichkeit dieses Bildes mit jener böhmischen Gräfin war aber zu schlagend, um mich nicht sofort an den Roman zu erinnern. Und nun lassen Sie es uns mit dem nächsten Bilde versuchen!

Dieses nächste Bild war ein Tiroler Bauer.

„Ach“, — rief Hilde — „das ist ja der Kaltenbach Müller von Bruneck! Wissen Sie, daß diesen hübschen stattlichen Menschen ein gütiges Schicksal haarscharf am Zuchthaus vorbeigerissen hat? Das ging folgendermaßen zu:

In den Dolomiten des obersten Rienzthales, um den Monte Cristallo und die drei Zinnen, trieb vor etwa zwanzig Jahren eine Bande von Schwärzern

ihr gefährliches Handwerk. Sie hatten einen fünfzehnjährigen Buben bei sich, den Martl, der eigentlich der Schlimmste und Verwegenste von Allen war. Sein Vater, der einst diese saubere Aktiengesellschaft für nächtliches Transportwesen begründet hatte, war bei einer verunglückten Unternehmung von einem „Finanzer“ wie dort die Zollwächter heißen, erschossen worden; seitdem war Martl von einem unversöhnlichem Hasse gegen die k. k. Finanzbehörden erfüllt; und er that diesem Haß genüge durch die verwegensten Schwärzerstückchen. Einmal aber ging es ihm schief aus — zu seinem größten Heile. Er hatte einen Pack kaiserliche Zigarren, die, soviel man auch darüber schelten mag, immer noch viel besser sind als die italienischen, nach Italien hinübergebracht, und kam, mit einem schweren Pack italienischer Seide beladen, durch das Rimbianco-Thal herunter, als er von zwei patrouillierenden Zollwächtern bemerkt ward. Ein Sprung auf Tod und Leben über die Rienz brachte ihn in Sicherheit; aber ein Schuß, den einer der Zollwächter ihm nachsandte, streifte ihn doch noch, ehe er eine schirmende Felsengruppe erreichte. Im Geklüfte versteckt, verband er sich seine Wunde, so gut er konnte, und hörte dabei stundenlang den Schritt der Zollwächter, die nach ihm suchten, endlich aber dieses Geschäft als erfolglos aufgaben. Dann lag er eine Sommernacht hindurch im Walde, barg seinen Seidenpack in einem Felsloch und schleppte sich müde und wund hinunter auf die Ampezzaner Straße. Hier fuhr eine halbe Stunde später die Kaltenbach-Müllerin von Bruneck, die zu Cortina bei Verwandten gewesen war, vorbei; die bat der Bube, daß sie ihn mitnehmen möchte bis nach Toblach, weil er zum Doktor müsse. Die gutherzige Müllerin lud den armen Kerl auf ihr Wägelchen und stärkte ihn mit Wein und Küchein. Hernach, als der junge Schwärzer vor dem Wagen auf der Landstraße einen Zollwächter marschieren sah, bat er die Müllerin um Gotteswillen, unter das Spritzleder des Wägelchens kriechen zu dürfen. Auch das gestattete die Frau, welcher des bildhübschen Burschen erbarmte. So kamen sie an dem Zollwächter vorüber, und da der Mann die Müllerin kannte, ließ er sie unbehelligt vorbei. Nun mußte der Martl aber beichten, und die Kaltenbacherin entlockte ihm während der weiteren Fahrt nach Toblach seine ganze gesetzwidrige Vergangenheit. Sie ließ ihn auch nicht in Toblach, sondern nahm ihn gleich mit bis nach Brunecken und brachte ihn dort ins Spital, aus dem er nach kurzer Zeit geheilt entlassen ward. Nun wollte er zurück zur Schwärzerei; aber die Müllerin hielt es für Sünde, ihn wieder zu dem gefährlichen und sündhaften Gewerbe zu lassen, stellte ihn vielmehr als Müllerburschen ein und gab ihm zehn Jahre später ihr einziges Kind zum Weibe. Fragt nur nach der Kaltenbach-Mühle bei Bruneck; da könnt Ihr ihn finden und Euch die ganze Geschichte von ihm erzählen lassen!“

„Wenn nun“ — sagte Fred Reichenbach — „eines von uns hinfahren und sich erkundigen wollte, würde es wahrscheinlich erfahren, daß die Kaltenbach-Mühle gar nicht existiert. O — ich kenne meine Schwester!“

„Thut nichts!“, meinte Egersen. „Die Geschichte war moralisch und versöhnlich — wir wollen nicht auch noch nach ihrer Wahrheit fragen. Was gibt es jetzt?“



Franz von Defregger

TIROLER

Verlag v. E. A. Seemann München

Druck v. F. A. Brockhaus Leipzig



KIRCHHOF IN MONTAN

Aus der Mappe kam ein Landschaftsbild: der Friedhof in Montan. Hildes Augen glänzten. „O, wie schön das ist!“ rief sie. „Weißt Du, Fred, wir kamen daran vorbei, vor einem Jahre, als wir von Predazzo hinunter fuhren ins Etschthal. Eine Fahrt, als ging es ins Paradies, unter dem Schatten der Nußbäume und Edelkastanien, an traubenschweren Weinlauben vorüber! O, wie das alles blühte und duftete! Und drunten im Thale die Etsch, gesäumt von alten Burgen und Städten, überragt von der roten Felswand der Mendel, und weit im Norden und im Süden ein Gewoge von Bergen und Thälern! Es ist ein Ort, wo man begraben sein möchte, um hernach als unsichtbares Wesen auf der Mauer dieses Friedhofs zu sitzen, sonnendurchleuchtet, und hinunter zu träumen ins Thal!“

„Haben Sie auch eine Geschichte für diesen Ort?“ fragte Egersen sanft.

„Ja“ — lautete die Antwort — „aber die Geschichte ist so alt, so alt! Sie muß erst in meiner Erinnerung aufdämmern! Es war ja in der Zeit, da es noch gar keine Menschen auf Erden gab, sondern als Herren der Erde Geschöpfe einer höheren sublimeren Art; nicht völlige Engel, aber fast so schön und so edel wie dieselben. Von diesen Übermenschen waren so wenige in der Welt, daß sie sich nur an den schönsten und liebenswertesten Plätzen aufzuhalten brauchten; alles übrige blieb Wildnis. Nun, einige von diesen schönen und guten Vorfahren der Menschheit bewohnten damals diesen Berghang über der Etsch; sie hatten sich von haarigen, affenähnlichen Ungeheuern, welche sie gezähmt hatten, eine Burg erbauen lassen; in ihr wohnten sie, und die Burg leuchtete durch das Etschthal hinauf und hinunter. Aber auch diese gottähnlichen Wesen mußten sterben; nur starben sie nicht so wie die Menschen, in Krankheit und Armseligkeit, sondern so wie Götter untergehen. Und hier war eine von ihren Begräbnisstätten. Und als der Letzte von ihnen zu sterben kam, saß er vorher noch lange auf einem Felsen am Berghang und sprach einen Segen über die Stätte; hernach verwandelte er sich in ein Häufchen Asche und in einen goldenen Faden. Das Aschenhäufchen blieb in dem Friedhofe liegen, der goldene Faden aber flog in der Abendsonne hinaus in das Etschthal, ich weiß nicht wohin. Dann war es lange totenstill an dieser Stätte, und erst viele Jahre später kamen aus den Bergwäldern die haarigen Ungeheuer hervor, welche von jenen Halbgöttern denken und sprechen gelernt hatten. Diese Waldteufel erinnerten sich aber doch ihrer einstigen großen und gütigen Herren und dachten: Wenn wir auch ein gemeines Gezücht sind: diese Stätte soll uns heilig sein und ein Ort der Sehnsucht und Liebe. Und wenn wir sterben, soll man uns dahin legen, wo jene großen und gütigen Wesen bestattet sind; vielleicht können wir im Tode noch von ihnen lernen, wie man in den blauen Himmel und zur Sonne fliegt!

Also entstand der Friedhof zu Montan. Ungezählte Jahrhunderte gingen seitdem vorbei.“

❧

Zweites Kapitel.

Nun kam aber ein ganz anderer Gegenstand: ein Bild des eisernen Kanzlers von Lenbachs Meisterhand.

Während Hilde das Blatt betrachtete, nahm Herr Reichenbach das Wort. „Es mag eine Velleität genannt werden, aber ich als Österreicher kann, so oft ich ein Bildnis Bismarcks sehe, nicht umhin zu denken: wie anders wäre es mit Österreich geworden, wenn wir diesen Mann gehabt hätten! Für die Geschicke eines Staates kömmt es doch darauf an, daß er in kritischen Zeiten einen Genius findet, wie dieser; einen Mann, der mit stählernem Willen ein Ziel verfolgt, der unbeugsam ist wie eine Eiche und Stärkeres wagen darf, als selbst sein Herrscher! Ja — was wäre aus uns geworden! Vom Fichtelgebirge bis zum eisernen Thor, vom Ortler bis zur Weichsel hinunter klänge deutsches Wort als Herrscherwort und Kulturwort!"

„Glauben Sie?" entgegnete Egersen. „Ich bin andrer Meinung. Ein Staatsmann wie unser Kanzler konnte überhaupt bloß auf preußischem Boden erwachsen. Er konnte nur erwachsen in einem Staate, der ein Militärstaat und ein nationales Königtum zugleich war; in einem Staate, der seinen großen Friedrich, seinen Blücher und Gneisenau, seinen Stein und Hardenberg — und sein preußisches Volk hatte!"

„Ich gebe Ihnen das Alles zu!" sagte Reichenbach lebhaft. „Aber glauben Sie, daß dieser Mann als Österreicher ein kleinerer Staatsmann geworden wäre? Nimmermehr! Er hätte sich natürlich den anderen Verhältnissen entsprechend etwas anders ausgestalten müssen: für die Weltgeschichte hätte er sicherlich dieselbe Bedeutung gewonnen. Zum allermindesten hätte er jene Macht, die das Deutschtum und die Dynastie vor vierzig Jahren in Österreich hatten, nicht bloß erhalten, sondern nach allen Seiten hin gekräftigt. Aber lassen wir das! Ihr hattet ihn; wir nicht. Zu eurem Ruhme schrieb er in die Tafel der Geschichte mit seinem ehernen Griffel; zur Mehrung eurer Größe baute er den stolzen Bau des deutschen Reiches mit einem Mörtel, der immer fester wird mit jedem Jahre. Unsere Entwickelung — mag sie auch manche lichte Seite zeigen — einen tiefen Schatten weist sie auf. Das Deutschtum, das einst herrschend war in ganz Österreich: heute kämpft es allerorten mühsam und sorgenvoll um seine Existenz. Es ist etwas Großes und Glänzendes um den österreichischen Staatsgedanken; aber daß er in zehn Sprachen gedacht wird: das wende Gott einmal!"

„Und er gebe auch Ihnen einen eisernen Kanzler!" fügte Egersen teilnahmsvoll hinzu. „Das wünscht Ihnen jeder brave Reichsdeutsche aus tiefstem Herzen, während er voll Ehrfurcht des Alten vom Sachsenwalde denkt!"

Fräulein Hilde hatte indessen ein neues Blatt in die Hand genommen. „Siehe da!" rief sie. „Das ist ja Herr Egersen!"

„Aber Hilde!" warf ihr Bruder ein. „Wo sind Deine Augen? Die einzige



Franz von Lenbach

OTTO VON BISMARCK



Adolf Menzel: Männlicher Studienkopf.

Ähnlichkeit zwischen diesem Studienkopfe Menzels und unsrem Freund Egersen besteht in einer gewissen Launenhaftigkeit der Schnurrbärte, in langen Nasen und geneigter Kopfhaltung. Jetzt bitte, bemühe Dich einmal, die Unterschiede heraus zufinden!“

Hilde sah Egersen prüfend an. Dann begann sie: „Es sind wirklich mehr Unterschiede als Ähnlichkeiten vorhanden. Herr Egersen hat viel größere, sprechende Augen, einen freundlicheren Zug um den Mund und ein jugendlicheres Wesen, als dieser Kopf. Ich bitte ihm ab und finde ihn entschieden schöner!“

Das Letztere sagte sie mit ihrem gewinnendsten Lächeln. Egersen hätte ein Stein sein müssen, um davon nicht gerührt zu werden. Er bat nun auch um das Blatt und versenkte sich in den Anblick desselben.

„Vielleicht werde ich in zehn Jahren so aussehen!“ sagte er ernsthaft. „Wahrscheinlich ists nicht; denn der Mensch verwandelt sich doch viel weniger, als man gewöhnlich denkt. Was sich verändert, ist bloß Haut und Haar. Was am Menschenantlitz am charaktervollsten ist, das bleibt im Lauf der Jahre ziemlich gleich.“

„Das ist ein wahrer Segen!“ warf Reichenbach lachend ein. „Sonst müßte ja alles Familienleben aufhören, das schließlich zu einem guten Teile auf den Gesichtern der Familienglieder beruht. Oder wäre eine Familie denkbar, wenn alle Menschen sich ganz gleich sehen würden? Was ist aber jetzt mit der Geschichte, die zu diesem Blatte erzählt werden soll?“

Hilde schüttelte den Kopf. „Nichts mehr von dem — ich habe die Freude daran verloren, seitdem man mich überzeugt hat, daß es Herrn Egersen durchaus nicht ähnlich sieht. Die Einleitungen waren zu lang und zu kritisch — das verträgt die schaffende Phantasie nicht. Sagen wir: Es war einmal ein Mann, der Herrn Egersen scheinbar ähnlich sah, bei näherer Berührung aber sich als fremd erwies. Und darnach ward er weggelegt! Das ist die ganze Geschichte!“

Und hiemit gab sie mir das Blatt mit dem Pseudo-Egersen zurück und griff nach einem neuen. Kaum hatte sie dasselbe in den Händen, als sie aufsprang und ans Fenster lief, um das Blatt zu betrachten.

„Das ist ja meine Heimat!“ rief sie. „Mein süßer Teutoburger Wald!“

„Ich dachte, Ihre Heimat sei die alte Königsstadt Prag,“ sagte ich einigermaßen erstaunt.

„Seit vierundzwanzig Jahren allerdings,“ lautete die Antwort. „Vorher aber war es doch der Teutoburger Wald. Von dort ist unser Vater nach Österreich ausgewandert, als ich vier Wochen alt war!“

Herr Reichenbach war hinter seine Schwester getreten. „Es ist in der That der Teutoburger Wald mit dem Hermannsdenkmal im Hintergrunde“ bestätigte er.

Ich mußte Hilde Reichenbach ansehen. Jetzt sah ich ein, weßhalb sie mich so sehr an Thusnelda, die Cheruskerin, erinnerte. Ich teilte ihr diesen Ähnlichkeitsbefund mit.

„Haben Sie etwa Frau Thusnelda gekannt?“ antwortete sie munter. „Die wird wohl etwas stärker gewesen sein, als ich.“

„Leider habe ich kein Bild von ihr in meiner Mappe. Dafür kann ich Ihnen mit Hermann, dem Cheruskerfürsten aufwarten" sagte ich und reichte ihr das entsprechende Blatt. Dasselbe zeigte wirklich einen germanischen Heerführer, dem eben von seinem Waffenmeister der Schwertgurt angeschnallt wird.

„Wenn ich Thusnelda gewesen wäre, hätte ich ihn vielleicht genommen," meinte Hilde etwas schnippisch. „Ein bischen grün sieht er noch aus; und gar so schlachtenfroh! Man vermißt auch das Mythische an ihm. Das ist überhaupt gar nicht der Cheruskerfürst, sonst hätte der Künstler darunter geschrieben: Portrait Hermanns, des Cheruskers. Mit welchem Rechte behaupten Sie, dies sei der Besieger des Varus? Mein Herr — ich ertappe Sie auf Geschichtsfälschungen, um nicht gerade zu sagen, auf Schwindeleien. Das mißfällt mir!"

„Fräulein Hilde!" — mußte ich in vorwurfsvollem Tone sagen — „haben Sie nicht selbst vor wenigen Minuten geäußert, Sie wollten sehen, was sich zusammenlügen läßt? Und nun behandeln Sie mich bei dem ersten harmlosen Versuche zu flunkern, mit solcher Grausamkeit? Erzählen Sie mir lieber eine Geschichte aus dem Teutoburger Walde für mein Buch!"

Hilde Reichenbach lehnte ihren hübschen Kopf zurück, schaute mit träumerischen Augen in den rieselnden Regen hinaus und begann:

Gerade von dieser dunklen Waldlandschaft habe ich in der dortigen Gegend etwas Seltsames erzählen hören. An einer Stelle der Landstraße zweigt von ihr ein Weg ab, von dem die Leute sagen, daß, wer ihn allein geht, nie mehr gesehen wird. Es wagt auch Niemand, den Weg zu betreten. Forstleute und Holzschläger haben ihn oft zu zweien oder dreien begangen und immer das Gleiche von diesem Wege erzählt. Er führt von der Straße in den Wald hinein und endet in einer Steinmulde. In dieser Steinmulde ist weiter gar nichts zu sehen; aber die Leute, die zu mehreren dort waren, fühlten stets ein fürchterliches Grauen und kamen schweigsam und blaß zurück. Zuletzt ging überhaupt niemand mehr jenen Weg; die Jäger und Holzschläger nannten ihn den Helweg. Nur einmal — es sind auch schon viele Jahre her — vermaß sich im nächsten Wirtshause ein angetrunkener Holzarbeiter unter gräulichen Flüchen, er wolle allein jenen Weg gehen. Und er ging ihn auch noch spät abends in der Dämmerung. Als er nicht zurückkam, suchten seine Kameraden am nächsten Morgen den Vermißten auf. Sie fanden ihn, nahe dem Eingang zu jener Steinmulde zermalmt unter einem viele Zentner schweren Steinblocke liegen."

Hilde schwieg. Egersen meinte lächelnd: „Der Stein wird wohl auf ihn heruntergerollt sein."

Hilde sah ihn strafend an. „Fragen Sie meinen Bruder; er wird Ihnen noch weiteres sagen!"

Herr Reichenbach nahm das Wort: „Der Stein konnte dahin, wo er lag, überhaupt nicht gerollt sein. Das war nach physikalischen Gesetzen unmöglich. Sie müssen nämlich wissen, daß ich als halbwüchsiger Junge damals selbst mehrere Stunden weit mitlief, um die Gerichtskommission zu begleiten, die den Fall konstatierte.



Otto Strützel: Haidelandschaft aus dem Teutoburgerwalde mit dem Hermann-Denkmal.



Johann Bahr: Waffengefährten.



Otto Brausewetter: Hessischer Bauer.

„Und was meinte die Gerichtskommission?" fragte Egersen.

„Die Gerichtskommission kam zu dem Resultate, daß das ein unlösbares Rätsel sei."

„Es gibt viel solche Rätsel!" sagte Egersen nachdenklich. „Aber wir gehen oft an ihnen vorüber und sehen das Rätselhafte daran gar nicht. Hier hat es sich zufällig etwas unbescheiden vorgedrängt. Aber nun, Fräulein Hilde, sind Sie uns auch noch zu dem nächsten Bilde, zu dem sich rüstenden Germanen, eine Erklärung schuldig. Wen gedenkt er totzuschlagen?"

Reichenbach meinte lachend: „Das ist offenbar einer der Heerführer des Ariovist und eben im Begriff, gegen Cajus Julius Cäsar über den Rhein zu ziehen und den übermütigen Römer an der Abfassung seines Buches über den Gallischen Krieg zu verhindern! Schade, daß es ihm nicht gelungen ist!"

„Daran denke ich nun gerade nicht!" setzte Hilde die Betrachtung über den Germanen fort, indem sie das Blatt in ihren schlanken Händen hielt. „Ich denke vielmehr daran, warum dieser Germane gerade die Züge trägt, die wir hier sehen. Er hat offenbar einmal existiert, genau in dieser Gestalt; und wurde dann später entweder im Kampfe mit den Römern erstochen oder von einem Auerochsen zerstampft, oder vielleicht blieb es ihm auch beschieden, sich in vorgerückteren Jahren aus einem großen Horne den Tod in süßem Methe zu trinken. Auf irgend einem Wege wird er schon nach Walhall gekommen sein. Mich interessiert vor allem die bedeutungsvolle Thatsache, daß es eine Schicksalsmacht gibt, welche die Gestalten bestimmter Menschen als unsichtbare Bilder in sich aufnimmt, sie Jahrhunderte oder Jahrtausende lang aufhebt, um sie dann auf einmal in eine zeichnende oder malende Hand hineinzuzaubern, welche gezwungen wird, diese Gestalten zu Papier zu bringen! Warum genießen gewisse Menschen dieses Privilegium, verewigt zu werden, und andere nicht? Und welcher unsichtbare Photograph ist es, der hier seine Hand im Spiele hat?"

„Sie haben eine starke Neigung zum Okkultismus, Fräulein Hilde!" sagte Egersen. „Das Sibyllinische liegt in Ihrem Blute."

Ein silbernes Lachen war die Antwort. „Ja —, da können Sie noch Ihre blauen Wunder erleben! Aber jetzt ein neues Bild!"

„Der Zufall schob mir das Bild eines hessischen Bauern in die Hände, eines vierschrötigen Menschen mit einem Zwerchsack über der Schulter."

„Je!" — rief Hilde aus — „das ist ja der direkte Nachkomme jenes ritterlichen kampflustigen Germanen! Aber von Rittertum und Kampflust ist ihm wenig geblieben. Sehen Sie nur, wie nachdenklich der Mann dasteht! Als ob er eben ein paar Schweine zu wohlfeil verkauft hätte und nun Reue darüber empfindet, daß er das borstige Produkt seines landwirtschaftlichen Talents um ein Spottgeld weggegeben hat! Oder überlegt er, wie viel er seiner Tochter als Mitgift geben soll, nachdem sich soeben ein Freier für dieselbe angemeldet hat? Ein schwieriger Fall für den Mann! Sein Blick ist Spekulation, seine Haltung Nachdenklichkeit, und schwerer Zweifel zieht ihm den Mund in Falten. O du

Nachkömmling des alten Heldenstammes der Chatten — was stimmt dich so ernst? Oder ist es der Gegensatz zwischen dir und jenem schwertfrohen Helden der Vorzeit, dessen Bildnis wir vorher sahen? Dieser Gegensatz ist allerdings betrüblich!"

„Nur scheinbar!" entgegnete Egersen. „Ritterlich sieht der Bauer freilich nicht aus. Aber deswegen kann er doch vor 26 Jahren auf den französischen Schlachtfeldern eben so tapfer gekämpft haben als der alte Ariovist gegen Julius Cäsar! Zäher Heldenmut ward von jeher den Hessen nachgerühmt."

„Nun — jetzt sieht er nur mehr ökonomisch aus!" sprach Hilde dagegen. „Mag seine Vergangenheit so glorreich sein, als sie will: sein jetziges Denken ist bei seinen Äckern und bei seinem Stalle. Und das finde ich auch in der Ordnung; denn zum Aufziehen von Schweinen und Kälbern gehört mindestens ebensoviel Verstand, als zum Totschlagen von Menschen — wenn man auch dabei vielleicht nicht so berühmt wird."

Nun nahm auch Hildes Bruder das Wort. „Ich weiß zufällig, was dieser Bauer im Augenblicke denkt. Er denkt weder an seine Schweine noch an seine streitbaren Vorfahren. Seine Gedanken sind vielmehr ausschließlich bei dem Künstler, der ihn eben abzeichnet; und er überlegt, was dieser Mann an ihm und an seinem Zwerchsack Interessantes findet, wozu er sein Bildnis etwa verwenden wird und wann er mit seinem Kunstwerk fertig sein wird. Es sind also jedenfalls künstlerische Gedanken, die sich in seinem Kopfe umhertreiben. Aber ich habe gemeint, du willst uns eine Geschichte von diesem Bauer erzählen Hilde?"

Das Fräulein schüttelte den Kopf. „Jetzt nicht mehr. Wir haben über ihn zu lange debattiert. Wo die Kritik sich einmal so verbreitet hat, verliert die schaffende Phantasie die nötige Naivetät zum fröhlichen Lügen. Also legen wir ihn beiseite!"



Drittes Kapitel.

Das Nächste, was aus der Mappe kam, war ein steinalter Mann. Bloß der Kopf davon. Ein Kopf wie verwitterter Felsen, in den der Regen tiefe Rinnen gewaschen hat; darüber schneeweißes Haar in spärlichen Strähnen.

„Wo haben wir diesen Kopf schon lebendig gesehen, Fred?" fragte Hilde ihren Bruder.

Dieser nahm das Blatt in die Hand und betrachtete es nachdenklich.

„Bei einer Sommerreise in Tirol, Hilde! Entsinnst du dich des alten Herrgotthändlers in — in — wo war's nur schnell?"

„In Fulpmes war's, im Stubaithale!" antwortete Hilde. „Da kam dieser Alte mit seinem Karren daher.



Franz von Defregger: Studienkopf.



Ludwig von Löfftz: Studienkopf.

„Ein Herrgotthändler?“ frug Egersen. „Gibt es das?“

„Ja — das gibt es. Der Herrgotthändler hat einen kleinen Kram von Kruzifixen, Rosenkränzen und allerhand kleinem Schnitzwerk. Dieser alte Mann war solch ein Hergotthändler. Ein eigener Beruf ist's, mit einem schweren Karren auf der Landstraße hinzuwandern und Kruzifixe zu verkaufen, nicht wahr? Wir kauften damals aus Mitleid dem Alten auch eine Kleinigkeit ab, ein geschnitztes Holzkästchen; es steht noch daheim auf meinem Schreibtische. Dafür ließ ich mir, während Fred seine Nachmittagsruhe hielt, von dem Alten eine Geschichte erzählen, die ich Ihnen hier preisgeben will!“

Hildes Gesicht hatte, während sie so plauderte, wieder einen ganz träumerischen Ausdruck gewonnen; man wußte nicht: holte sie das, was sie sprach, aus den Tiefen ihrer Erinnerung oder aus dem Born erfindender Phantasie hervor. Dann fuhr sie fort:

„Ja — so war's. Der alte Herrgotthändler kam einst durch ein Dorf im Unterinnthale, an einem Sonntag, in ein Wirtshaus an der Landstraße. Allerhand lustiges Volk saß vor dem Wirtshause; darunter war auch ein beurlaubter Soldat, ein Kerl mit einem rechten Galgengesicht. Der Herrgotthändler meinte, da vielleicht etwas verkaufen zu können und öffnete seinen Kram, seine kleinen und großen Kruzifixe. Er fand aber keinen rechten Beifall; denn im Unterinnthal ist man schon recht aufgeklärt; da ist mehr Nachfrage nach Kalterer Spezialwein als nach Kruzifixen. Und der beurlaubte Soldat war frech genug, den Alten noch zu verhöhnen. Herrgott brauche er keinen, sagte der Spötter; aber wenn er einen Teufel habe, den wolle er ihm abkaufen; nur schön schwarz müsse er sein. In kummervoller Entrüstung gab ihm der Alte zur Antwort: Teufel hab' ich keinen; du brauchst Dir auch keinen zu kaufen; denn Du hast ihn schon in Dir selber sitzen! Und er bringt Dich auch noch an den Galgen!

Damit schob der Alte seinen Karren weiter. Aber damit die Geschichte doch ihre Moral hat, will ich doch noch hinzufügen, daß nach der Mitteilung des alten Herrgotthändlers jener beurlaubte Soldat wirklich anderthalb Jahre später in Salzburg gehängt wurde!“

So erzählte Hilde über den alten Weißkopf.

Nun gab ich ihr aber zur Abwechselung das Bildnis einer alten Bäuerin. Sie nahm's, strich sich mit der Hand über die Stirne, als wollte sie eine Idee befreien, die hinter dieser klaren Stirne gefangen lag. Dann hob sie an:

„Ich verlebte einmal ein paar Sommerwochen mit einer befreundeten Familie in Berchtesgaden. Dort lernte ich diese alte Frau kennen. Ja — es war dieselbe alte Frau mit dem strengen Gesichte, der großen knochigen Nase und dem festgeschlossenen Munde. Sie war unsere Nachbarin und leitete mit starker Hand ein ansehnliches Bauerngut, einen herrlich am Abhange des Untersberges gelegenen Hof. Keins der Bauernhäuser im Berchtesgadener Lande war so sauber gehalten wie dieses. Auf dem zierlich geschnitzten Altan prangte ein reicher Flor von Nelken und Levkojen; hinter den blitzblanken Fenstern zeigten sich weiße

Vorhänge; im Stalle scharrten blanke Rosse und kauten breitstirnige Rinder an ihrem Futter.

Diese Frau sah ich zum letztenmale an dem Tage, als ihre Almkühe, mit Kränzen und Bändern geschmückt, von einer zum Hof gehörigen Alm zurück kamen. Voran ging die Sennin im Sonntagsgewande; dann kam die Leitkuh mit einer wunderschön klingenden Glocke, hinter ihr das andere Vieh; auch ein schwarzer Geisbock, der wie ein Teufel aussah. Und den Schluß machte ein mächtiger Rotschimmel, der auf einem kleinen Wagen den Hausrat der Sennhütte zog.

Die Bäuerin stand, als der Zug daherkam, unter der Thüre. Von weitem zählte sie die Tiere und sah, wie wohlgenährt und glänzend dieselben geschritten kamen. Ein Zug von Befriedigung flog über ihr strenges Gesicht. Als aber die Sennin mit heller Stimme rief: Grüß Gott — da sind wir! fragte die Bäuerin: Und der Hies — ist er nicht kommen?

Erschrocken und mit weitaufgerissenen Augen schüttelte die Sennin den Kopf. Über das Gesicht der Bäuerin aber flog ein Zug des tiefsten Jammers; ohne ihre schönen Kühe weiter eines Blickes zu würdigen, drehte sie sich auf dem Absatze herum und verschwand im Hause. Von der Sennin aber erfuhr ich nachher, was es war mit dem Hies. Der Hies war der Sohn der Bäuerin; ihr einziges Kind. Für ihn verwaltete sie den prächtigen Hof; an ihn dachte sie bei jedem Erntewagen, der in die Tenne fuhr. Aber der Hies war seit elf Jahren verschwunden — und niemand wußte von ihm. Er war verschwunden, weil er von seinem Schatz nicht lassen wollte. Dieser Schatz war die Schinders Zenzi, damals das schönste, aber auch verrufenste Mädchen des Ortes. Und wegen dieser Zenzi war der Hies mit seiner Mutter in einen Zwiespalt geraten, der sich nimmer schlichten und richten ließ. Umsonst hatten der Pfarrer und die Verwandten des Hies ihm zugesprochen, er möge doch von dem Mädchen lassen; — es war umsonst; sie hatte es ihm angethan. Umsonst hatte die Bäuerin der Zenzi ein Vermögen angeboten, wenn sie den Hies freigäbe; — sie that's nicht. Und der Bursche, eben so starrköpfig wie seine Mutter, war eines Tages verschwunden; merkwürdigerweise ohne die Zenzi mitzunehmen. Nun saß die alternde Bäuerin einsam auf ihrem Hofe; aber ihre Leute sahen es ihr an, daß sie Tag für Tag und Stunde für Stunde auf den verlorenen Sohn wartete. Und bei jedem Jauchzen, das in schönen Sommernächten in die Kammer der ruhelosen Frau hinaufdrang, fuhr sie zusammen und meinte: jetzt käme der Hies.

Ich weiß nicht, ob er seitdem gekommen ist!"

Mit diesen Worten schloß Hilde Reichenbach ihre Geschichte von der Bäuerin. Sie legte das Blatt weg und nahm ein neues. Mit einem reizenden Schmollen rief sie aus: „Schon wieder eine alte Frau! Nein — das wird mir zu viel! Ich erbitte mir mehr Abwechselung. Oder noch besser: jetzt reden Sie einmal, Herr Egersen. Das geht Sie an; denn das ist eine alte Frau aus dem Norden!"

„Ich kann nicht so hübsch erzählen wie Sie!" sagte Egersen.



Karl von Bergen: Unterelbische Wollspinnerin.



Adolf Oberländer: Studienkopf.



Otto Seitz: Studienköpfe.

„Hübsch oder nicht hübsch — das ist gleichgiltig!"

Und sie schob lachend das Blatt Herrn Egersen zu. Dieser besah dasselbe; dann begann er mit wohllautender Stimme:

„Bei einem Spaziergang in der Nachbarschaft von Hamburg ward ich einst von einem Gewitterregen überrascht. Ich trat in eine Hütte, um Unterstand zu finden und kam in eine einfache Stube, wo eine alte Frau mit Wollspinnen beschäftigt war. Es roch hier allerdings nach Öl, mit dem das Spinnrad geschmiert war; auch flog Wollstaub in der Luft umher; aber es war mir doch lieber da als draußen, wo der Platzregen in ganzen Fluten herniederschoß. Und weil das alte Weibchen mich freundlich einlud, auf einer uralten ledergepolsterten Bank Platz zu nehmen, ließ ich mich nieder und begann ein Gespräch mit der Alten. Dasselbe nahm einen befremdlichen Anfang; denn als ich frug, wo die Alte ihre Hantierung gelernt habe, meinte sie mit einem listigen Augenzwinkern: Im Zuchthaus!

Sie sah, daß ich betreten war. Aber sie weidete sich einen Augenblick an meiner Verlegenheit; dann fuhr sie fort: Na, so schlimm bin ich nicht, wie Sie wohl meinen, daß ich eingesperrt gewesen wäre! Ich war Aufseherin im Spinnsaal der weiblichen Sträflinge und hatte den Weibsleuten das Spinnen beizubringen. Ich war damals wohl besser bezahlt als heut' und hatte für gutes Essen und eine warme Stube nicht zu sorgen. Aber länger als sieben Jahre hielt ich's nicht aus. Der Doktor sagte mir, ich müßte fort, wenn ich am Leben bleiben wolle. Und weil ich das selber spürte, ging ich. Hatt' auch nichts mehr zu suchen in dem Haus!

Da haben Sie wohl viel Trauriges und Böses mit ansehen müssen? fragte ich.

Die Alte nickte melancholisch. Genug für mein ganzes Leben! sagte sie dann langsam. Ich hatt' ein paar Mädels in meiner Abteilung, blutjung und bildhübsch; die hatten ihre kleinen Kinder umgebracht. Sie sind alle an der Schwindsucht gestorben, ehe sie ihre Strafe überstanden hatten. Eine davon, die Annemarie, die weinte zwei Jahre lang ununterbrochen, bis sie starb!

Und wie kamen Sie denn auf den Gedanken, ins Zuchthaus zu gehen? fragte ich weiter.

Die Alte war ein paar Sekunden ganz still. Dann sagte sie leise: Es war eben wegen des Klas, der mein Bräutigam war. Er war ein herzensguter Mensch, aber wenn er getrunken hatte, dann kannt' er sich nicht mehr. Im Rausche hatt' er Einen erschlagen, der viel weniger wert war als er; aber ins Zuchthaus kam er doch. Fünf Jahre haben sie ihm gegeben. Und weil ich keinen Menschen in der Welt hatte als ihn — nun da bin ich eben als Aufseherin ins Zuchthaus gegangen, damit ich wenigstens unter einem Dache sein konnte mit ihm. Ich konnt' ihn auch ab und zu sehen, wenn er im Hof arbeiten durfte. Ein tüchtiger Arbeiter war er; auch noch im Zuchthaus. Aber seine fünf Jahre hat er nicht überstanden, der Klas; nach vier Jahren starb er, gerad' einen Tag, ehe ihm der Rest seiner Strafzeit nachgelassen ward!

So erzählte die Alte. Und da mittlerweile der Regen auch nachgelasse hatte, dankte ich ihr für die Unterkunft und ging wieder hinaus in den Frühlingstag und dachte an die alte Frau, die das karge Glück, vier Jahre lang ihren Bräutigam im Zuchthause sehen zu dürfen, nun schon so lange, lange Zeit hinter sich hatte!"

Egersen war mit seinem Bericht zu Ende. Hilde sandte ihm aus ihren glänzenden Augen einen dankbaren Blick zu und sagte: „Warten Sie nur; Sie müssen noch viel erzählen! Da haben Sie einen alten Landedelmann — was halten Sie von dem?"

Egersen nahm lachend das Blatt, das sie ihm aus meiner Mappe reichte. „Einen Landedelmann nennen Sie diesen Kerl mit der Pelzmütze und dem unrasierten Kinn?"

„Nun — ländlich sieht er doch aus, und ein edler Charakter ist er auch, so lange man nicht das Gegenteil nachweist."

„Ich muß gestehen", sagte Egersen, „daß er mir eher den Eindruck eines durchtriebenen Spitzbuben macht. Er erinnert etwas stark an den berühmten Swinegel auf der Burtehuder Haide."

„Er hat in der That ein Igelgesicht!" nahm Fred Reichenbach das Wort. „Aber es gibt eine Masse Menschen, deren Köpfe ganz auffallend an Tiere erinnern. Es gibt Pferdeköpfe, Kamelköpfe, Fuchsköpfe, Vogelköpfe und Fischgesichter."

„Namentlich aber Affenköpfe!" fügte Hilde hinzu.

„So — und was für eine Art von Kopf ist dieses?" fragte ich und reichte ihr die Skizze einer alten Frau an einem Krückstock, mit verbundenem Gesichte.

„Das ist der Menschheit ganzer Jammer, der mich anfaßt!" gab Hilde zur Antwort. „Es ist der Punkt, wo das Bemitleidenswerte anfängt, lächerlich zu werden. Aber ich kann Ihnen sagen: diese alte Frau gibt es; ich kenne sie. Sie sitzt an schönen Sommertagen in Prag und um Prag herum, am Eingang von Kirchen und am Straßenrande, wo viele Leute spazieren gehen. Sie hat einen Kram von Zündhölzchen und kleinen Wachskerzen; aber man kauft ihr nichts ab, weil man meint, daß ihre Hände nicht appetitlich genug sind, um etwas daraus zu nehmen. Dafür wirft man ihr einige Kupferkreuzer in die Schürze. Ich vermute übrigens, daß diese alte Frau die letzte Abkömmlingin jener berühmten Fürstin Wlasta ist, die einst die böhmischen Amazonen beherrscht hat."

„Die böhmischen Amazonen? Was ist mit ihnen?" frug Egersen.

„Ach, das ist auch so eine prähistorische Erinnerung!" antwortete Hilde. „Die böhmischen Amazonen empörten sich gegen die Männer und suchten mit dem Schwert in der Faust die Frauenfrage zu lösen, bis nach langem, grimmigem Kampfe ihre Burg von den Rittern erstürmt ward."

„Aber weshalb soll diese bemitleidenswerte alte Frau der letzte Sproß der Amazonenfürstin sein?"

„Auf dem Wege der ausgleichenden Gerechtigkeit!" lachte Hilde. „So schön und herrisch die Urahnin gewesen ist: eben so erbärmlich und elend muß die



Alexander Küster: Seehafen.

Letzte des Stammes sein. Das verlangt das Weltgericht. Wenn es überhaupt ein Absteigen in den Lebensläufen gibt, so müssen die am tiefsten heruntersteigen, deren Vorfahren am höchsten oben waren. Von der Mägdeburg der Wlasta ist heute nur der Fels mehr vorhanden, auf dem sie stand; trauernd schaut er herab in die stillflutende gelbgrüne Moldau — warum soll von der Amazonenfürstin selber mehr übrig sein, als dieses alte Weib mit dem Jammergesicht, mit dem Krückstock und dem Zündholzkasten? So können doch die Sünden der rebellischen Wlasta gebüßt werden!"

Ich nahm inzwischen ein neues Blatt aus meiner Mappe: einen Kopf mit einer wahren Galgenphysiognomie.

„Hier" — sagte ich — „haben Sie das würdige Gegenstück zu diesem Jammerbilde. Aber in Mannesgestalt. Sie gehören beide zusammen. Weil sie gar so niedlich sind, kommen sie auf ein Blatt."

„Ein netter Kerl!" rief Reichenbach.

„So möchte ich auch einmal aussehen!" fügte Egersen hinzu.

„Was ist das nun wieder für ein Halunke?" fragte Hilde sich selbst mit bedenklichster Miene.

„Unzweifelhaft einer von den ächtesten Lazzaronis, die man am Hafen von Neapel herumlungern sieht!" erklärte Egersen.

„Es ist ein Mitglied des mediterraneischen Lumpenproletariats!" behauptete Fred. Solche Spitzbuben findet man überall, so weit die blaue Welle des Mittelmeeres rauscht, von Gibraltar bis nach Smyrna und Alexandria. Sie sind einfach Läuse im Pelz der Civilisation."

„Ach, das ist eine ethnographische, kulturgeschichtliche Erklärung!" sagte Hilde. „Das genügt nicht für unsere Zwecke. Weiß niemand etwas von ihm zu erzählen? Nun, meine Herren, wenn Sie beharrlich schweigen, muß wohl ich wieder daran. Sie kennen alle das Märchen vom Schlaraffenland, dann brauche ich Ihnen über dieses Land nichts weiter zu erzählen. Der Mann aber, den wir hier vor uns haben, ist aus Schlaraffenland gebürtig und wurde wegen eines todeswürdigen Verbrechens aus jenem Lande ausgestoßen. Er fand sich plötzlich in die Menschheit versetzt, so gewissermaßen hingespuckt. Es war aber nicht in Neapel, sondern am Hafen von Triest. Dieser verbannte Schlaraffe, Beppino hieß er, fühlte sich, als ihm die Sonne auf seine dürftig bekleidete Gestalt fiel, recht behaglich; mit der Zeit aber spürte er Appetit. Und als er einige Andere, die ihm ähnlich sahen, neben sich eine Schüssel Polenta essen sah, wollte er kurzweg einem derselben den Löffel aus der Hand nehmen, um auch mitzuessen. Aber statt ihm guten Appetit zu wünschen, prügelten die anderen ihn einfach durch und warfen ihm Orangenschalen und leergegessene Muscheln ins Gesicht. Beppino, hierüber höchst entrüstet, dachte bei sich: Wie geht das zu? Diese essen und ich soll nicht essen? Man machte ihm begreiflich, daß, wer essen wollte, dafür bezahlen müsse, bezahlen könne man aber nur mit Geld. So gebt mir Geld! sagte Beppino. Da ward er aber erst recht verhöhnt. Geh'

hin und hilf dort die Schiffe ausladen! sagte man ihm. Beppino ging hin, stieg auf ein Schiff, welches eben ausgeladen ward, warf einen Sack aus dem Schiffe heraus, und nachher hielt er die Hand hin und wollte Geld. Der Steuermann aber versetzte ihm einen Tritt, daß er ans Land herausflog und bedeutete ihm, daß das Herauswerfen eines einzelnen Sackes unmöglich anders bezahlt werden könne, als durch das Herauswerfen eines einzelnen Menschen. Nun ging Beppino zu einem anderen Schiffe und fragte ganz demütig, da sein Appetit immer größer geworden war, nach Arbeit. Man gestattete ihm, eine Kurbel an einem Krahne zu drehen. Und nachdem er einen halben Tag lang gedreht und seinen wütenden Appetit mit einer Hand voll Polenta gestillt hatte, die ihm ein Paar andere Arbeiter großmütig schenkten, erhielt er abends einen halben Gulden als Lohn. Nun konnte Beppino seinen Appetit gründlich befriedigen. Er war aber nunmehr auch in das Geheimnis der Arbeiterfrage eingeweiht. Nur faßte er dieselbe eigenartig auf; denn er sagte: Die Menschen sind doch recht dumme Luder, daß sie das Arbeiten erfunden haben! Wo anders macht man das besser!

Das hörte ich aus seinem eigenen Munde. Als ich ihn aber fragte, wo denn das „wo anders" sei, grinste er nur wie ein Teufel und deutete mit dem Daumen über die Schulter ins Meer hinaus, dorthin, wo ungefähr das Schlaraffenland liegen dürfte. Er wird es aber nie mehr sehen, dieses gelobte Land — ebensowenig als wir!"

Mit einem Seufzer schloß Hilde ihre moralische und lehrreiche Erzählung, warf noch einen melancholischen Blick auf den Gegenstand derselben und fügte hinzu: „Wirklich ein lieber Kerl!"

„Ihre Geschichte" — sagte Egersen — „dient eigentlich zur Illustration des Zusammenhangs zwischen dem Recht auf Existenz und der Pflicht zur Arbeit. Aber sehen Sie, Fräulein, die Pflicht zur Arbeit für den, der existieren will, leugnet niemand. Leider. Es war ein Mißgriff der Kultur von Anbeginn, daß sie die Existenz auf die Arbeitspflicht basiert hat. Denn das hieß nichts anderes, als daß für ewige Zeiten der menschliche Geist wie die menschlichen Hände mit all' ihren Künsten und Talenten Sklaven des Magens geworden sind."

„Sie übertreiben ein wenig, Verehrtester!" antwortete Hilde. „Unser Geist und unsere Hände sind nicht die Sklaven des Magens, sondern seine beständigen Erretter vom Hungertode."

„Aber nicht freiwillige Retter, sondern gezwungene!" entgegnete Egersen. Es ist alles nur Zwangsarbeit, Zwangstugend, Zwangskultur. Die ganze Gesittung ist ein großes Zwangsarbeitshaus. Und dieser Mißgriff der Weltordnung wird erst gutgemacht, wenn man einmal entdeckt hat, das Verhungern zu einer ebenso angenehmen Beschäftigung zu machen, wie den Genuß eines Diners von zehn Gängen."

Da diese ethischen Erörterungen mein Buch nicht wesentlich förderten, gab ich stillschweigend ein neues Blatt an Hilde.





Otto H. Engel: Studienkopf (Fischer).

Viertes Kapitel.

Nun kam eine Hafenlandschaft, Motiv aus Stralsund.

„Das ist wieder etwas für Sie, Herr Nordländer!“ rief Hilde und gab das Blatt an Egersen.

„So ähnlich ist's, wenn auch nicht ganz!“ gab dieser zur Antwort. „Ich kenne diesen Hafen ziemlich genau; habe ich doch als kleiner Junge so manche Ferienwoche in Stralsund bei kleinen Vettern verbracht. Das Denkwürdigste, dessen ich mich aus meiner Stralsunder Zeit erinnere, ist freilich nicht anmutig, sondern etwas düster; aber ich will es Ihnen doch erzählen.

Wir fuhren eines Tages über den Hafen nachhause. Unser Haus, dem wir zusteuerten, war ein altes Kaufmannshaus, dessen Speicher dem Hafen zugekehrt war. Hoch oben aus dem spitzigen Giebel dieses Speichers ragte ein mächtiger schwarzer Balken, in dessen Ende eine Rolle angebracht war, und durch die Rolle lief ein Seil mit einem Haken daran, damit man Warenballen in den Speicher hinaufbefördern konnte. Als wir nun am Abend jenes Tages heimfuhren, sahen wir, daß an dem Haken etwas hing, und beim Näherkommen zeigte sich, daß es ein Mensch war. Und er mußte eben erst hingehängt worden sein; denn er schwankte noch hin und her, und uns kam's sogar vor, als ob er sich noch rühre. Einer meiner kleinen Vettern aber schrie ganz entsetzt: Der Lude ist's, unser Lehrling!

Aber es kam anders, als Sie denken.

Denn in demselben Augenblicke riß der Strick, mit welchem der Mensch sich an den Haken gehängt hatte, und der Gehängte schoß wie ein Pfeil aus dem fünften Stockwerk des Speichers bis in den Hafen herab. Der Schiffer, der uns ruderte, trieb mit Riesenkräften sein Boot an die Stelle hin, und wir kamen gerade recht, um den unglücklichen Lehrling aus dem Wasser zu ziehen. Das kalte Bad hatte ihm gut gethan; denn er gab einige Lebenszeichen von sich und ein rasch zur Stelle gekommener Arzt brachte ihn bald vollends zur Besinnung.

Damals noch nicht, aber später erfuhr ich, was den Lehrling dazu gebracht hatte, sich den Strick um den Hals zu legen. Eine recht mittelmäßige, aber leidlich hübsche Theaterprinzessin hatte ihn berückt. Er war in liederliche Gesellschaft gekommen, hatte angefangen, seiner Herzensdame Geschenke zu machen, und weil seine Mittel nicht ausreichten, hatte er meinem Onkel, seinem Prinzipal, eine kleine Quantität Waren veruntreut. Mein Onkel spedierte ihn nach Amerika. Ich aber kann niemals mehr einen jener Speicherbalken unserer Seestädte ansehen, ohne an den grausigen Anblick zu denken, wie der Mensch da oben hing und wie wir ihn hernach als halb Gehängten und halb Ertrunkenen aus dem abenddunklen Hafenwasser fischten. Auch hat mich dieses Erlebnis davor behütet, mich jemals in eine Schauspielerin zu verlieben.“

„Bedauern Sie das recht?“ fragte Hilde Reichenbach.

„Natürlich bedaure ich es!“ antwortete Egersen gelassen.

„So? Dann werden Sie zur Strafe dieser Frivolität gleich wieder etwas erzählen. Hier ist nämlich noch ein Kopf aus dem Norden, mir gänzlich fremd. Aber Sie müssen ihn kennen!"

Und sie schob ihm das Bild eines Nordseefischers hin, das ich mittlerweile aus der Mappe genommen hatte. Egersen nahm das Bild, besah es mit sachverständigem Blicke und sagte dann:

„Es ist in der That ein Landsmann von mir, ein Holsteiner. Als ich vor neun Jahren um das Kap Horn nach Valdivia fuhr, fischten wir den Menschen aus der Südsee, wo wir ihn auf einem, aus Schiffstrümmern gefertigten Floß fanden. Es wird Sie vielleicht interessieren, zu erfahren, wie er dahin kam. Dieser holsteinische Fischer, Sommer mit Namen, hatte einst in Hamburg auf einem amerikanischen Klipper Matrosendienst genommen und war nach Amerika gekommen. Dort hatte er sich einem Robbenjäger verdungen, der in den Gewässern um Kap Horn den Robbenfang betrieb. An der Küste von Südchile war das Schiff des Robbenjägers gescheitert; ein Teil der Mannschaft hatte sich in Booten zu retten gesucht; drei Mann waren auf dem gestrandeten Wrack zurückgeblieben und hatten sich nach dem Sturme an die Küste gerettet. Sie fanden Zuflucht in einem felsigen Fjord, in dessen Innerem ein mächtiger Gletscher aus der Kordillere bis an das Meer herunterstieg. Hierher schafften sie von den Trümmern ihres Wracks, was zu bergen war; auch Lebensmittel besaßen sie genug, um lange auszuhalten. War das Wetter günstig, so fuhr einer von ihnen auf einem Floße an den Ausgang des Fjords, um nach Schiffen auszulugen, die etwa vorbeikämen. Diese Wache war einmal dem Sommer zugefallen, und er hatte zwei Tage draußen auf seinem Floß gelegen, als ihn ein drohender Sturm nötigte, wieder ins Innere des Fjords zurückzukehren. Es war schon dunkel, als er den Platz erreichte, wo die dürftige Hütte seiner Gefährten stand. Von weitem schon sah er, daß die Hütte brannte. Vorsichtig näher rudernd, ward er zu seinem Entsetzen inne, daß ein Schwarm Feuerländer die Hütte überfallen hatte; beim flackernden Schein des Brandes erkannte er die auf Spießen steckenden abgeschnittenen Köpfe seiner unglücklichen Kameraden. Er ruderte sein Floß in einen versteckten, von Klippen umgebenen Winkel des Fjords. Hier lag er und lauerte, bis die Feuerländer wieder abzogen; dann versah er sein Floß mit einigen Nahrungsmitteln, die der Raublust der Feuerländer entgangen waren, wartete an einer geschützten Stelle des Fjords, bis der Sturm sich gelegt hatte und fuhr dann ins Meer hinaus, wo er uns in die Hände fiel. Als er auf unser Schiff kam und seine Geschichte erzählt hatte, gaben ihm die Matrosen so viel Branntwein zu trinken, daß er drei Tage lang nicht mehr stehen konnte. Hernach ward er wieder Kulturmensch und fuhr von Valdivia aus nach Hamburg zurück!"

Hiermit schloß Egersen seinen Bericht.

„Schade, daß das Buch von Robinson Crusoe schon geschrieben ist!" meinte Hilde. „Sonst müßten Sie es schreiben!"



Max Liebermann: Fischerin.



Riefstahl: Appenzeller Sennerbub.

„Es ist wahr!“ antwortete Egersen melancholisch. „Ein bischen Reminiszenz an Robinson ist darin; aber die abgeschnittenen Köpfe sind doch neu.“

„Und haben Sie von Ihrem holsteinischen Robinson noch Weiteres gehört?“

„Freilich!“ antwortete Egersen. „Zunächst durch seine Frau. Auf der Insel Sylt war's, wo der Mann sich niedergelassen und eine Fischerstochter geheiratet hatte. Ich ging dort eines Abends auf den Dünen spazieren; da sah ich eine Frau, die aufmerksam ins Meer hinausschaute, über welchem ein Unwetter aufzog. Es war eine derbe Niedersächsin; nicht unschön, aber natürlich keine Prinzessin. Ich frug sie, ob ihr Mann draußen sei auf der See, und ob sie Sorge um ihn hätte. Draußen sei er schon, meinte sie drauf, und Sorge hätte sie auch um ihn; denn ihren Großvater und ihren Vater habe die See genommen. Dann lachte sie aber wieder und sprach die Vermutung aus, daß ihr Mann wohl einen starken Schutzengel haben müsse, sonst wäre er schon im Feuerlande zu grunde gegangen. Und das brachte es heraus, daß der Mann dieses Fischerweibes wirklich derselbe holsteinische Robinson war. Ich unterhielt mich noch mit jener Frau, bis die Fischerboote zurückkamen. Im letzten derselben befand sich der Robinson mit seinen Kameraden; und es war hohe Zeit, daß sie sich auf den Heimweg gemacht hatten; denn eine halbe Stunde später fegte ein Nordweststurm daher, daß ich meinte, er müßte das ganze Inselland in Stücke zerreißen. Aber jetzt habe ich genug geschwatzt; nun erzählen Sie uns Schöneres!“

Hilde Reichenbach hielt schon ein neues Blatt in den Händen, ein Blatt mit einem schlichten Bauernbuben. Ihre Augen hafteten sinnend auf dem hübschen Gesicht des Buben, und sie erzählte:

„Tief im Hochgebirge, in einem Seitenthal des Paznaunthales, das in unzugängliche Eiswüsten hinaufzieht, liegen noch zwei Bauernhöfe. In einem derselben war ein Hüterjunge bedienstet, der nicht Vater noch Mutter kannte; er war von der Gemeinde als elternloses Kind aufgenommen und zu dem Bauern gethan worden. Gabriel hieß der Bube, und war von stillem, träumerischem Wesen. Die Tochter des Nachbarhofs, die Magdalene, war seine Gespielin; die Beiden waren gleich alt und verstanden sich gut. Und oft, wenn sie auf den Felsen am Rande des Gletscherbachs beisammensaßen, während Gabriel die Kühe seines Bauern hütete, sprachen sie von seltsamen Dingen, von denen Bauernkinder sonst nicht reden.

Eines Tages aber sprachen sie von etwas, wovon auch Bauernkinder manchmal reden. Gabriel sagte nämlich zur Lene: wenn ich groß bin, werde ich Dich heiraten, Dich und keine andere! Die Lene aber, klug wie sie war, antwortete: Geh', dummer Bub, womit willst Du mich denn heiraten, wo Du nicht Haus und Hof, nicht einmal Vater und Mutter hast? Hierauf ward Gabriel sehr betrübt, daß ihm die dicken Thränen über die Wangen rannen. Die Lene fühlte tiefes Mitleid mit ihm und raunte ihm leise zu: eins wüßt' ich schon, Gabriel, wie Du mich heiraten könntest, — aber schwer ist's! — Sag' mir's,

Lene — ich thu's und wenn es das Schwerste in der Welt wäre! — Und die Lene fuhr fort: Droben, weißt Du, wo der Schwarzensee ist, da ist eine braune Steinwand und mitten in ihr eine große Höhle. In dieser Höhle ist der Wunderbrunnen; das sind drei Wässerlein. Aus einem trinkt man sich, daß man reicher und mächtiger wird als alle Kaiser und Könige der Welt; aus dem zweiten trinkt man sich die ewige Verdammnis und aus dem dritten den Tod. Wenn aber ein Mensch hinaufkommt, der ein reines Herz hat: dem wird schon ein Zeichen, welches Wässerlein das richtige ist!

So sagte die Lene dem Gabriel. Und am nächsten Sonntage stieg der hinauf zum Schwarzensee und fand auch die braune Steinwand. Aber die Höhle mit dem Wunderbrunnen war hoch droben, und es galt ein scharfes Klettern, um hinaufzukommen. In der Höhle sah der Hüterbube allerhand flimmerndes Gestein, und auch die drei Wasserfäden, die über die Rückwand der Höhle herunterplätscherten und in einen schwarzgrünen kleinen Felsenkessel fielen. Aber welcher von den drei Wasserstrahlen war nun der richtige? Eine Stunde lang saß der Gabriel vor dem Wunderbrunnen und wartete auf das Zeichen, das ihm versprochen war. Aber das Zeichen kam nicht; da trank der Gabriel von allen drei Brunnen nacheinander. Und als er getrunken, pflückte er noch eine Hand voll Alpenblumen für die Lene und wollte wieder hinuntersteigen. Am nächsten Morgen fand ein Gemsjäger den zerschmetterten Leichnam des Hüterbuben am Fuße der Steinwand. Der arme Gabriel mußte wohl zu viel von jenem Quell getrunken haben, aus dem man sich den Tod trinkt."

So erzählte Hilde, und legte das Blatt mit dem Tiroler Bauernbuben aus der Hand.

„Haben wir nicht alle aus den drei Quellen zugleich getrunken?" fragte Egersen.

„So wird's wohl sein!" antwortete Hilde. „Aber geben Sie ein anderes Blatt her!" fügte sie bei, zu mir gewandt. Und als ich ihr ein neues Blättchen reichte, wiegte sie zweifelnd den Kopf. „Diessenhofen?" fragte sie. „Gibt es das?"

„Ein Städtchen am Oberrhein. Wenn man vom Bodensee rheinabwärts nach Schaffhausen fährt, kömmt man daran vorbei. Aber wenn Sie das Städtchen nicht kennen, werden Sie uns auch keine Geschichte davon erzählen wollen?"

„O ja, die Geschichte weiß ich schon!" entgegnete Fräulein Hilde übermütig. „Hören Sie an!"

„In einem kleinen Städtchen am Rhein wohnte ein Apotheker, dessen Haus rückwärts an den Rhein stieß, daß man Tag und Nacht sein melodisches Rauschen vernahm. Im Erdgeschoß war die Apotheke, im ersten Stockwerk wohnte der Apotheker und ein Stübchen im zweiten Stockwerk war von einem armen Schulgehilfen bewohnt. Der Schulgehilfe war noch recht jung; aber er hatte doch schon ein Auge auf das wohlgenährte Töchterlein des Apothekers geworfen und



Karl Häberlin: Dießenhofen am Bodensee.

ihr gefiel auch der blasse, hübsche Mensch ausnehmend gut. Zu einer Erklärung wars zwischen den Beiden noch nicht gekommen; aber wenn sie sich auf der Treppe begegneten, grüßten sie sich recht freundlich und einmal, als der Schulgehilfe an Heiserkeit litt, hatte er sogar schon eine Schachtel Lakritzen-Zeltchen geschenkt bekommen. Seine freien Stunden pflegte der Schulgehilfe mitunter dem Fischereisport zu widmen, indem er eine Angelschnur zum Fenster hinaushängte und seinen Köder in den Rhein hinunter fallen ließ. Diese harmlose Liebhaberei sollte aber ein merkwürdiges Ende nehmen. Eines Tages saß der Schulgehilfe lesend in seinem Stübchen und hatte zugleich die Angelschnur in der Hand, während der Haken in den Rhein hinunterhing. Da hörte er, wie Jemand die Treppe heraufkam, und weil er den Briefträger erwartete, lief er zur Thüre, indem er zugleich die Angelschnur rasch aufzog. Einen gewissen Widerstand, dem die Angelschnur begegnete, überwand der Schulgehilfe durch heftiges Anziehen; dann öffnete er die Thüre. Der Briefträger brachte ihm aber nicht die erhoffte angenehme Nachricht, sondern eine sehr unangenehme, nämlich die Abweisung eines Gesuchs um eine Lehrerstelle. Aber das war noch das Geringere. Viel bitterer war, daß im nächsten Augenblicke der Apotheker die Stiege heraufgestürmt kam mit einem blutigen Tuch an der Nase. Der unglückselige Schulgehilfe hatte, als er seinen Angelhaken so rasch aufzog, statt eines Fisches die Nase des Apothekers gefangen, die gerade zum Fenster des unteren Stockwerks herausspähte. Und weil sich der Apotheker nicht in die Höhe ziehen lassen konnte, hatte ihm der Haken einen seiner schönen Nasenflügel aufgerissen. Der Apotheker zerschnitt auch sofort wutschäumend das Tischtuch zwischen sich und dem armen Schulgehilfen. So hatte dieser sein Heim, seine Liebe und seine Aussicht auf Anstellung mit einemmal verloren. Der Ärmste war noch im Zweifel, ob er in den Rhein springen oder sich vom nächsten Bahnzug überfahren lassen wollte; da erhielt er ein Telegramm aus Basel, daß ihm eine ganz entfernte Tante ein Legat von fünftausend Franken vermacht hätte. Unser Schulgehilfe packte sein Bündel, hängte den Schuldienst an den Nagel, fuhr nach Zürich und begann mit seinen fünftausend Franken so erfolgreich zu studieren, daß er heute Geheimrat und Zierde einer deutschen Universität ist. Jenes Städtchen am Rhein aber hat er nicht vergessen. Nach vielen Jahren landete er einst in jenem Städtchen und frug nach der Apotheke. Seine Jugendliebe hatte natürlich mittlerweile einen Apotheker geheiratet; sie war kugelrund und Mutter von sechs kugelrunden Kindern geworden, und der alte Apotheker war nebst seiner zerrissenen Nase längst begraben worden. Nur die Häuser standen noch so windschief wie einst am Rhein und der Strom rauschte an ihnen vorüber, groß und klar."



Fünftes Kapitel.

Fräulein Hilde verstummte. Fred Reichenbach aber sah durch ein rundes Rauchwölklein, welches er eben seiner Cigarre entlockt hatte, nach seiner Schwester hin und sagte: „Weißt Du, Hilde, diese Geschichte war eigentlich zu lang, um so kurz erzählt zu werden. Dabei bleiben die Figuren, wenn man so im Telegrammstil erzählt, zu schemenhaft. Wenn man nicht die zerrissene Nase des Apothekers hätte, um sich daran zu halten —“

„Nun — so halte Dich nur an die zerrissene Nase!“ unterbrach ihn Hilde lachend. „Das ist ein ganz netter Anhaltspunkt.“

„Ich würde es sicher nicht thun, wenn ich wüßte, ob der Apotheker auch Tabak schnupfte!“ meinte Fred gleichmütig.

„Pfui!“ zürnte Hilde. Dann wandte sie sich zu mir und sagte entschuldigend: „So sind die Männer; wir streifen höchstens einmal das Unappetitliche flüchtig, sie springen mit beiden Füßen hinein.“

Fred aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Erst soll ich mich an der Nase des Apothekers anhalten und dann mit beiden Füßen hineinspringen! Ich möchte wissen, wie man dieses Turnkunststück fertig bringt!“

Ich hatte mittlerweile ein neues Blatt aus der Mappe genommen und es Hilde hingereicht. Es war ein süßes kleines Mädchen, das auf einem Mauervorsprung saß und einen Gummiball in den Händen hielt, welcher beinahe so groß war wie der Kopf des Kindes.

„O weh —“ rief Hilde in komischer Verzweiflung — „was soll ich mit diesem Kinde anfangen? Über alte Leute läßt sich was erzählen, die haben Erlebnisse hinter sich. Aber solch ein Kind, das hat ja noch gar nichts erlebt. Was thu' ich mit seinen hübschen Augen und mit seinem rosigen Mäulchen? Lassen Sie mich einmal dieses Kind analysieren. Es ist ein Kind einer bescheidenen Arbeiterfamilie oder eines kleinen Gewerbsmannes. Denn sein Gewand ist bescheiden, fast ärmlich. Kleine Mädchen, welche wohlhabenden Leuten gehören, haben in diesem Alter noch Spitzen an ihren Kleidchen und Hemdchen. Dieses arme Ding hat niemals Spitzen gehabt. Aber einen Gummiball hat es, der für seine sonstigen Verhältnisse viel zu groß ist. Wißt Ihr — dieser Gummiball gehört nicht ihm; er ist ihm bloß anvertraut. Es ist das Kind des Hausmeisters oder Gärtners einer Villa, und das elegante Töchterchen des Villenbesitzers hat ihm eben den Gummiball zur Aufbewahrung übergeben. Und weil das arme Gärtnerskind zwei Hunde daherkommen sah, von denen es befürchten mußte, daß sie den Gummiball auffressen würden, nahm es denselben mit liebender Sorgfalt an sich und flüchtete sich auf den Mauervorsprung. Und wenn ich jetzt der Märchendichter Andersen wäre, würde ich den Gummiball reden lassen. Ja — mit seiner elastischen, feinen Stimme würde er das Mädchen bitten, ihn in den Bach zu werfen, der hinter der Villa vorüberfließt, damit er aus dem Bache in



Johanna Kirsch: Kind mit Ball.



Hermann Moest: Thor.

den Strom und aus dem Strome in den Ozean hinunterschwimmen und schließlich nach Südamerika zurücksegeln könne, wo ja eigentlich seine Heimat sei in einem großen prächtigen Urwalde, zwischen Papageien und Affen. Aber das kleine Gärtnersmädchen wird diesmal den Gummiball nicht in den Bach werfen; und das ist ein großes Glück für ihn, sonst würde er, ehe er seine Heimat erreichte, von einem Haifisch gefressen werden, der ihn, dumm wie die Haifische sind, für einen aus England dahergeschwommenen Pudding halten müßte! Damit ist die Geschichte von dem kleinen Mädchen zu Ende und Sie liefern ein anderes Blatt, damit wir uns von dieser Gummi Phantasie erholen können."

In diesem Augenblicke krachte ein Donnerschlag, daß das Haus erzitterte.

„Der ist noch vom gestrigen Gewitter übrig geblieben," meinte Fred Reichenbach. „Daß die Elektrizität sich verspätet, kommt sonst selten vor.

Hilde war ans Fenster geeilt. „Donar hat seinen Hammer geworfen," rief sie. „Dort droben auf dem umwölkten Berge sah ich ihn eben noch stehen, den alten Heidengott, grimmigen Angesichts, mit seinem totbringenden Hammer Mjölner, dem Zermalmer, in der Götterfaust!"

„Aber wenn er den Hammer geworfen hat, kann er ihn doch nicht mehr in der Götterfaust halten." So meinte Herr Reichenbach etwas ungläubig.

Hilde kräuselte die Lippe verächtlich. „Man sieht, daß Du Dich mit den Göttern nicht genügend beschäftigt hast. Der Hammer Thor's fliegt immer wieder in die Hand seines Herrn zurück, nachdem er seine Schuldigkeit gethan hat. Er ist nicht wie Deine skeptischen Bemerkungen, die nur einmal ihr Ziel verfehlen und dann nicht wieder geschleudert werden können."

Egersen lachte vergnügt. Auch mir hatte ihre Entgegnung gefallen.

„Ich muß mich wohl um unsere alten Götter ein wenig annehmen!" fuhr Hilde fort. „Es ist eine Schande, daß man sie gar so sehr in Vergessenheit geraten läßt. Glücklicherweise kann man wenigstens den Donnerstag nicht aus der Woche hinausbringen, der uns wenigstens zweiundfünfzigmal im Jahre daran erinnert, daß wir einen Donnerer gehabt haben."

„Gehabt, ja!" entgegnete Reichenbach. „Aber Du weißt selbst, daß er im Entscheidungskampfe der Götterdämmerung zugrunde ging!"

„Deine Belehrung ist unzeitgemäß, lieber Fred! Wohl weiß ich, wie die Völuspa das Ende der Götter verkündet. Neun Schritte noch schwankt Thor, nachdem ihn der Gifthauch der Midgardschlange getroffen; dann ist es zu Ende mit ihm. Aber ob dieser Götterkampf schon war, oder wann er sein wird: darüber schweigt die Weissagung. Der Zeitbegriff des Vernunftmenschen ist ohnmächtig gegenüber diesen Dingen."

„Du bist doch eigentlich eine vollendete Heidin, Hilde!" sagte Reichenbach. „Ein wahres Glück, daß Du wegen dieser Ketzereien nicht mehr verbrannt werden kannst."

„Streiten wir nicht mehr!" entschied Hilde. „Es scheint, daß Thor mit diesem einzigen Wurfe für jetzt genug hat. Gehen wir lieber wieder an einen neuen Gegenstand.

Und sie nickte mir freundlich zu.

Ich reichte ihr ein landschaftliches Blatt: eine Partie aus dem malerischen Städtchen Klausen in Tirol. Aus schwindelnder Höhe schauen die Türme von Kloster Säben herab auf die Dächer des Städtchens und in die schäumenden Wellen des gletscherfrischen Eisack.

„Erinnerst Du Dich, Fred, an den Tag, den wir in Klausen verbrachten, weil die Bahnverbindung durch einen Felssturz unterbrochen war?“ begann Hilde wiederum. „Damals stiegen wir hinauf zu dem Nonnenkloster mit seinen stolzen Türmen und sahen auch das große Kruzifix, das zur Erinnerung an die heldenmütige Nonne vom Jahre 1809 dort angemalt ist.“

„Was ist mit jener Nonne?“ fragte Egersen.

„Im Jahre 1809“ — fuhr Hilde fort — „stürmte eine Abteilung Franzosen in das Kloster Säben hinauf. Um den Unholden nicht in die Hände zu fallen, warf sich eine der Nonnen aus dem nördlichen Turme in die grausige Tiefe, wo ihr zerschmetterter Leichnam gefunden ward. Aber nur eine der Nonnen besaß so todesmutigen Heldensinn; die andren wurden gefangen. Und die jüngste und schönste der Gefangenen ward gezwungen, am nächsten Tage mit einem französischen Regimente, dessen Marketenderin trunken in den Eisack gefallen und von dem Bergstrome fortgerissen worden war, als Marketenderin weiterzuziehen. Statt des züchtigen klösterlichen Schleiers wand man ihr ein farbiges, wälsches Seidentuch um den Kopf und setzte sie auf ein Wägelchen zu einem Fasse Tirolerwein. Da sie die Tochter eines Tiroler Weinbauern war, wußte sie den Wein aus dem Fasse zu schenken; Rosse zu lenken hatte sie auch im heimischen Hofe schon gelernt, so machte sie sich ganz gut in ihrem neuen Beruf. Zum Beten hatte sie freilich keine Zeit mehr, wie im Kloster Säben und beichten konnte sie bald auch nicht mehr, weil der Sünden zu viele wurden. Nach acht Tagen zog sie auch das klösterliche Gewand aus und kleidete sich in ein Tiroler Mieder; das stimmte besser zur Marketenderin. Manchmal, in der ersten Zeit, dachte sie wohl in schwerer Gewissensnot, ob sie nicht besser gethan hätte, auch vom Turme zu springen, wie jene Heldin von Säben, aber diese Gewissensbisse wurden immer seltener, je besser sie französisch zu reden lernte.

Drei Jahre lang zog sie mit dem französischen Regiment, immer mit einem gutmütigen Percheron-Schimmel vor ihrem Wägelchen. Und als schließlich das Regiment nach Rußland hineinzog, war sie auch mit dabei. Was sie dann erlebte, das ließ sie freilich in wenigen Wochen fast zur Greisin werden: Kampf und Tod und Frost und Verzweiflung sah sie um sich her; erstarrte Leichen um erloschene Biwakfeuer liegend und flinke Kosakengäule. Ein Wunder wars, daß sie zurückkam, aber es gelang ihr. Nur der gute Percheron-Schimmel ward ihr genommen — für einen erkrankten Obersten, dem die Füße erfroren waren. Mit Thränen in den Augen schied sie von dem Tiere, band das Beste ihrer Habe in ein Tüchelchen und bettelte sich durch Österreich wieder heim ins Land Tirol. Viele, viele Monde lang brauchte sie dazu; denn was sie an Lebenskraft



Ludwig Scheuermann: Clausen.

besessen hatte, war daraufgegangen in dem dreijährigen Marketenderleben und in der grausigen Flucht aus Moskau. Aber die Österreicher sind ein gutherziges Volk, und wen die Landfahrerin in ihrem alten Tiroler Dialekt ansprach, er möge ihr doch um Gotteswillen sagen, wo sie nach Tirol käme: der wies ihr nicht bloß den Weg, sondern gab ihr auch noch ein paar Kreuzer als Zehrung.

So kams, daß eines Tages ein müdes, krankes Weib den steilen Weg nach Säben hinaufschlich, jung an Jahren und an Sünden reich, mit einem Bündelchen in der einen Hand und einem Stab in der andren. An der Pforte des Klosters klingelte die Wandermüde, dann lehnte sie sich kraftlos an die Mauer. Und als die Pförtnerin aufthat, starrten ihr ein paar große, schwarze Augen entgegen und eine flehende Stimme sprach: laßt mich sterben bei euch — ich bin die Schwester Agathe!

Das ist die Geschichte der anderen Nonne von Säben."

Mit diesen Worten schloß Hilde Reichenbach ihre Erzählung, den Blick träumerisch zum Fenster hinaus gerichtet. Sie hatte sich bei ihrer letzten Geschichte in eine Bewegung hineingesprochen, die ihr reizend zu Gesichte stand. Und keiner von uns mochte den Eindruck, den diese Geschichte auf uns gemacht hatte, durch eine angehängte Bemerkung stören. So schwiegen wir alle miteinander; Hilde schaute in den Regen hinaus, Fred Reichenbach in seine Rauchwölkchen, Egersen in das Gesicht von Hilde, bis diese in die Worte ausbrach: „An die Arbeit! Geben Sie her!"

Und sie nahm mir ein neues Blatt aus der Hand.

„Dieser alte Mann" — sagte sie — „mit seinem hübschen, weißen Haar und den klugen, scharfen Augen ist ein Schullehrer in einem kleinen Marktflecken der südlichen Steiermark. Das Kreuzchen, das er auf seiner Brust trägt, erwarb er sich einst in der Schlacht von Solferino. Damals war er Unteroffizier in einer österreichischen Batterie und feuerte auf die andrängenden Franzosen so tapfer, daß ihm das Kreuz zum Lohne ward. Und die Medaille, die daneben hängt, war der Lohn dafür, daß er einst mit eigener Lebensgefahr zwei Kinder aus den Wellen der hochgehenden Mur gerettet hat. Mit seinem Wissen ist es nicht weit her; aber die Kinder seiner Schule vergöttern ihn, weil er es vermochte, mit einem Blick seiner scharfen Augen bessere Schulzucht zu halten, als Andre mit ganzen Bündeln von Birkenruten. Aber ich muß zu seinem Lebensroman kommen.

Franz Ebenreuter heißt er und ist aus einem obersteirischen Dorfe daheim. Ehe er damals in jenen Krieg zog, war er mit dem schönsten, aber ärmsten Mädchen seines Dorfes, der roten Josepha, versprochen. Ein reicher, junger Mensch, der Sohn der Leitnerbäuerin, hätte das Mädchen auch gern zur Frau gehabt aber dessen Mutter wollte nichts von der blutarmen Person wissen. Während nun der Franz Ebenreuter im Felde war, starb die alte Leitnerbäuerin und der junge Leitnerbauer, nun selbständig geworden, warb ernstlich um die schöne Josepha. Der gefiel zwar der Leitnerbauer nicht so gut, als ihr Verlobter Franz; aber der Leitnerhof gefiel ihr um so besser, weil er gar so schön mit seinen grünen Fensterladen zwischen wogenden Kornfeldern an der Sonnenseite des Thales lag.

Und die Josepha war schlecht genug, dem reichen jungen Bauer ihr Jawort zu geben; dem armen Franz Ebenreuter aber schrieb sie einen Brief, daß es nichts mehr sei mit ihnen zweien. Diesen Brief erhielt Ebenreuter niemals, denn zu jener Zeit war die Feldpost noch nicht so gut eingerichtet, wie heutzutage. So kam er aus dem Kriege heim und dachte sein Mädchen lieb und treu wieder zu finden; statt dessen fand er es als Braut eines Andren. Nun kann man sich freilich denken, daß ihm die Heimat und das Leben vergällt waren. Aber auch die treulose Josepha ward ihres Glückes nimmer froh. Denn ihr ehemaliger Verlobter in seiner schmucken Uniform und mit seinem Ehrenkreuz gefiel ihr nun viel besser als der breitspurige Leitnerbauer. Sie hätte nun am liebsten den letzteren zum Manne und zugleich den Franz zum heimlichen Freunde gehabt; aber dazu war der Franz zu stolz und zu ehrlich. Lieber nahm er eine Schulstelle an, fern an der Grenze des Kronlands, mitten zwischen lauter slovenischen Dörfern. Und dort meinte er, die Josepha für immer vergessen zu können. Aber sein Roman mit ihr sollte noch nicht zu Ende sein. Denn als nach Jahren seine Mutter starb und er, um ihr die letzte Ehre zu erweisen, ins Heimatsdorf reiste, traf er Josepha wieder, und sie war schöner und heißeren Blutes als zuvor, gab ihm auch zu erkennen, daß sie ihn noch immer liebte. Irgend eine boshafte Seele flüsterte davon dem Leitnerbauern ins Ohr, und dieser tückische und gewaltthätige Mensch lauerte dem Franz im Walde auf, um ihn zu erschießen, jagte ihm auch eine Kugel durch den Leib, die ihn aber bloß streifte. Blutend kam der Lehrer ins Dorf zurück; die Volksstimme nannte sofort den Thäter und der Leitnerbauer ward zu mehrjährigem schweren Kerker verurteilt. Franz Ebenreuter aber reiste, nachdem seine Wunde geheilt war, wieder in seinen Schulsitz zurück. Er ging zu Fuß. Eine Stunde von seinem Heimatsdorfe, in demselben Walde, wo ihn der Leitnerbauer mit seinem Stutzen niedergeknallt hatte, trat ihn nun ein blasses, verzweifelndes Weib an: die Josepha. Nimm mich mit, Franz! schrie sie, auf den Knien vor ihm liegend. Mitleidig hob er die Unselige auf und führte sie ein Stück Weges zurück bis an den Waldrand, wo ein Kruzifix steht. Da setzte er sie auf das Holzbänkchen zu Füßen des Kreuzbilds, legte ihr die Hand auf den Kopf und sagte: Behüt' Dich Gott, Josepha; denk' an Deinen Mann und an Deine Kinder und sei stark und brav! Und damit ging er von seiner Jugendliebe und hat sie nicht wieder gesehen."

Hilde schwieg einen Augenblick. Dann schüttelte sie unwillig ihr hübsches Köpfchen und sagte: „Nein — das kann nicht so weiter gehen! Ich werde ja ganz sentimental mit meinen Geschichten — finden Sie nicht auch?"

„Wie machen Sie es nur, um bei jedem Gesicht und bei jedem Landschaftsbilde solche Geschichten zu erfinden?" fragte ich.

Sie sah mich nachdenklich an. „Ich glaube, diese Geschichten sind alle nicht erfunden. Ich habe bloß ein gewisses Gedächtnis für menschliche Schicksale. Und wenn ich solch' ein Bild, gewissermaßen als Angelhaken in die Flut meiner Erinnerungen hinunterlasse, hängen sich gleich Geschehnisse daran, und ranken sich



Franz von Defregger: Veteran.



Josef Willroider: Engadin.

darum her, ohne daß ich recht weiß, wie das geschieht. Ich glaube, das Gedächtnis jedes Menschen ist viel reicher, als er selber ahnt; es fehlt nur den Meisten an jenen anschaulichen Dingen, die das im Gedächtnis Versunkene wieder auffrischen können. Menschengesichter und Landschaftsbilder aber sind solche anschauliche Dinge."



Sechstes Kapitel.

Und welche Art von Erinnerung weckt das in Ihnen?" frug ich und gab ihr ein Landschaftsbildchen, ein Motiv von einem jener stillen grünen Seen des Ober-Engadin, in deren schweigenden Wassern die Eisspitzen der Bernina Kette sich spiegeln.

„Ah — das hat großen Zug in sich! Das weckt Erinnerungen aus vormenschlicher Zeit, aus der Drachenzeit!"

„Sie meinen, daß in jener finstern Schlucht, die jenseits des kleinen Sees sich aufthut, ein Drache gehaust haben muß?"

„Freilich muß er! Und welch' ein Scheusal! Schwarzblau mit schwefelgelben Tupfen am Rücken und mit weißlich grüner Brust; die Beine schwärzlichrot und die Krallen stahlglänzend. Auf dem Kopfe einen blutroten Kamm, am Hals eine dicke, emporstarrende Mähne, wie sie die Ponies haben. So denke ich mir diesen Drachen aus der Schlucht hervorlugend mit Augen, von welchen jedes so groß ist wie eine Suppenschüssel!"

„Für seinen Durst wäre gesorgt!" meinte ich. „Er kann ja zuweilen den See aussaufen und hernach warten, bis das aus den Gletschern des Hintergrundes hervorströmende Eiswasser den See wieder anfüllt. Aber mir ist bange um den Appetit des Drachen. Womit ernähren Sie das Untier, mein Fräulein?"

„Ich brauche es glücklicherweise nicht mehr zu ernähren!" lachte Hilde —. „Es ist ja seit verschiedenen Jahrtausenden tot. Ich gebe indessen zu, daß die Frage nach seiner Ernährung nicht ganz unberechtigt ist. Nun, was diese Ernährung betrifft, so denke ich, daß damals dieser See eine Temperatur von etwa dreißig Grad Reaumur hatte, und daß in ihm Frösche von der Größe mittlerer Kühe umherschwammen. Glauben Sie nicht, daß ein solcher Frosch ein ganz annehmbares Frühstück für den Drachen gewesen sein mag?"

„Ein halber dürfte genügt haben!" sagte ich. „Die andere Hälfte dann zum Abendbrot." Hilde aber fuhr fort:

„Ich möchte die Drachen gerne auch mit Menschen in Berührung bringen, obwohl Fred, der etwas von diesen Dingen studiert hat, behauptet, die Wissenschaft der Paläontologie widerspräche dem gleichzeitigen Dasein der Drachen und der Menschen auf Erden. Pikanter ist es jedenfalls, wenn sie gleichzeitig lebten.

Denken Sie sich nur die Spannung, mit welcher die am Ufer dieses Sees angesiedelten Menschen zur Frühstückszeit des Drachen immer nach jener Schlucht hinüberspähen und auf den Moment warten mußten, wenn das Ungetüm aus der Schlucht hervorkroch, sich in den See schnellte und dann nach seinem Frühstück umhersah? Wo finden sich im Leben der heutigen Kulturmenschheit noch Augenblicke von solch' dramatischem Interesse?"

„O, genug!" rief Egersen. „Denken Sie nur an die Kartätschen und Shrapnels der Kulturmenschheit! An die platzenden Dampfkessel, an die ineinander fahrenden Bahnzüge, an die Cholera und an die Dynamitwerfer! Das sind ja lauter Dinge, gegenüber denen solch' ein Drache mit seinem Frühstücks- und Vesperbedarf eigentlich ein harmloses Lämmchen ist!"

„Lämmchen gefällt mir!" lächelte Hilde vergnügt. „Übrigens scheint es Ihnen ganz unmöglich, daß in der Drachenzeit die Drachen die eigentlichen Kulturträger gewesen sein könnten? Natürlich nicht im Sinne dessen, was wir heute Kultur nennen, sondern nur in dem Sinne, daß sie gewisse Sorten von Mitgeschöpfen auffraßen und gewisse andere Sorten übrig ließen. Namentlich muß man es ihnen zum Verdienst anrechnen, daß sie manche Mittelglieder zwischen dem Menschen und der Tierwelt so gründlich verspeisten, bis von denselben nichts mehr übrig war."

„Und warum halten Sie das für ein besonderes Verdienst?"

„Weil dadurch der Mensch von der Tierwelt erst genügend isoliert wurde! Können Sie sich einen Monarchen denken, der mit Hundefängern, Straßenkehrern und Kanalräumern verschwägert wäre? Nein! Ebensowenig darf der Mensch, der Herr der Schöpfung, noch verwandtschaftliche Bande fühlen, die ihn mit dem Krokodil, dem Aasgeier und dem Brüllfrosch in einen seelischen Zusammenhang brächten!"

„Wer weiß" — wandte Egersen ein —, „ob das der Menschheit nicht zum Segen gereichen könnte? Denken Sie, wenn unzählige verloren gegangene Zwischenglieder den Menschen mit der ganzen Tierwelt verbänden bis hinunter zum Infusorium —: welchen sittlich machenden Einfluß könnte das auf das Universum nehmen! Wäre es dann nicht vielleicht möglich gewesen, eine Menge von überflüssigen, ja geradezu schädlichen Bestien zu nützlichen Dienstleistungen zu erziehen? Aber ich denke, wir lassen diese zoologisch kulturhistorischen Erwägungen beiseite und gehen wieder zum Erzählen über!"

Fräulein Reichenbach nickte zustimmend. „Nehmen wir an, es sei der letzte Drache auf europäischem Boden gewesen, der in dieser Schlucht hauste. Er hatte noch niemals Menschen gesehen, sondern lebte ruhig und zufrieden von den Fröschen des Sees. Eines Tages nun sah er sich plötzlich der Thatsache gegenüber, daß eine menschliche Familie am Ausgange seiner Schlucht ihr Lager aufgeschlagen hatte: ein Greis mit wehendem Weißbart und seine Kinder, junge Männer und Mädchen, alle mit Tierfellen spärlich gekleidet, mit Steinbeilen und Speeren bewehrt, welch' letztere Spitzen aus Knochensplittern hatten. Diese



Gabriel Hackl: Studienkopf.

Familie zündete sich ein Lagerfeuer am Ausgange der Schlucht an; die Söhne brachten einen jungen Frosch aus dem See herbei, den sie erlegt hatten, und brieten Stücke davon am Feuer. Eines der Mädchen aber, ein liebliches blond haariges Ding, schlich neugierig in die Schlucht hinein, und als es die phosphores zierenden Augen des Drachen sah, rief es seine Brüder herbei, um ihnen die sonderbaren Lichter zu zeigen. In diesem Augenblicke holte der Drache mit einer seiner Tatzen aus, umfing das Mädchen und zog's an sich, um es näher zu besehen und gegebenenfalls zu verspeisen. Die Kleine schrie natürlich mörderisch, worauf die ganze Familie zusammentrat und beriet, wie man das Mägdlein befreien könne. Der Vater, ein weiser und erfahrener Mann, sagte, als er von weitem die Drachenaugen glänzen sah: Von hier geht es nicht; aber vielleicht von oben! Dann stiegen einige seiner Söhne den Berghang über der Schlucht empor, bis sie gerade auf den Kopf des Drachen heruntersahen; dort nahmen sie einiges Moränengeröll und warfen es auf den Drachen herunter. Indigniert sah dieser nach oben; da fielen ihm einige kopfgroße Moränentrümmer ins Gesicht. Ah —, man wirft mir Sand in die Augen; das ist aber nicht hübsch! So dachte der Drache in gerechter Entrüstung; während er sich aber die thränen den Augen auswischte, entsprang ihm die Gefangene, indem sie ihm noch zurief: etsch, etsch! Die Familie mit den Steinbeilen kam dann zum Entschlusse, diesen kritischen Platz lieber zu verlassen; sie wandte sich stromabwärts und gründete eine Niederlassung, welche so lange blühte, bis die Eiszeit hereinbrach. Was aber den Drachen betrifft, so kroch derselbe, nachdem er sich die Augen aus gewischt hatte, aus seiner Schlucht heraus, beschnupperte das Feuer, das er da brennen sah, und nachdem er sich die Nase tüchtig verbrannt hatte, zog er sich in seine Höhle zurück und dachte: Mit solchem Gesindel will ich nichts mehr zu thun haben. Und das nennt sich Mensch!"

Da Hilde Reichenbach verstummte, nahm ich an, daß die Geschichte des Drachen zu ende sei, obwohl derselbe bei seiner kräftigen Konstitution noch lange gelebt haben konnte. Ich reichte ihr daher ein neues Blatt, das aber von ihr mit einem bedenklichen Kopfschütteln aufgenommen ward. Es war ein Männer kopf. Sie zeigte ihn ihrem Bruder und Egersen.

„Zu dem soll man was erzählen?" fragte sie vorwurfsvoll. „Was ist dieser Mensch überhaupt? Ist er ein Schullehrer oder ein Krämer oder ein Barbier? Ist er Souffleur an einer Provinzialbühne oder Toreador in Zivil? Er gehört zu den Gummiköpfen, aus denen man durch Hinzuthun von etwas Schminke und falschem Bart man ebensogut den Don Juan oder den Don Quixote oder den heiligen Ignatius von Loyola machen kann. Helfen Sie mir, Herr Egersen!"

Egersen nahm das Blatt in die Hand. „Ich kenne diesen Menschen!" sagte er nachdenklich. Ich habe ihn schon überall getroffen. In Hamburg sah ich ihn als Buchhalter eines Börsenspielers und in Epsom als emeritierten Jockey, der Wettgeschäfte machte. Ich sah ihn im fernen Westen von Amerika als

Vorstand einer sonderbaren Sekte; in London sah ich ihn in der Heilsarmee marschieren, und im Bagno von Toulon fand ich ihn als Sträfling. In Hongkong lief er als Ausgeher eines deutschen Geschäfts herum, und in Madrid ging er als Bischof mit einer Prozession. Im Hotel Schweizerhof zu Luzern wurde er mir als Kantonalrat bekannt, und auf einem Dampfer der Red Starlinie als Kellner. Er ist einfach er, der Allerweltsmensch, der Durchschnittsmensch, der niemals geboren ward und niemals stirbt, aber vorhanden und überall zu sehen ist. In einer großen Menschenmenge entstand er ganz plötzlich; er hatte sich gewissermaßen aus dem Gedräng selbst heraussublimiert; dann lieh er sich irgendwo den Namen Meier oder Müller aus und fing zu existieren an. Seine Existenz ist von sehr verschiedener Qualität. Er bezahlt nirgends, weil er überhaupt nie etwas kauft, sondern alles findet, was er braucht. Man kann ihn kein bloßes Gespenst nennen; denn er hat Fleisch und Blut, wenn es auch bloß erborgt ist. Er ist aber auch kein voller Mensch; dazu ist er zu wenig eigenartig. Und denken Sie: dieser Mensch wird fortexistieren, wenn wir alle nicht mehr sind. Den Leichenwagen, der uns einst zur ewigen Ruhe führt, wird er kutschieren und dabei das kümmerliche mittelmäßige Gesicht machen, welches eben sein Gesicht und zugleich das erborgte Gesicht von anderen Millionen ist. Und wenn die großen Geister der Welt alle zu Staub und Asche und ein bischen Nachruhm geworden sind, wird er noch über die Erde wandeln in seinem schäbigen schwarzen Rocke und wird sagen: Ja ja, so geht's! Man muß nur nichts Besonderes sein wollen; dann kann man sicher sein, daß man das eigentlich Unsterbliche, der Zweck und Inhalt des ganzen Universums ist!"

„Eine seltsame Geschichte!" sagte Fred Reichenbach, als Egersen geendet hatte.

„Hm!" meinte Egersen —, „es ist eben nicht die Geschichte eines Individuums, sondern eines Durchschnitts!"

„Wenn es" — fuhr Fred fort — „nur lauter solche Menschen gäbe, wäre die Welt leicht zu regieren. Dann gäbe es keine Helden und keine Räuberhauptleute, keine Dichter und Künstler, keine Erfinder und Gelehrten."

„Fraglich ist nur, ob dann das Ganze sich verlohnte!" sagte Egersen trocken, während Hilde ein neues Blatt aus meinen Händen nahm. Es war eine Landschaft: der Eingang in einen Eichenwald; im Vordergrunde lagen graue Felsblöcke umher; rückwärts sah man eine knorrige Rieseneiche mit schwarzem Geäst über jüngeren Nachwuchs emporragen.

Von diesem Eichenwalde erzählte Hilde folgende Geschichte:

„Im Drauthale, in der ärmsten Hütte eines Dorfes, wohnte eine Witwe mit zwei Kindern. Ihr Mann war Holzhauer gewesen und im letzten Winter beim Holzfällen von einem stürzenden Baume zermalmt worden. Nun war sie hilflos mit ihren zwei Kindern. Da ging sie täglich in den benachbarten Eichenwald, um eßbare Schwämme zu suchen, aus denen sie ihren Kindern eine Suppe kochen konnte. Ihr fünfjähriges Bübchen ging dabei an ihrer Seite; das



Ludwig Willroider: Eichenwald.

zweijährige Mädchen trug sie auf dem Arme. So sah man sie Tag für Tag in den Wald wandern und aus demselben wieder herauskommen. Von den Schwämmen, die sie fand, und von Milch und Brot, das ihr die Bauern gaben, ernährte sie sich und ihre Kinder den Sommer hindurch. Als aber der Spätherbst kam, merkte sie, daß die Schwämme nicht mehr so fleißig wuchsen. Tiefer und tiefer mußte sie in den Wald, um welche zu finden. Und eines Tags, als der erste Schnee zu fallen begann, saß sie, bitter weinend, auf einem Baumstrunk. Denn was sollte sie nun ihren Kindern geben, wenn einmal der Schnee hoch über allen Schwämmen lag? Während sie das in Angst und Jammer überdachte, sah sie plötzlich vor ihren Augen ein kleines Tier in einem Felsspalt verschwinden. Ihre Kinder waren vor Müdigkeit im Moose eingeschlafen; sie aber, von Neugierde getrieben, trat an jenen Felsspalt hin, wo das Tier verschwunden war, und sah dort unter einer Steinplatte eine Eisentruhe, die so lang schon dort gesteckt haben mußte, daß das Moos auf ihr gewachsen war. Die Truhe war mit einem Vorhängschloß verschlossen; dieses aber, ganz verrostet, zerbrach unter den Händen der Frau; der Deckel der Truhe ließ sich leicht heben, und die Truhe zeigte sich voll Gold- und Silbermünzen. Die arme Witwe füllte ihre Taschen mit denselben, barg dann die Truhe wieder unter dem Moose, weckte ihre Kinder und ging vergnügt nachhause. Ein Altertumshändler im nächsten Städtchen kaufte ihr die Münzen für schweres Geld ab. Und nun ging sie Tag für Tag an jene Stelle, bis sie den ganzen Schatz gehoben und so viel dafür erlöst hatte, daß sie einen schönen Bauernhof kaufen konnte. Sie stellte sich Knechte und Mägde ein und gedachte nun herrlich und in Freuden zu leben; ihren Verwandten und Nachbarn hatte sie weisgemacht, sie hätte in der Lotterie gewonnen.

Weil nun die Frau eine wohlhabende Bäuerin geworden war und auch noch ganz hübsch aussah, konnte es ihr nicht fehlen, daß sie Bewerber fand; denn in Bauernkreisen wiegt Geld schwer beim Heiraten. Aber die Bäuerin dachte daran zunächst nicht. In ihrem Herzen saß etwas anderes: wütende Geldgier fraß an ihm. Oft sah man sie jetzt einsam nach dem Walde wandern. Ein Stück des Waldes hatte sie gekauft; da konnte sie nun sagen, sie sähe nach ihrem Holze. Aber nicht Holz war's, sondern Gold, das sie zu sehen ging. Die Truhe war leer und es fand sich keine zweite. Und nachdem die Bäuerin endlich eingesehen hatte, daß im Walde nichts mehr zu holen war, ging sie ins Städtchen zum Lottokollekteur und begann zu spielen, zu spielen, wie nie ein Weib gespielt hatte. Sie gewann und verlor und gewann und verlor wieder, Jahre lang. Fröhlich und brav wuchsen ihre Kinder heran — sie hatte kein Herz mehr für sie, nur für das furchtbare, dämonische Spiel. Und als sie dies Jahre lang so fortgetrieben hatte, waren schließlich Haus und Hof verspielt, und die einst so reiche Bäuerin kam an den Bettelstab. Ihr Sohn, der damals gerade beim Militär war, blieb Soldat; ihre Tochter ging in die Stadt in einen Dienst; die Frau blieb allein — eine Last der Gemeinde. Und nun, da sie kein Geld mehr hatte, um in die Lotterie zu setzen, ging sie wieder Tag für Tag in den Wald

und suchte Schwämme und Geldtruhen. Die ersteren fand sie wohl; von Geldtruhen aber war nur ihre eigene noch im Walde, und die war leer. Und allmählich zog der Irrsinn in die Seele der alternden Frau. Sie füllte die Truhe mit gelben Kieseln an und wühlte dann mit den Händen darin umher. Und als sie einmal zwei Tage lang nicht heimgekommen war in ihr Stübchen im Armenhause — im Spätherbst war's —, ging ein Jäger aus, um sie im Walde zu suchen. Als er sie stundenlang gesucht hatte, hörte er, wie jemand mit heiserer Stimme Lotterienummern vor sich hinsang. Es war die irrgewordene Alte; aber als der Jäger sie aus dem Wald führen wollte, fuhr sie ihm mit den Nägeln ins Gesicht, daß er sie losließ. Und er erzählte, ihre Augen seien gewesen wie die einer Toten. Das war das Letzte, was man von ihr vernahm. Jahrelang noch behaupteten die Leute, die abends durch den Wald gingen, sie hätten jemanden im Walde gehört, der Lotterienummern sang. Und manche wollen auch die tolle Bäuerin gesehen haben, wie sie im Dämmer durch die Stämme hinhuschte. Der Armenpflege ihrer Gemeinde fiel sie nicht mehr zur Last; die alten Eichen allein wissen, wo sie ihre letzte Rast gefunden hat."

„Eine moralische Geschichte gegen die Lotteriepest!" sagte Fred Reichenbach, als Hilde geendet hatte.

„Eine erstaunliche Kombinationsgabe!" meinte Egersen. „Diese Geschichte ist offenbar eine Geburt des Augenblicks. Ich möchte nur wissen, Fräulein, welcher Art von Gedankenthätigkeit sie entflossen ist?"

„Analysieren Sie das lieber nicht!" lachte Hilde. „Sonst könnte es an den Tag kommen, wie sehr ich mit Zufälligkeiten arbeite. Aber glauben Sie nicht, daß ich das Lotto beseitigen möchte!"

„Und weshalb nicht?" fragte Egersen, diesmal wirklich erstaunt. „Es muß ja doch in Wahrheit eine Volkskrankheit sein!"

„Es gibt Menschen, die nicht ohne Aberglauben sein können", sagte Hilde. „Für die ist das Lotteriespiel mit seinen Traumspekulationen ein Gebiet, wo ihr Aberglaube, ihre phantastischen Hoffnungen in einer verhältnismäßig unschädlichen Weise sich Luft machen können. Wenn das nicht wäre — seien Sie überzeugt, daß die moderne Aufklärung dem Lotteriespiel in den österreichischen Landen längst ein Ende gemacht hätte. Aber was haben Sie denn da?"





Otto Seitz: Studienköpfe.

Siebentes Kapitel.

Mit diesen Worten wandte sie sich zu mir und nahm mir zwei Bildchen auf einmal aus der Hand: Klosterstudien, zwei alte Mönche in braunen Kutten.

„Ach, das sind ja zwei alte Freunde von mir!" rief Hilde. „Der Frater Servazius und der Frater Pankrazius! Dem Frater Servazius habe ich als Küchenmädchen oft geholfen und dem Frater Pankrazius hörte ich zu, wenn er seine steinalten Geschichten erzählte. Denken Sie sich ein kleines Klösterchen auf waldumgrünter Höhe, mit reizender Aussicht über den Marktflecken und ins Gebirge hinein. Wenn der Regen nachläßt, können Sie mit mir hinauf gehen. Es herrscht ein etwas muffliсher Geruch in dem Klösterchen, ein Geruch von Armut und Altertum. Was Sie sich sonst von Pracht und Wohlstand eines Klosters für Vorstellungen machen, das mögen Sie hier nur hübsch zu Hause lassen. Da gibt es weder Pracht noch Wohlstand, keinen Marmorschmuck und keine schweren Goldmonstranzen Das Mobiliar ist Fichtenholz, unangestrichenes; und die wertvollsten Kunstwerke, die das Refektorium aufweist, sind zwei Heiligenbilder, jedes um 20 Kreuzer mit Glas und Goldrahmen, die ich neulich hinauf gestiftet habe. Frater Pankrazius ist etwas schwer zu verstehen; denn er hat keine Zähne mehr. Aber er redet mit Händen und Füßen so nachdrücklich mit, daß er dadurch einiges an Deutlichkeit der Stimme ersetzt. Dieser Frater Pankrazius hat merkwürdige Lebensschicksale. In seiner Jugend war er Stallbube bei einem hervorragenden Wiener Fiaker und er äußert sich selbst mißfällig über seine damalige Gottlosigkeit. Später kam er in ein Dragonerregiment und scheint auch damals ein ziemlich lockeres Leben geführt zu haben. Während des ungarischen Aufstandes war sein Regiment nach Ungarn geschickt; und hier ward aus dem Saulus ein Paulus. Bei einem Patrouillenritt nämlich kam er mit zwei Kameraden zu nahe an einen Trupp von berittenen Aufständischen. Die Dragoner mußten sich vor der Übermacht zurückziehen, und es wäre ihnen auch gelungen, sich zu ihrer Schwadron zu retten, wenn nicht ein Csikos auf einem schnellen Pußtapferde meinem armen Freund nahegekommen und ihm eine Schlinge um den Hals geworfen hätte. Der Dragoner stürzte aus dem Sattel und fiel so unglücklich auf den Kopf, daß ihn die Ungarn für tot liegen ließen. Damals hatte Frater Pankrazius den besten Teil seiner Genialität für immer eingebüßt. In seinen Selbstbekenntnissen erzählt er mit einer gewissen Befriedigung, daß er seit jenem Sturze mehr „Trottl" als Mensch sei und sich in dieser Stellung viel behaglicher fühle als vordem. Wie er hernach aus der Dragonermontour in die Klosterkutte kam —: das müssen Sie sich von ihm selbst erzählen lassen; aber nehmen Sie eine Düte voll Schnupftabak mit; den liebt er sehr; derselbe scheint ihm, wenn auch nicht seinen ganzen Verstand, doch sein Erinnerungsvermögen wiederzugeben."

„Und was ist mit dem anderen der beiden Mönche?" fragte ich.

„Ach, der hat einen ganz gewöhnlichen Lebenslauf hinter sich. Krautköpfe, Kartoffelsäcke und Schmalztöpfe sind, da er seit 30 Jahren Küchenmeister des Klosters ist, die Interessen geworden, um welche seine Gedankenwelt sich schwingt. Aber man muß es ihm lassen: er sorgt wahrhaft väterlich für die Ernährung seiner Klosterbrüder. Seinen Lebenslauf begann er als Küchenjunge im ehrwürdigen Stifte Klosterneuburg; nun wird er ihn wohl zwischen den Rüben und Kartoffeln seines Klösterchens enden, ein ehrwürdiger Beweis für die Zuträglichkeit fast ausschließlicher Pflanzenkost. Sie müssen nämlich wissen: ich habe diese Klosterküche studiert und glaube, Sie alle drei liefen auf und davon, wenn Sie aus jener Küche essen müßten! Aber lassen wir die armen Fratres jetzt unbehelligt; ich habe die Gastfreundschaft des Klosters genossen, und es ist recht abscheulich von mir, jetzt zu bemängeln, was man dort speist. Geben Sie lieber ein anderes Blatt her!"

Ihre Augen glänzten auf, als sie dieses Blatt in Händen hielt: die Ruine eines Schlosses am Meer.

„Ah — das ist mein Fall!" rief sie entzückt aus. „Bei einem solchen Anblick möchte ja ein Hypothekenamtsschreiber oder Kassenkontrolör zum Dichter werden. Kennt jemand die Geschichte dieses Schutthaufens? Nein — aber ich kenne sie!

In Dalmatien, unmittelbar am Meere, weiß ich die Trümmer eines alten Schlosses. Die Mauern sind geborsten; grünes Unkraut wuchert im Hofe; ein Paar trauernde Cypressen erheben sich hoch über das Ganze; ruhelos brandet die Adria an die Felsen und netzt mit ihrem Schaume das hangende Gestrüpp.

Ein venetianischer Admiral hatte sich dieses Schloß erbaut aus Schätzen, die er den Osmanen abgenommen hatte. In diesem Schlosse saß er, wenn er nicht im Seekriege seine Galeeren kommandierte oder beim hohen Rate seiner Republik zu thun hatte. Hier saß er bei seinem wunderschönen Weibe, spielte die Laute zu ihrem Gesang und steckte ihr Oleanderblüten ins duftende Haar.

So saßen sie an einem herrlichen Frühlingsabend wieder beisammen, Paolo Gorgone, der Admiral, und Caterina, sein schönes Weib. Da trat ein Bote herein, der mit der schnellsten Galeere der Republik soeben angekommen war und überreichte ehrerbietig dem Admiral ein Dienstschreiben. Gorgone überflog's, warf die Laute auf die seidenen Polster, daß die Saiten einen leisen Schmerzenston ausstießen und sprang empor; seine Fäuste ballten sich und seine dunklen Augen blitzten.

Was gibt es, Teurer? fragte Caterina besorgt.

Krieg, meine Geliebte! stieß der Admiral hervor, und seine Stimme klang ehern, wie wenn man an ein Kanonenrohr hinschlägt. Der Kapitän hier — er wies auf den Boten — ist für eine halbe Stunde unser Gast; bis dahin bin ich gerüstet!



Arnold Böcklin: Ruine am Meere.



Al. Erdtelt: Studienkopf.

Tönenden Schritts verließ er das Gemach, um sich zur Abreise zu bereiten. Und als die Sonne unter die blaue Flut der Adria versank, flog seine Galeere mit wehenden Wimpeln hinaus in die See.

Drei Wochen waren seit der Abfahrt des Admirals vergangen. In stiller Nacht glitt eine tunesische Barke an den Klippenküsten Dalmatiens nordwärts. Fischernetze hingen ihr vom Bord; in ihrem Bauche barg sie dunkelhäutige Männer, bewaffnet bis an die Zähne. Als der Kapitän dieser Barke in Meilen ferne die Lichter von Admiral Gorgones Meerschloß glänzen sah, rief er seine Mannschaft auf Deck und zeigte ihr das Schloß.

Was Ihr an Schätzen findet, sei euer! sprach er, und seine Augen funkelten. Für mich heische ich nur das Weib mit dem bis zu den Füßen wallenden Rothaar!

Ein Paar Stunden später flammte in Paolo Gorgones Meerschloß eine rote Flamme empor, und gleich darauf eine zweite und dritte. Die Piraten aus der tunesischen Barke hatten Feuer in das Schloß gelegt und stürmten mit höllischem Gebrüll durch die Marmorsäle. Und sie fanden Schätze genug; den kostbarsten davon aber, die Frau des Admirals, Caterina Gorgone, schleppte der Piratenkapitän in seine Barke. Er trug sich den Tod ins Schiff. Denn in der Nacht, als er, trunken von Liebe und Syrakuser Wein, die schöne Caterina zwingen wollte, die Seine zu werden, wußte sie ihm das feinste venetianische Gift, das sie in einem winzigen Fläschchen bei sich trug, in seinen Becher zu träufen, davon er niederstürzte wie ein gefällter Eichbaum.

Am Morgen, als der Kapitän nicht aus seiner Kajüte kam, sagten seine Leute: Laßt ihn schlafen; er wird müde sein von der Liebe. Die schöne Caterina aber saß neben dem erstarrenden Leichnam des Piraten und spähte durchs Kajütenfenster. Eine Galeere zog vorüber; die trug den Löwen von San Marco im Banner. Da erhob sich die schöne Caterina, trat auf das Verdeck unter die Piraten und sprach: Seht nach eurem Kapitän; ich glaube, er ist sehr krank! Und während die Piraten sich erschrocken um ihren Kapitän drängten, winkte sie der Galeere zu und warf sich jauchzend in die See. Da sie in einem dünnen Nachtgewande aus ihrem Schlosse geraubt worden war, schwamm sie leicht dahin und stand gleich darnach auf der Galeere. Der Kapitän derselben erkannte die Gattin seines Admirals und begrüßte sie voll Ehrfurcht. Sie aber war vor Aufregung und Anstrengung nicht mehr im stande zu sprechen; sie legte nur die eine Hand auf das nächste Geschütz und deutete mit der anderen nach der Piratenbarke. Diese Gebärde verstand der Venetianer und eine Stunde später waren die sämtlichen Piraten teils von den venetianischen Geschossen zerschmettert, teils hingen sie baumelnd an den Raaen ihrer Barke.

Paolo Gorgone baute sein Meerschloß nicht wieder auf. Noch einmal saß er mit der schönen Caterina in den Trümmern unter den Cypressen und spielte die Laute zu seines Weibes Gesang; dann führte er sie in einen Palast am Canal Grande. Im Meerschloß ward nichts mehr gehört, als das Rauschen der Cypressen, das Plätschern der Adria und der klagende Laut der Nachtigall.

So — hier haben Sie die Geschichte dieser Steintrümmer!"

Mit diesen Worten griff Hilde nach den nächsten zwei Blättern zugleich. Ich gab ihr beide, weil dieselben zwei Frauengestalten darstellen, die trotz sehr verschiedenen Lebensalters eine seltsame Ähnlichkeit aufwiesen. Aber die eine dieser beiden Frauen mochte kaum 30 Jahre zählen; die andere war wohl schon über achtzig.

Hilde, in jeder Hand eines der beiden Frauengesichter haltend, betrachtete dieselben nachdenklich. Dann begann sie:

„Sie sind von einem Stamme, die Junge und die Alte. Aber die Junge ist noch lebensfrisch und thatkräftig, dabei ein klein wenig hochmütig und spottsüchtig; die Alte dagegen zeigt ein Gesicht, in das der Sturm des Lebens die tiefsten Furchen gegraben hat, die er zu graben vermag.

In einem österreichischen Grafenschlosse, das tiefversteckt zwischen endlosen Wäldern liegt, hangen zwei Bildnisse, die ganz diesen beiden gleichen. Das der alten Frau ist das Bild der Gräfin Anna, die schon längst, während des dreißigjährigen Krieges, gestorben ist; die Jüngere ist Gräfin Mathilde, ein Kind unseres Jahrhunderts. Gräfin Anna war die Gattin eines Kavaliers, welcher in jungen Jahren wohl schön und ritterlich gewesen sein mag, in späterem Alter aber ein wüster und grausamer Mensch ward, der Bauern totpeitschen ließ und schließlich im Säuferwahnsinn sein eigenes Schloß in Brand steckte und in den Flammen ein entsetzliches Ende fand. Seit jener Zeit soll die Gräfin Anna in den Gängen und Hallen des Schlosses geistern, alljährlich in derselben Nacht, in welcher damals der eine Flügel des Schlosses verbrannte. Man erzählt, daß sie in dieser Nacht um elf Uhr aus ihrem Rahmen steigt, durch alle Zimmer wandert und alle Lichter, die etwa noch brennen, auslöscht, bis auf das ewige Licht in der Schloßkapelle.

200 Jahre lang hatte sich diese Sage erhalten, als Gräfin Mathilde, eine starkgeistige Dame, dem Spuk ein Ende zu machen beschloß. Als der Abend herangebrochen war, an dem die Ahnfrau zu geistern pflegte, ließ Gräfin Mathilde in allen Zimmern Lichter anzünden; im Speisesaale aber, wo sie selbst mit einigen Gästen an der Tafel saß, brannte ein Kronleuchter und außerdem verschiedene Lampen. Man beabsichtigte, um elf Uhr ganz besonders Acht zu geben; erst unterhielt man sich über den Geist; dann ward von der Gräfin mit ihren Gästen an zwei Tischen Whist gespielt. An einem Tisch saß Gräfin Mathilde mit einem General und einem Domherrn; am anderen spielte die Generalin mit dem Domänendirektor und zwei Kavalieren aus der Nachbarschaft. Als nun die kostbare Uhr auf dem Kamin mit ihrem wunderbaren Schlagwerk aushob, um die elfte Stunde zu schlagen, da geschah etwas höchst merkwürdiges."

Hilde schwieg und nickte mit traumverlorenen Augen der alten Frau auf dem Bilde zu.

„Was geschah?" fragte Egersen gespannt.



Oskar von Pistor: Studienkopf.

„Gräfin Mathilde machte groß Schlemm und die Lichter brannten weiter!“ schloß Hilde lachend, und wir drei lachten mit. Dann konnte ich aber doch nicht umhin, in vorwurfsvollem Tone zu sagen:

„So, solche Sachen erzählen Sie auch?“

„Ja“ — war die Antwort — „wenn ich mich nicht anders herauswickeln kann!“

„Kommt es wirklich bei Ihnen vor, daß Sie sich nicht herauswickeln können?“

„Ach ja! Manchmal spielt einem die Phantasie den bösen Streich, auf einmal und vollständig zu versagen. Dann steht man wie vor einer Mauer. Hinüber kann man nicht; rechts oder links ausbeugen will man nicht; also macht man einfach kehrt und sagt, daß man am Ende seiner Litanei sei. Mein großes Vorbild, die türkische Scheheresade machte es zwar nicht so; die wüßte immer einen Ausweg. Aber ich armes Ding, bin keine Scheheresade und habe auch keine leichtgläubigen Türken zu Zuhörern, sondern sehr ungläubige Abendländer. Darum will ich jetzt aufhören; für heute soll's genug sein des grausamen Spiels!“

„Aber ich habe noch so viele Bilder in meiner Mappe!“ sagte ich kleinlaut.

„Morgen ist auch noch ein Tag!“ war die heitere Antwort. „Ich verspreche Ihnen, so lange fortzuschwatzen, bis Ihre Bilder zu Ende sind! Und sie dürfen überzeugt sein, daß dieser Regen nicht sobald sein Ende findet. Jeder Tropfen sagt mir, daß er noch Milliarden von Nachfolgern hat; heute, morgen und übermorgen! Heute Nachmittag werde ich deswegen das Projekt der Arche wieder in allem Ernste vornehmen!“

Mit diesen Worten war sie zur Thür hinaus.

In einem Punkte hatte sie unzweifelhaft recht.





Achtes Kapitel.

In Strömen goß nämlich der Regen fort. Als ich nachmittags einen kurzen, aber nassen Spaziergang durch das Dorf unternahm, lockte mich das Geräusch einer Sägemühle und der harzige Duft frisch geschnittenen Holzes. In der Sägmühle bei dem alten Müller saß Fräulein Hilde und sprach eifrig auf den Mann ein. Unternehmend wie sie war, hatte sie in ihrem reizenden Mädchenkopfe den Gedanken an den Bau einer Arche, beziehungsweise eines Floßes weiter entwickelt, und nun unterhandelte sie schon mit dem Sägmüller über die Frage, was ein Stück von den Sägbäumen kosten sollte, die in einem mächtigen Haufen neben der Mühle aufgeschichtet lagen.

Der Sägmüller, ein schlauer weißbärtiger Kamerad, wußte doch nicht recht, ob das Fräulein Ernst oder Scherz treibe. Als ich hinzutrat und die Beiden grüßte, rauchte er indessen seine Pfeife weiter und ging auf die Ideen seines Besuches mit viel Verständnis ein.

„Sehen Sie, Fräulein" — sagte er —, „ich mein', so ein Floß ist halt nicht vonnöten! So wie jetzt hat es bei uns schon oft geregnet, ohne daß wir an's Davonschwimmen gedacht haben. Und wenn's ja noch stärker regnen thut, so daß der ganze Boden ein Wasser ist — na, dann steigen wir halt auf die Almen hinauf!"

„Und wenn euch das Wasser nachsteigt?" fragte Hilde mit grausamer Konsequenz.

Aber der Sägmüller kam nicht in Verlegenheit. Er zeigte mit dem Daumen durchs Fenster. Im Regen sah man draußen einen umwölkten Berg, an dessen



Oskar Gräf: Eine Unterhaltung auf gut Deutsch.



Karl Hartmann: Großmutter und Enkelin.



August Geiger-Thuring: Mühle.

grasigem Hange zahlreiche braune Heustädel standen. „Schauen Sie, Fräulein" — setzte er ihr auseinander —, „dort am Berg stehen eine Menge Heustädel. Solche Heustädel stehen um das ganze Dorf herum. Und die schwimmen alle; da brauchen wir uns bloß hineinzusetzen, wenn noch einmal eine solche Überschwemmung käme, wie damals beim Erzvater Noah. Aber es kommt keine mehr; das hat uns ja die heilige Schrift schon versprochen; die muß es wissen! Wenn die Welt noch einmal zu Grund geht, dann geht sie ganz anders zu Grund, als damals!"

Das hat etwas für sich!" antwortete Fräulein Hilde und richtete ihre großen Augen in unverwüstlicher Heiterkeit auf mich, trotz des ernsthaften Themas. „Man kann doch nicht immer auf die gleiche Manier kaputgehen! Das wäre ja schauderhaft langweilig. Ich werde darüber nachdenken, wie es das nächste mal zu geschehen hat."

„Es ist jedenfalls ein passender Gegenstand für Hypothesen!" wagte ich zu äußern. Es wäre mir lieb gewesen, wenn Fräulein Hilde sich weiter über den Gegenstand ausgelassen hätte. Aber sie sprang von ihm ab; es fiel ihr anderes ein. „Müller" — fragte sie — „wer ist die alte Frau draußen mit dem Kinde?"

„Das wird wohl die Waberl sein, meine Schwester!" war die Antwort des Müllers.

„Und das Kind?" fragte Hilde weiter.

Der heitere Ausdruck auf dem Gesichte des Müllers ward um eine Schattierung ernster. Und dann erzählte er in schlichten Worten ein Stück Dorfgeschichte, das ungefähr folgendermaßen lautete:

Die Schwester des Müllers, die Waberl, hatte einen einzigen Sohn, der bei einem benachbarten Forstamt als Jagdgehilfe angestellt war. Er war ein schneidiger, pflichteifriger Mensch, gefürchtet und gehaßt bei den Wildschützen der Umgebung, weil er schon mehr als einen von ihnen in die Hände der strafenden Gerechtigkeit geliefert hatte. Toni Freiwalder hieß er; und weil er ein frischer Jäger war, hatte er natürlich auch einen Schatz, das Liserl. Armer Leute Kind; aber hübsch und ihrem Jäger von Herzen zugethan. Es wäre wohl besser für die zwei gewesen, wenn sie sich weniger lieb gehabt hätten. Sie wollten sich auch heiraten, wußten aber noch nicht recht wann und womit. Eines Abends nun war der Toni bei seinem Schatz gewesen und hatte eine halbe Stunde weit durch den Wald nachhause zu gehen. Er kam aber nicht heim und zum Liserl auch nicht mehr, sondern ward am nächsten Morgen erschossen aufgefunden; eine Kugel war ihm von rückwärts ins Herz gejagt worden. Wie das Liserl davon hörte, kam sie mit ihrem kleinen Buben daher und war ganz von Sinnen. Daß der Jäger wirklich tot sei, wollte sie durchaus nicht glauben. Erst als er zwei Tage darnach begraben ward, glaubte sie's, ging aber auch vom Friedhof weg in die „sausende Klamm" und warf sich samt ihrem Kinde von der Brücke herunter in den tosenden Waldbach. Das arme Liserl zerschmetterte sich den Kopf an den Felsen; das Kind aber ward in wunderbarer Weise gerettet. Denn

am Ausgang der Klamm fuhr gerade ein Metzger vorüber, von seinem großen Hund begleitet. Als der Hund im Bach ein rotes Röckchen schwimmen sah, sprang er darnach und brachte ein kleines Kind heraus, das noch am Leben war; der Metzger nahm es mit ins nächste Dorf, wo es als das Bübchen der Liserl erkannt ward. Und weil sonst niemand da war, der sich des Kindes erbarmt hätte, nahm seine Großmutter, die Waberl, das Würmchen an sich.

So erzählte der Müller. Davon sagte er aber nichts, daß sowohl die Waberl, als auch das vater- und mutterlose Bübchen an seinem Tische aßen. Das verstand sich nach seiner Ansicht ganz von selbst. Die Leute in jener Gegend sind so; für kleine Kinder haben sie ein unendliches Mitleid.

Der Regen hatte nachgelassen. Hilde Reichenbach nahm Hut und Schirm und drückte dem Sägmüller herzhaft die Hand, was dem Alten ein sichtliches Vergnügen zu bereiten schien. Auch ich verabschiedete mich von dem Biederen, um das Fräulein zu begleiten. In dem hallenartigen Flur der Mühle saß noch immer die alte Waberl neben ihrem Enkelchen und zählte die Maschen ihres Strumpfes.

Wir traten ins Freie. Es war fast schön geworden; wässerig schien die Sonne durch's Gewölk; im Hintergrunde zeigte sich, mit feinen Formen aus Nebeln tauchend, ein schöngeformter Felsberg. Wir kamen an der Rückseite der Sägmühle vorüber und betrachteten dieselbe. Es war ein ziemlich alter Bretterbau, vom dicht daranstoßenden Fichtenwalde überrauscht. Durch das grüne Wiesenthal floß der Mühlbach daher; Spuren frischgefallenen Schnees zeigten sich auf den Bergen. Alles glänzte und schimmerte feucht. Vor uns, an einem kleinen Brückchen, das über den Mühlbach führte, plätscherten zwei Buben mit nackten Füßen im Wasser. Es waren, wie mir Hilde mitteilte, zwei Enkel des Sägmüllers, die hier ihre Ferientage damit zubrachten, ihre Kleider abwechselungsweise auf Bäumen zu zerreißen und dann wieder im Mühlbach gründlich zu durchfeuchten.

Auf dem Sträßchen längs des Mühlbachs gingen wir entlang, um die voraussichtlich kurze regenlose Zeit auszunützen. Hilde wies mit ihrem Regenschirm nach der schlanken Felsspitze, die sich im Thalhintergrunde zeigte. „Sehen Sie“ — sagte sie —, „das ist der Nebelkogel, der höchste Berg der Umgebung. In seinen Schluchten wohnen Wildfrauen, die man mitunter, wenn die Abendsonne den Berg beglänzt, dort sitzen und goldene Fäden spinnen sieht. Aber es hat schon so lang niemand mehr eine der Wildfrauen gesehen, daß kein Mensch mehr an sie glaubt, als ich.“

Ein melancholischer Zug flog über das lebensfrohe, von der Sommersonne leicht angebräunte Gesicht des Mädchens. „Fräulein Hilde“ — sagte ich teilnahmsvoll —, „warum plötzlich so ernsthaft?“

„Ach“ — antwortete sie —, „ich dachte eben daran, wie ich es anfangen soll, um mich bei den Wildfrauen anwerben zu lassen!“

„Warum das?“ fragte ich.



Ferdinand Wüst: Steirertanz.

„Warum?“ — fuhr sie energisch, fast leidenschaftlich heraus. „Warum? Weil ich zu Andrem nicht zu brauchen bin! Ich bin eine Tochter aus einer Familie, wo man an alter guter Sitte hing; und deswegen habe ich nichts rechtes gelernt. Meine Eltern sind tot; meine Geschwister sind alle verheiratet und haben ihre Familien. Nur Fred und ich sind bisher ledig geblieben; ihm habe ich bisher den Haushalt geführt. Und nun will er im Spätherbst heiraten, ein schönes, reiches und hochbegabtes Mädchen. Was soll ich da noch in seinem Hause? Er würde mich zwar gern behalten und seine künftige Frau hat mich auch auf das herzlichste und dringendste eingeladen, bei ihnen wohnen zu bleiben. Aber ich will nicht; ich will nichts Überflüssiges sein, keine Luxus-Schwägerin! Sagen Sie selbst,, kann ich Vernünftigeres thun, als unter die Wildfrauen gehen?“

Thränen glänzten in ihren Augen; das stand ihr hinreißend gut. Dann schüttelte sie energisch den Kopf, brach in ein heiteres Lachen aus und rief: „Nein — so dumm zu sein! Bitte, lachen Sie mich herzhaft aus! Das ist das beste, was Sie mir anthun können! Wenn das Menschenherz schwach wird, hilft nur Gelächter. Und wer weiß — vielleicht kommt doch noch die Sintflut, ehe ich mich zu irgendwas entschließen muß!“

In der That begann es aufs neue, leise herabzuregnen; der Nebelkogel verschwand in grauem Gewölk, und graues Gewölk senkte sich auf die Wälder nieder. Eilenden Schrittes gingen wir ins Dorf zurück, und kamen gerade unter das breite Vordach unseres Gasthauses, als das sanfte Tröpfeln in einen mächtigen Platzregen überging.

„Möchten Sie jetzt auf dem Nebelkogel bei den Wildfrauen sein?“ fragte ich.

„O“ — entgegnete sie —, „der Nebelkogel steht über den Wolken. Dort scheint jetzt die Sonne und Goldfäden fliegen durch die Luft!“

Und ihre braunen Augen schauten träumerisch nach der Stelle, wo der Nebelkogel stehen sollte.

Hinter uns klang Musik. Im Bauernzimmer unseres Gasthauses war eine kleine, aber gewählte Gesellschaft versammelt. Bursche und Mädchen aus dem Orte, in festlicher Stimmung und sonntäglich gekleidet. Sie hatten einen Zitherspieler und einen Geiger bei sich, tanzten und tranken roten Wein dazu. Wir traten in die Nähe eines halboffenen Fensters; nicht unbescheiden, aber so, daß wir hineinsehen konnten.

„Sehen Sie“ — sagte Hilde —, das ist der eigentliche Steirer Tanz, den sie da drinnen tanzen. Er gehört zu den schönsten Nationaltänzen, die es gibt; denn er ist züchtig und graziös und temperamentvoll zugleich, und die Musik dazu von einer hinreißenden Schwärmerei!“

In der That drehten sich die Paare drinnen mit einer für schlichte Bergbewohner erstaunlichen Grazie.

„Wie arm ist die Kultur der Gegenwart, daß sie an solchen Dingen gar nichts erfinden kann, was dem Alten nur halbwegs ebenbürtig wäre! Die Polka

ist der letzte Tanz, der erfunden ward, und er ist der geschmackloseste. Man sagt, böhmische Musikanten hätten ihn erfunden; ich glaub' es auch! Sie ist ein Tanz für Bären!"

Mit diesen Worten beurteilte Fräulein Hilde die Tanzkunst der czechischen Nation. Ich mußte ihr beipflichten.



Neuntes Kapitel.

Am nächsten Morgen regnete es noch genau so thatkräftig und zielbewußt, wie es am vorhergegangenen Tage geregnet hatte. Die Frage wegen der Arche war keineswegs beseitigt. Ich hatte, meine Mappe unter'm Arm, die Veranda betreten und fand mich in derselben zunächst allein. So setzte ich mich einstweilen an den Frühstückstisch, bedeckte meine Mappe mit einem Zeitungsblatte und ließ mir mein Frühstück bringen.



Lindenschmidt sen.: „Mädchenkopf".

Apollonia, kurzweg Loni geheißen, das Wirtstöchterchen, brachte mir dasselbe. Sie war ein schlankes, geschwindes Mädchen, mit einem runden Gesichte, dunklen Augen und dicken Goldzöpfen. Was sie that, vollbrachte sie mit Grazie und Geschicklichkeit. Auch hielt sie es für eine Anstandspflicht, den Gästen des Hauses Rede zu stehen und um Entschuldigung zu bitten, daß es so schlechtes Wetter sei. Während ich mit ihr darüber verhandelte, wie es möglich sei, dieses Wetter zu ändern, kamen die Geschwister Reichenbach und gleich darauf Egersen, letzterer von einem Morgenspaziergang. Nun saßen wir wieder traulich beisammen und freuten uns über den vortrefflichen Kaffee, den uns Loni servierte, über ihre goldgelbe Butter und ihre angenehmen Brödchen. Ich konnte nicht umhin, ihr zu sagen, daß man in Österreich besseren Kaffee tränke als in Reichsdeutschland. Während sie über dieses Kompliment hold errötete, meinte Fräulein Hilde, das käme davon her, daß man in Österreich schon näher bei der Türkei sei und daß der Kaffee natürlich um so besser werde, je mehr man sich Mokka nähere.



J. Klein: Bierführer.



Konrad Grob: Studienkopf.

„Aber wo haben Sie denn ihre Bilder?“ fuhr sie dann übermütig fort.

Mit erlogener Bescheidenheit erklärte ich, daß ich heute doch nicht schon wieder das Erzählertalent von Fräulein Hilde bemühen könne.

„Ach, Flausen!“ rief sie. „Geben Sie die Bilder augenblicklich her! Sonst hört es auf zu regnen, und dann kriegen Sie nichts mehr! Dann wird spazieren gegangen, auf den Nebelkogel zu den Wildfrauen!“

Beschämt von solcher Güte, zog ich die Mappe unter dem Zeitungsblatt hervor und reichte meiner Erzählerin das nächste beste Bild. Ich war überzeugt, daß sie von demselben nichts würde erzählen können; denn das Bild zeigte einen Münchener Bierwagen, mit Fässern beladen, welche eben von dem Führer des Wagens abgeladen wurden. Aber ich hatte Fräulein Hilde bedeutend unterschätzt. Denn während ich auf den Moment wartete, wo sie ihre Unfähigkeit, zu erzählen, bekennen würde, begann sie mit schalkhaftem Lächeln:

„Es waren einmal drei Bierpferde, die hatten einen Bierwagen zu ziehen: ein Schimmel, ein Fuchs und ein Rappe. Es waren große, starke Pferde, wie kleine Elephanten. Sie waren glänzend und wohlgenährt, wurden auch nicht übermäßig angestrengt. Denn wenn auch der eisenbeschlagene Bierwagen morgens mit vollen Fässern aus der Brauerei herausfuhr, hatten die Pferde doch bald losgekriegt, daß das Bier in den Wirtshäusern, wohin sie es zu fahren hatten, ausgetrunken ward, und daß sie leere Fässer nach der Brauerei zurückzufahren hätten, wobei der Wagen viel angenehmer, fast wie ein Kinderwägelchen, zu ziehen war. Die drei Pferde waren verschiedenen Charakters; aber in einer Hinsicht waren sie gleich geartet. Sie liebten es nämlich, nach vorübergehenden Schuljungen zu beißen; deswegen mußte jedes einen Beißkorb von blankem Messing tragen. Der Schimmel und der Fuchs gingen an der Deichsel. Ersterer war bevorzugt; denn er trug einen Sattel, in welchen der Bierführer sich schwingen konnte, wenn er es nicht vorzog, sich auf das vorderste, aufrecht stehende Faß seiner Ladung zu setzen. Außerdem hatte der Schimmel auch am Kummet ein Ledertäschchen, in welchem das Kassatagebuch des Bierführers steckte; der Schimmel war also verantwortlich für die Buchführung.

Das merkwürdigste an den drei Pferden war aber, daß sie sprechen konnten. Wenn der Bierwagen vor einem Wirtshause hielt, um volle Fässer abzugeben und leere aufzunehmen, steckten die drei Pferde ihre sammetweichen Nasen zusammen und unterhielten sich, flüsternd, so leise, daß nur sie mit ihren klugen Ohren es vernehmen konnten. So standen sie eines Tages wieder beisammen. Der Rappe hatte sich in seinen Strängen umgewendet, und da er stets etwas zu nörgeln hatte, sagte er zum Schimmel: Schimmel, du bist aber schlecht frisiert heute! Das ließe ich mir nicht gefallen! Mit gerechtfertigtem Unwillen entgegnete der Schimmel: Was geht dich nun meine Frisur wieder an? Jeder trägt seine Stirnlocke, wie es ihm beliebt! Der Rappe, welcher hierauf nichts zu entgegnen wußte, machte einen Versuch, in die Deichsel zu beißen, was ihm aber wegen des Beißkorbs mißlang. Laß unsere Deichsel in Ruhe! knurrte der

Fuchs. Sie geht dich nichts an; sie ist unser Privateigentum! Der Rappe aber, welcher sehr wohl wußte, daß sein Wagscheit an der Deichselspitze befestigt war, sagte höhnend: So, das ist eure Deichsel? Ihr könntet wohl wissen, daß die Deichsel rechts oder links geht, je nachdem ich rechts oder links gehe. Ich gebe die Direktion an — verstanden? Nun wurden die beiden Stangenpferde aber sehr ungehalten. Der Fuchs hätte dem Rappen am liebsten einen Tritt mit einem seiner mächtigen Vorderhufe versetzt; der Schimmel aber sagte: Höre, Rappe, du bist eigentlich ein höchst unangenehmes Pferd! Immerfort krakehlst du unsere friedlichen Roßnaturen an, statt daß du, wie wir, diese angenehmen Arbeitspausen dazu benützest, dir über den unnötigen Bierkonsum, über die Kleinheit und Erbärmlichkeit der Droschkenpferde, über das ekelhafte Gekläff der Hunde und über die höchsten Ziele des Pferdedaseins erbauliche Gedanken zu machen! — Nun war der Rappe trotz seiner unangenehmen Eigenschaften ein denkendes Pferd; und als er von den höchsten Zielen des Pferdedaseins hörte, spitzte er seine schwarzen Ohren und sagte: Wenn ihr von diesen höchsten Zielen wißt, so sagt mir davon; Philosophie ist meine Leidenschaft! Der Schimmel wollte eben anfangen, eine gedankenvolle Erörterung zu geben. Da knallte die Peitsche des Bierführers, der mittlerweile mit seinen Fässern fertig geworden war. Der Rappe sagte: Arbeiten, arbeiten! drehte sich auf den Hinterfüßen um und legte sich ins Geschirr; der Fuchs und der Schimmel zogen gleichzeitig an, und langsam, mit majestätischem Rasseln rollte der Bierwagen dahin. Die höchsten Ziele des Pferdedaseins aber bleiben im Dunklen."

Als Hilde schwieg, sagte Fred Reichenbach: „Na — das war doch einmal eine Geschichte ohne gewaltsame Todesart. Ich dachte schon, Hilde, du würdest in jeder deiner Erzählungen Jemanden umbringen!"

„Sollte ich wirklich schon so viele Leute umgebracht haben?" fragte Hilde erstaunt.

„Trösten Sie sich, Fräulein!" ermunterte ich sie. „Es ist nicht so arg!"

„Wissen Sie" — sagte sie heiter — „es ist bequemer, die Leute umzubringen, wenn man mit ihnen nicht mehr weiter weiß. Übrigens kann ich meine Mordgelüste auch bezähmen, wie ich Ihnen gleich beweisen werde! Geben Sie einmal her!"

Und sie nahm mir das nächste Bild aus der Hand: das Selbstporträt eines Künstlers in der Tracht eines Schweizer Sennen. Hilde geriet einen Augenblick in Verlegenheit. Aber nur einen Augenblick. Dann plauderte sie weiter:

„Den Künstler kenne ich nicht persönlich, kann also über ihn als Menschen kaum etwas berichten. Indessen — findest du nicht auch, Fred, daß er ganz auffallend jenem wirklichen Senn von der Sandalp gleicht, von dem unser Urner Führer einen so eigenartigen Roman erzählte? Sie müssen wissen, daß ich im vergangenen Sommer mit Fred in der Schweiz war. Eines schönen Tages stiegen wir in Begleitung zweier Urner Führer aus der Klubhütte am Hüfigletscher über den Claridengrat nach dem Linthhale ab. Als wir die Gletscherregion, in welcher wir damals beinahe erfroren wären, hinter uns hatten, kamen



Fritz Bergen: Alter Mann.

wir zur Sandalp, auf welche der Tödi in erdrückender Größe herunterschaut. Vor einer der Hütten jener Alp trafen wir einen Senn, der uns durch eine gewisse Eleganz seiner Manieren überraschte. Von diesem Senn, Rudi hieß er, wird folgendes erzählt:

Einmal hatte eine Engländerin, eine Miß Florence Macintosh, denselben Weg über den Claridengrat gemacht und war auch nach der Sandalp abgestiegen. Als sie die grünen Matten der Alp erreichte, ward sie von einem gewaltigen schwarzen Stiere attackiert und war so unvorsichtig, mit ihrem Bergstocke nach ihm zu schlagen und ihn am Auge zu verletzen. Nun ward das Tier erst recht wütend und stürzte mit lautem Brüllen auf die Dame los. Diese, eine höchst gewandte Bergsteigerin, vermochte zwar zur Seite zu springen; aber die Bestie ließ nicht von ihr ab, sondern rannte abermals auf sie zu. Ein paarmal noch konnte sie ausweichen; dann aber glitt sie auf dem schlüpfrigen Rasen aus und stürzte. Sie war in äußerster Lebensgefahr; denn ihr Führer saß in einer der Hütten und sah von dem ganzen Vorgange nichts. Da warf sich einer der Hirten dem wildgewordenen Stier entgegen, im letzten verzweifelten Augenblicke. Der Stier stutzte, und diesen Moment benutzte der Hirt, um seinen weißen Mantel über den Kopf des Tieres zu werfen und dasselbe gleichzeitig bei den Hörnern zu fassen. Nach kurzem Ringen ließ sich der Stier, da er nichts mehr sehen konnte, bändigen, und Miß Florence brachte ihr Leben in Sicherheit.

Die Heldenthat des Rudi imponierte ihr aber über die Maßen. Sie beschloß, ihn zunächst als ständigen Führer für die ganze Saison anzustellen. Und da ihr Vater, einer der größten Industriellen Altenglands, ihr mehrere Millionen Pfund Sterling hinterlassen hatte, konnte sie dem Hirten von Sandalp so glänzende Anerbietungen machen, daß er auf der Stelle annahm. Ein etwas kokettes Bergführerkostüm, welches sie ihm anschaffte, stand ihm so vortrefflich, daß Miß Florence bald nicht mehr zu unterscheiden vermochte, ob ihr Rudi ein Kuhhirt oder ein Lord sei. Und so geschah das Unabwendbare: Miß Florence verliebte sich in den Sennen, und es gelang ihr auch, ihn so zu bethören, daß er die Standesunterschiede übersah und ihr vor dem Altare die Hand zum ehelichen Bunde reichte.

Nun hatte Florence zwar einen Mann, der nach den Begriffen der Sandalp sogar ein Gentleman war, in England jedoch sich als ziemlich unbrauchbar erwies, da er von mancherlei helvetischen Hirtengewohnheiten nicht lassen konnte. So lange man die Flitterwochen in der Schweiz, fast durchwegs in Höhen über 3000 Meter zubrachte, war der junge Gatte ganz genießbar. Als man aber nach England zurückgekehrt war und sich zeigte, daß es tief in Rudis Naturell wurzelte, schwarze Nägel zu tragen, Speisen mit dem Messer in den Mund zu führen und auf jeden Teppich zu spucken: da empörte sich die stolze Britin in Florence. Es gab dauernde Mißstimmungen, dann kühle Entfremdung, und eines Tages reiste der freie Schweizer aus dem Schlosse von Florence Macintosh in Devonshire ab, um es nie mehr zu betreten. Auf der

Sandalp sahen wir ihn; er war zu seinem alten Hirtenleben zurückgekehrt, soll aber geschworen haben, jede Engländerin, die mit seinem schwarzen Stiere anbinden würde, von demselben erst aufspießen und hernach zertrampeln zu lassen. Frau Florence ihrerseits verlegte ihr Exkursionsgebiet aus den Schweizer Alpen nach dem Himalaya, um nicht mehr mit ihrem Gemahl zusammenzutreffen. Vielleicht wird sie sich einmal einen afghanischen Kameltreiber oder einen tibetanischen Lama von dort nach Devonshire mitbringen!"

Nach diesen Worten machte Fräulein Hilde eine Pause, um ein Butterbrötchen hinter ihren weißen Zähnen verschwinden zu lassen und den Rest ihres kalt gewordenen Kaffees zu trinken. Ich nahm ein neues Bild aus der Mappe, einen alten Mann, sitzend, den Hut auf dem Kopfe, die Hände auf seinen Regenschirm gestützt. Wir rieten hin und her, was mit dem Alten zu beginnen sei.

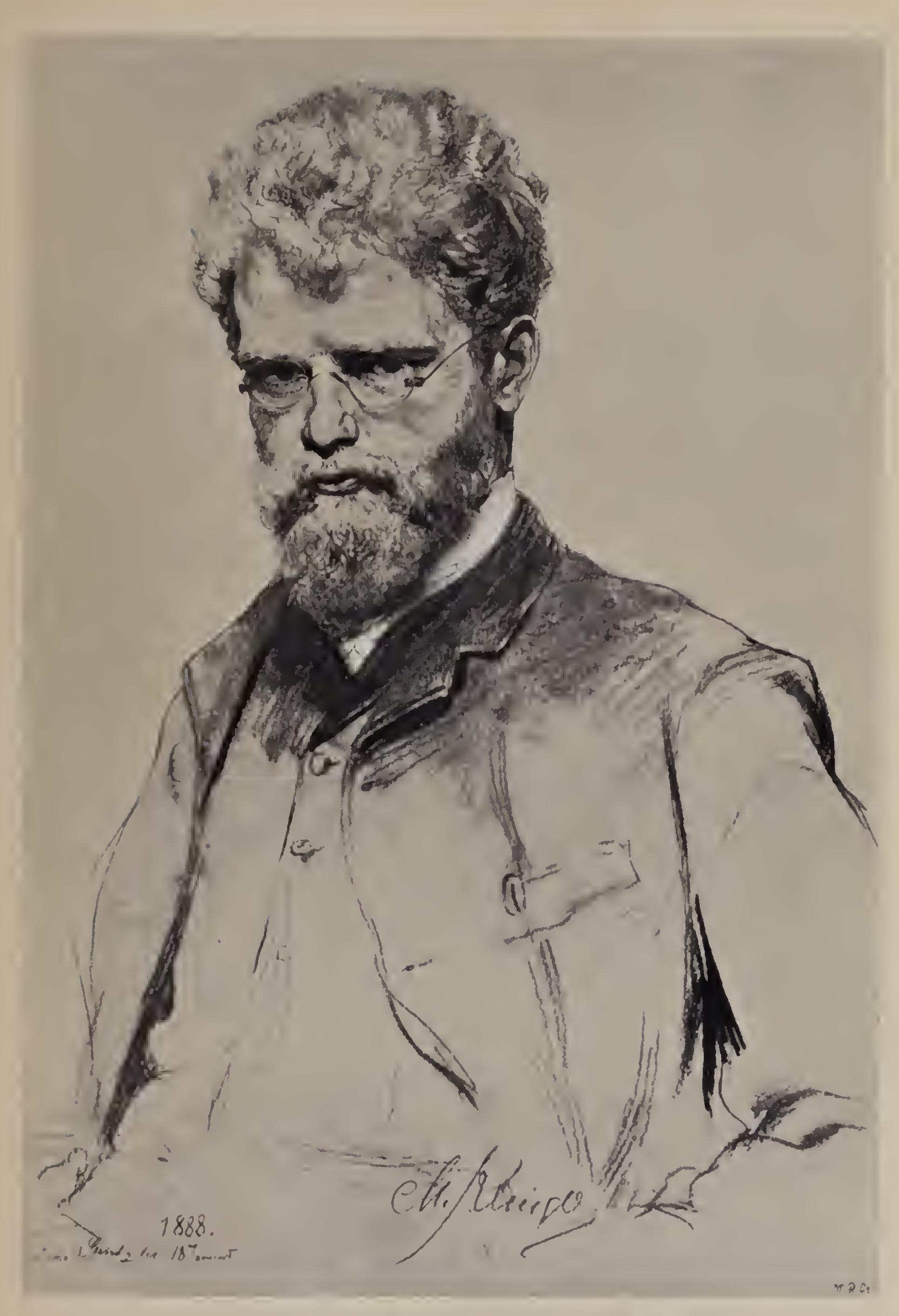
„Er könnte ein Schulmeister sein; aber wir haben schon einen Schulmeister gehabt. Ein zweiter würde ein Plagiat sein!" Das war die Ansicht des Herrn Reichenbach.

Egersen neigte sich mehr der Anschauung zu, der Alte müßte ein Hausierer sein, während ich ihn für einen Landbürgermeister hielt.

Hilde lächelte überlegen. Dann sagte sie: „Es fehlt Ihnen allen an Menschenkenntnis. Dieser alte Mann war vor acht Tagen erst hier; und ich weiß, daß er weder Schulmeister, noch Hausierer, noch auch Bürgermeister ist, sondern Wanderagent einer Versicherungsgesellschaft. Er sieht etwas unscheinbar aus, soll aber höchst brauchbar im Verkehr mit den Bauern sein. Der Mann hat eine interessante Heimat; er ist nämlich aus Gottschee. Wissen Sie davon, Herr Egersen?"

Egersen erwiderte etwas zaghaft: „Ich glaube, es ist eine der südlichsten deutschen Sprachinseln, irgendwo in Krain!"

„Ganz richtig!" fuhr Hilde fort. „Aber ein Mehreres scheinen Sie nicht zu wissen. Im 14. Jahrhundert wurde durch einen Grafen Ortenburg eine Anzahl von fränkischen und thüringischen Familien, es sollen 150 gewesen sein, aus ihrer Heimat in einen Winkel des Herzogtums Krain verpflanzt. Rings von slavischer Bevölkerung umgeben, haben diese Kolonisten doch im Sturme der Jahrhunderte ihre deutsche Nationalität bewahrt. Sie sind ein rühriges, fleißiges Völkchen; viele von ihnen ziehen als Hausierer durch die Welt und kommen oft jahrelang nicht heim. In gewissem Grade hat Herr Egersen recht, wenn er hinter unserem Manne einen Hausierer vermutete; das war er nämlich in jüngeren Jahren, ehe er Versicherungsagent ward. Und er weiß manches Merkwürdige aus seinem Wanderleben zu erzählen. Als halbwüchsiger Knabe wanderte er schon mit seinem Vater in den Grenzländern umher, seinen Warenpack tragend: in Kroatien, Slavonien, Südungarn und Siebenbürgen. In den slavonischen Wäldern wären die Beiden fast einem Rudel von Wölfen zum Opfer geworden; fünf Stunden saßen Vater und Sohn in den schützenden Ästen



Ismael Gentz: Portrait des Professors Klinger.

einer Eiche, wohin sie sich gerettet hatten. Zum Tod ermattet, wären sie schließlich vom Baume gefallen, wenn nicht der Zufall einen ungarischen Kavalier mit seinem Jagdgefolge vorübergeführt hätte. Seine Militärzeit verbrachte unser Mann in der Grenzwache, unter beständigen Kämpfen gegen bosnisches Schmugglergesindel. Und hernach zog er wieder jahrelang mit seinem Warenkasten an der Südgrenze des Kaiserstaats umher, vom adriatischen Meere bis zu den siebenbürgischen Karpathen. Ein paar Finger erfroren ihm bei einem Schneesturm auf dem Karst; von herzegowinischen Räubern ward er ausgeplündert und im eisernen Thore litt er Schiffbruch; dafür spickte er sein Gott schewer Deutsch mit italienischen, slovenischen, kroatischen, magyarischen und rumänischen Ausdrücken. Er ist von jener unerschütterlichen Zähigkeit der Grenzbewohner, die es von klein auf nicht anders wissen, als daß Kampf und Gefahr und Entbehrungen ihr tägliches Brot sind. Dabei sieht er fast philisterhaft aus; aber ich sage Ihnen: solche Menschen sind Kulturträger. Jetzt, da er alt geworden ist, mag er freilich keinen Warenpack mehr schleppen; man sagt, er sei sogar durch seine Agentur schon ein recht wohlhabender Mann geworden; aber er lebt immer noch recht einfach. Wenn man Land und Leute so kennte, wie der — es wäre schön, ein Buch über das Grenzland zu schreiben!"



Zehntes Kapitel.

Ich war sehr neugierig, was Fräulein Hilde zu dem Bilde sagen würde, das ich ihr nun hinreichte.

Es war das Porträt Max Klingers.

Sie faßte dasselbe, besah es lang und aufmerksam; dann schloß sie die Augen, öffnete sie wieder und sah von neuem auf das Bild.

„Ich hatte mir den Mann nicht so gedacht!" sagte sie dann. „Viel träumerischer, empfindsamer, viel mehr in sich schauend. Ich dachte mir, ein Künstler, der solche Sachen schafft, wie Max Klinger, würde völlig von seiner Phantasie beherrscht und hingerissen. Dieser Kopf hier sagt das Gegenteil. In diesem Kopfe wohnt ein eiserner Wille, eine konstruktive Kraft, die sich nicht beherrschen läßt, sondern mit Bewußtsein und durchdringendem Gedanken eine Meisterhand und eine unerschöpfliche Phantasie beherrscht. Ich kenne vielleicht nicht alle Werke dieses erstaunlichen Künstlers, aber doch wohl die meisten. Klinger zeichnet nicht das, was ist, sondern er zeichnet das, was die menschliche Seele denkt und empfindet und ahnt!"

„Haben Sie nie" — fragte ich dagegen — „jenes Blatt von seiner Hand gesehen, welches darstellt, wie auf der Galerie eines großstädtischen Hinterhauses

ein wüster, trunkener, leidenschaftlicher Mensch auf eine Frau zugeht, um sie zu schlagen, zu drosseln, vielleicht von der Galerie in einen finstern, feuchten, schmutzigen Hof hinunter zu schleudern? Zeigt uns das nicht etwas, das ist, das jeden Tag vorkommt?"

„Ja, ja!" antwortete Hilde. „Ich erinnere mich auch dieser schrecklichen Schilderung menschlicher Verworfenheit. Aber das ändert mein Urteil über den Künstler nicht. Er kann auch das Leben zeichnen, wie es ist, mit grausamen Meisterstrichen. Sein Auge sieht die Schatten der Menschenseele und des Menschengeschicks. Aber was ihn groß und einzig macht, ist das Empfinden dessen, was niemals geschah und niemals war, und dennoch von der Menschenseele geträumt und geahnt wird. Er zeigt uns nicht bloß die Produkte der Phantasie, sondern auch ihre geheimnisvollen Werkstätten. Er schlägt Saiten in unserer Seele an, von deren Klang wir selber noch keine Ahnung hatten. Er zeigt uns große, seltsame Erscheinungen, die wir wohl ab und zu einmal im Schlafwachen zu sehen vermeinten, von denen wir uns aber darnach sagten: das ist ja nicht und kann nicht sein! Und zugleich kömmt uns wieder der Gedanke: das greift ja nicht bloß in unser Empfinden, sondern zugleich in die Weltseele und in das Weltschicksal hinein! Das sind Schatten, die in unserer Phantasie wachsen, die sich aber ernähren von riesengroßen und grauenhaften Naturwundern! Die Meereswelle, wie Klinger sie zeichnet, ist kein bloßes Wasser, sondern ein ringelndes, atmendes Ungeheuer, das uns anrauscht mit dem gläsernen Blick des Verderbens; der Berg, den er uns sehen läßt, ist kein bloßes Steingebild geologischer Mächte, sondern ein Bau von Geisterhänden, in dessen Innerem Weltzerstörungsmächte eingeschlossen sind; die Bäume, die auf seinen Bildern wachsen, sind keine simplen Pflanzen, sondern jeder Baum und Strauch wird ihm zum seltsamen Naturgeheimnis, aus dessen Säuseln eine große, außermenschliche Seele sich vernehmen läßt. Und seine Schatten, seine Schatten! Jeder dieser Schatten ist ein Gespenst, das sich mit Riesengriffen über die Erde hinlegt, um sie zu packen und in sich hineinzuschlucken. Es hat nie einen Künstler gegeben, der so viel Unirdisches in seinem Wesen hatte, wie dieser, der ins kleinste so tiefe Heimlichkeit zu legen wußte. Sein Griffel ist ein Zaubergriffel; die Lichter, die er über die Welt hinhuschen läßt, sind nicht bloß Lichter, sondern verschollene Seelen, die uns grüßen; alles Irdische vergeistigt sich im tausendfädigen Nervengewirr seiner Meisterstriche!"

Hilde schwieg und schaute uns mit glänzenden Augen an. Dann fuhr sie lächelnd fort: „Ich bin vielleicht zu sehr Enthusiastin. Geben Sie irgend was andres her; ich muß wieder ein wenig nüchtern werden!"

Was nun aus der Mappe hervorkam, brachte Fräulein Hilde in gelinde Verzweiflung. Es war nämlich das Porträt eines Prinzen; aber eines Prinzen, der ungefähr ein Jahr zählte, im Hemdchen auf dem Boden saß und seine kleinen dicken Füße in den Händen hielt.



Rudolf Schulte im Hofe: Kind.

„Bin ich ein Kindermädchen?“ — klagte Hilde — „daß ich von dem etwas erzählen soll? Der gehört ja eher in ein Buch über die Darwinsche Theorie; denn er ist der Übergang vom Frosch zum Menschen!“

Ich verlegte mich aufs Bitten und stellte ihr vor, daß sie, nachdem sie doch einmal ein Mädchen sei, sich immer noch besser zum Kindermädchen qualifiziere, als wir, die wir Männer sind. Sie möge daher in Gottes Namen erzählen.

Dieser Beweisführung konnte sie nicht widerstehen. Sie begann: „Es war einmal ein Prinz, ein ganz kleiner Prinz, der eben erst das Licht der Welt erblickt hatte. Es war üblich, daß, wenn in der Dynastie, welcher er angehörte, ein Prinz geboren war, drei Feen erschienen, um dem Prinzen besondere Wiegengaben zu überbringen. Um die erste Mitternachtsstunde nach der Geburt des Prinzen, als der Kleine in seiner goldenen Wiege schlief und seine Amme ebenfalls sanft entschlafen war, erschienen wirklich drei Feen in weißen, goldgestickten Gewändern mit feinen Schleiern auf den Goldhaaren. Sie segneten das Kindchen, besprengten es mit Rosenwasser, und die Erste sagte: Ich gebe ihm, daß es ein mächtiger Fürst, Herzog oder König werden soll, reich an Land und Gut, an Ruhm und Sieg! Dann trat die zweite Fee heran und sprach: Ich gebe ihm, daß es die Liebe seines Volkes haben soll und Vater des Vaterlandes genannt werde! Die dritte Fee aber neigte sich über das Kindchen, küßte es auf die Stirne und sagte: Und ich gebe ihm, daß es seine Füße in den Mund nehmen und an den großen Zehen schnullen kann! Befremdet schauten die beiden anderen Feen ihre jüngste Schwester an und meinten, es sei ein sonderbares Geschenk, das sie dem kleinen Prinzen dargebracht habe. Aber die jüngste Fee lächelte bloß dazu.

Der kleine Prinz indessen wuchs und gedieh. Und als er ein halbes Jahr alt war, konnte er wirklich schon an seinen großen Zehen schnullen. Und das setzte er, ohne daß jemand außer seiner Amme es wußte, fort, bis er ein Jahr alt war. Als er dieses Jahr vollendet hatte, sollte sein Geburtstag gefeiert und der Prinz bei Hofe vorgeführt werden. Seine Amme schob ihn in einem vergoldeten Wägelchen in einen prächtigen Saal, wo verschiedene Hoheiten, Hofherren und Hofdamen versammelt waren. Und hier, angesichts dieser durchlauchtigen Gesellschaft, führte der Prinz, nachdem er sich geschickt einen der seidenen Strümpfe vom Füßchen gestreift hatte, die große Zehe zum Munde und begann an derselben zu schnullen. Liebevoll beugte sich seine Amme über ihn und fragte: Hoheit, wie schmeckt der Fuß?

Der kleine Prinz nahm die Zehe aus dem Munde, sah seine Amme verständnisvoll an und sagte: Dut!“

Hier schwieg Hilde. Sie schwieg so lange, bis Egersen fragte, wie denn die Geschichte mit Prinz Zehenschnuller weiterging.

Hilde antwortete harmlos: „Sie ging gar nicht weiter! Wenn der Prinz älter geworden ist, werde ich Ihnen schon erzählen, wie sie weiterging. Vorläufig ist der Prinz noch zu klein.“

Wir mußten ihr unsere Anerkennung aussprechen. Ehe sie aber in ihren Erzählungen weiterfahren konnte, wurde unser Frühstückstisch um eine Person vermehrt. Es war ein junger Mann, Mediziner aus Graz, namens Edmund Burger. Er war am Abend vorher, völlig durchnäßt, von einer Hochtour zurückgekommen, hatte nur schnell an unserem Tische zu Nacht gespeist und sich dann zurückgezogen, um seine triefenden Kleider in der Küche trocknen lassen zu können. Jetzt erschien er wieder, ziemlich trocken, aber sehr unglücklich darüber, daß sein Siegeslauf über die Hochgipfel der Ostalpen durch den abscheulichen Regen unterbrochen war. Uns allen gefiel der junge Mann; er renommierte zwar ein wenig und war ein leidenschaftlicher Verehrer Nietzsches und der jüngstdeutschen Dichtung; aber er schien Intelligenz und Bildung zu haben und ein gesellschaftlich anregendes Element zu sein.

Er begrüßte uns höflich und bestellte sich ein Glas Milch zum Frühstück.

„Wie man sich im Menschen täuschen kann!" sagte Egersen zu ihm. „Ich hätte Sie auf Schinken mit Ei und Cognac taxiert und nun frühstücken Sie Milch!"

„Den Schnapsteufel habe ich schon überwunden!" antwortete Burger. „Das war eine Jugendkrankheit von mir. Jetzt trinke ich nur mehr Milch; und wenn ich recht übermütig bin, mische ich sie mit steierischem Champagner. Das ist ein ausgezeichnetes Getränk. Jeder Mensch muß gewisse Fäden haben, die ihn mit der unbefangenen Natur in Verbindung halten. Für mich ist ein solcher Faden die Milch. Milch mit Champagner, Milch mit Cognac, Milch mit Gießhübler Wasser — das sind lauter vorzügliche Getränke."

„Auch mit Schwechater Bier?" fragte Fred Reichenbach.

Burger zog eine Grimasse. „Diese Zusammenstellung ist jenseits des Geschmacks!" antwortete er. „Übrigens bin ich kein Heerdenmensch und habe daher auch nichts gegen eine Individualisierung des Getränks. Im Gegenteile. Ihr Vorschlag hat den Vorzug einer gewissen Originalität, den ich schon zu würdigen weiß. Ich kann Ihnen zum Beispiel sagen, daß ein Tropfen Terpentinöl in ein Glas Franzbranntwein demselben den Geschmack der Chartreuse verleiht. Ich habe dieses Getränk einmal bei meinem Freunde Leibl im Atelier versucht — Sie kennen wohl Arbeiten von ihm?"

„Gewiß! versicherte ich, sozusagen im Auftrage meiner Tischgenossen.

„Nun ja" — fuhr Herr Burger fort und nahm eine Photographie aus der Tasche — „damals zeichnete mich Leibl gerade; hier ist eine Photographie seiner Zeichnung. Um mir die Sitzung unterhaltender zu machen, mischte ich mir jenes Getränk; ich hätte auch noch etwas Berlinerblau dazugethan; aber der wackere Leibl duldete das nicht; er meinte, es könne mir schaden. Und ich hätte doch gern versucht, ob die Farbe der Dinge mit ihrem Geschmack im Zusammenhange steht; es würde das ein ganz neues Licht auf die Wechselwirkung der Sehnerven und der Geschmacksnerven geworfen haben."

„Das Problem ist bedenklich!" wagte ich einzuwenden.



August Kurtz-Gallenstein: Motiv aus Giesing bei München.



Wilhelm Leibl: Studienkopf.

Übrigens fing der neue Ankömmling an, uns zu interessieren. Er hatte trotz gewisser Absurditäten etwas Anregendes in seinem Wesen und konnte bei der Schaffung von Material für unser Buch wohl auch ein Körnchen beitragen. So machte ich ihn bekannt mit der Thatsache, daß Fräulein Hilde für die Dauer des Regens als Konzerterzählerin engagiert, daß es aber keinem der Tischgenossen verboten sei, teils durch Beibringung von Stoff, teils durch Kritik zum Gelingen des Werkes beizutragen.

Und damit legte ich ein neues Blatt in die Hände von Hilde Reichenbach: Haus aus Giesing.

Sie runzelte ihre zierlichen Brauen. „Giesing? Wo könnte Giesing sein? Nach dem Klange des Namens in China; aber es sieht zu europäisch aus."

„Giesing ist eine Vorstadt von München, allerdings in der Richtung nach China zu gelegen!" Ich sagte das ziemlich kleinlaut; denn ich wußte, was nun kommen würde. Und es kam auch.

Denn in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ, befahl Hilde: „So — Vorstadt von München? Dann erzählen Sie nur selbst!"

Was blieb mir übrig? So erzählte ich denn etwa folgendes:

„In den Vorstädten von München, namentlich in der südöstlichsten derselben, gibt es noch zahlreiche alte Häuser, die teils ganz aus Holz, teils im ersten Stockwerk aus Stein, im zweiten aus Holz gebaut sind und eher Hütten als Häuser genannt werden sollten. Diese Häuschen, die oft recht malerisch aussehen, namentlich wenn sie am Rande des Giesinger Baches oder am Berghang in ihrer ganzen Zerbrechlichkeit über- und ineinander geschachtelt sind, haben das Eigentümliche, daß sehr oft die verschiedenen Stockwerke verschiedenen Eigentümern gehören. Dann kommt es oft vor, daß der eine sein Stockwerk zinnoberroth und der andere das seinige apfelgrün anstreicht; auch die Farbenzusammenstellung von Himmelblau und Schwefelgelb ist sehr beliebt, weil sie an den Gegensatz von Himmel und Hölle erinnert.

Eines dieser Häuser nun, dessen unteres Stockwerk himmelblau glänzte, während das obere in tiefes Pechbraun getaucht war, hatte — es sind nun einige Jahre her — zwei Familien zu Eigentümern. Die Familie in Himmelblau bestand aus der Witwe eines Schuhflickers nebst ein paar Kindern und die Familie in Pechbraun setzte sich aus der Witwe eines Ländarbeiters und deren Kindern zusammen. Die beiden Witwen haßten sich, wie Feuer und Wasser sich hassen; und dieser Haß datierte sich von einer sehr begründeten Eifersucht, welche die Frau in Himmelblau gegen die Frau in Pechbraun zu Lebzeiten ihres Gemahls empfinden durfte. Der Haß der Mütter ging auf die Kinder über, und es gab in ganz Giesing kein Haus, in welchem so viel gezetert, geschimpft, gespuckt, gekratzt und geprügelt ward, wie in dem Heimwesen Himmelblau-Pechbraun. Beim Amtsgerichte München rechts der Isar erwuchs allmählich ein viele Folioseiten starker Akt wegen all der Ehrenkränkungen, Beleidigungen, Verleumdungen und Hausfriedensstörungen, die zwischen Himmelblau und Pech-

braun im Lauf der Jahre vorfielen. Als einst der älteste Sohn von Pechbraun ein kleines Mädchen aus dem Giesinger Bache gezogen hatte und in demselben nachträglich das jüngste Töchterchen von Himmelblau erkannte, konnte er nur durch das Zwischentreten eines Nachbarn verhindert werden, das Kind wieder in den Bach zu werfen, wozu er sich moralisch für berechtigt hielt.

Eines Tages aber kehrte ein ganz schwarzer Gast in dem himmelblau-pechbraunen Hause ein: die Cholera. Bei einer der letzten Epidemien, die München heimsuchten, wurde der beständige Streit zwischen den beiden Familien plötzlich still. Beide Familien starben binnen wenigen Tagen aus bis auf den ältesten Sohn des oberen und auf die jüngste Tochter des unteren Geschosses. Als man den letzten Sarg aus dem Hause getragen hatte, schloß sich dessen Thür für Jahre; denn der übriggebliebene Sohn des oberen Stockwerkes ging — er war Wagner — in eine Londoner Wagenbaufabrik; und das Töchterchen des Untergeschosses ward ins Waisenhaus gebracht.

Das Moos wuchs auf dem Dach der Herberge und dieselbe wäre wohl gänzlich verfallen, wenn nicht hie und da ein alter Zimmermann, der Oheim und Vormund der Eigentümerin des Untergeschosses, mit Handwerkszeug, Brettern und Nägeln erschienen wäre, um das Häuschen notdürftig zusammen zu flicken. Jahre vergingen für das Haus in tiefster Ruhe und die Nachbarn dachten schon, es würde überhaupt nie mehr bewohnt werden; fast ward es zum Spukhause. Und das Papier des Aktes, in welchem die Streitsachen zwischen Himmelblau und Pechbraun einst eingezeichnet wurden, moderte in der Registratur des Amtsgerichtes; die Verhandlungen dieses Betreffs waren geschlossen.

Da erschien eines Tages ein schlicht, aber sauber gekleidetes Mädchen, zog einen rostigen Schlüssel aus der Tasche und schloß die Thüre des himmelblauen Erdgeschosses auf. Seit jenem Tage kam sie manchmal an Sonntagen des Nachmittags für eine Stunde, setzte sich auf das Bänkchen neben der Hausthüre und schaute träumerisch in den langsam vorüberwallenden Bach. Und ein paarmal brachte sie auch braune Blumentöpfe mit; darin waren rote Nelken und blaue und gelbe Levkojen. Dieses Mädchen war das Annerl, die jetzige Eigentümerin des himmelblauen Erdgeschosses. Aus dem Waisenhause war sie als Stubenmädchen zu einer Herrschaft gekommen; und an den Tagen, wo sie ausgehen durfte, ging sie am liebsten an die Stätte ihrer Kindheit, um da ein Stündchen lang hinzuträumen.

Einmal nun, als sie gerade vor ihren Blumen stand und dieselben begoß, hörte sie einen schweren Tritt. Sie wandte sich um, ließ das Wassertöpfchen fast aus der Hand fallen und stieß einen Schrei aus: Ludwig!

Es war in der That Ludwig, der Erbe des pechbraunen Obergeschosses, in einem feinen englischen Anzug. Er war aus seiner Londoner Fabrik zurückgekehrt und in einem großen Münchener Geschäfte als Werkmeister angestellt worden. Er mochte wohl auch die Tochter der gehaßten Nachbarfamilie sofort erkannt haben; denn er sagte „Goddam“, wandte sich um und wollte gehen.



W. L. Lehmann: Kloster Hahn.

Da rief's abermals leise und klagend. Und dem Manne war's auf einmal, als höre er wieder die Stimme jenes kleinen Mädchens, das er vor vielen Jahren aus dem Bache gezogen hatte und wieder hineinwerfen wollte. Er sah sich um; da stand dieses kleine Mädchen vor ihm und war groß geworden und schaute ihn an mit schmerzlichen, vorwurfsvollen Blicken, als wenn es sagen wollte: Läßt er noch immer nicht von Dir, der alte blinde Haß?

Und in diesem Moment ließ auch der Haß von ihm. Er schaute ihr voll ins Gesicht und sagte treuherzig: Na — lassen wir die alten dummen Geschichten!

Hernach saßen die Beiden lang auf dem schmalen Bänkchen neben der Hausthüre beisammen. Und einige Wochen später sagte Ludwig: Wenn wir das Häuserl doch miteinander behalten müssen, ist es schon am gescheidtesten, wir heiraten gleich hinein!

Damit war der Gegensatz von Himmelblau und Pechbraun für immer ausgeglichen. Wer heute nach München kommt und durch die Vorstadt Giesing geht, wird das Häuschen nicht mehr erkennen. Es hat einen geschmackvolleren, einheitlichen Anstrich bekommen, und vom Balkon herab duften die Nelken und Levkojen."

Elftes Kapitel.

Als ich mit diesem versöhnlichen Ausklang meine Erzählung geschlossen hatte nickte Hilde mir freundlich zu. „Ich danke Ihnen, daß Sie ein paar Leute glücklich haben werden lassen!"

„Ja" — meinte Fred Reichenbach — „in Deinen Geschichten kommt das selten vor, Du Mörderin! Da wird mehr gehängt, gebraten und zerquetscht!"

„Kismet!" antwortete Hilde und nahm aus meiner Hand ein neues Blatt, das ich ihr reichte.

Es war eine Landschaft. Ein kleines Kloster in der Schweiz, melancholisch am Ufer der Limmat gelegen.

Hilde betrachtete das Bildchen. „Ich habe schon eine Klostergeschichte erzählt!" brachte sie dann in bekümmertem Tone hervor.

„Ach" — sagte Egersen tröstend — „dann fällt Ihnen sicherlich auch die zweite ein!"

Hilde machte ein ernstes Gesicht. Dann hob sie an:

„Es liegt eine Geschichte, die in diesem Kloster spielt, dunkel in meiner Erinnerung. Vielleicht gewinnt sie Gestalt, während ich erzähle.

Eine Dame aus einem deutschen Grafenhause, welches seinen Stammbaum bis in die Zeit der Kreuzzüge zurückführt, hatte ein großes Unglück erlebt. Sie besaß ein Kind ohne Vater. Den letzteren konnte sie nicht heiraten, weil er

ebenso blutarm war wie sie und dabei Offizier. Es blieb ihr nichts übrig, als das Kind, ein Mädchen, zur Erziehung in ein Kloster zu bringen, wo die Kleine aufgenommen ward zum Danke für große Wohlthaten, die einer der Ahnherren des Geschlechtes dem Kloster erwiesen hatte. Hier, unter der Zucht der frommen Frauen vom Orden des heiligen Benedikt, wuchs die Kleine heran, während ihre Mutter fern von ihr in irgend einem adeligen Damenstift ein freudloses Dasein fristete. Als das Kind erwachsen war, wußte die Gräfin nicht Besseres mit ihm zu thun, als dasselbe in das Kloster eintreten zu lassen; und die Kleine, die von der Welt nichts wußte, sträubte sich auch durchaus nicht dagegen. Ihre Tage vergingen in dem stillen Kloster an der Limmat, eintönig, unter Erfüllung der ewig gleichen Ordenspflichten. Nur einmal ward in ihrem Herzen ein heißer Drang nach Weltlust und Weltleben geweckt, als ihr durch Zufall ein weltliches Buch in die Hände fiel, das sie verstohlen in ihrer Zelle las. Wie ein wahnsinniges Begehren kam's über sie, ein Begehren nach etwas, das draußen war in der Sonne, bei den Menschen, in der rauschenden Welt. Es hätte sie getötet, dieses ungestillte Sehnen; glücklicherweise fiel sie in ein typhöses Fieber, aus dem sie nur langsam genas. Und als sie genesen war, da war auch das Buch aus ihrer Zelle verschwunden und mit dem Buche zugleich der dämonische Quell jener Sehnsucht. Nur eine dämmernde Erinnerung daran blieb in der Seele der jungen Nonne zurück. Und wieder verging die Zeit in Eintönigkeit und Ruhe; die junge Nonne war 35 Jahre alt geworden — da trat das Schicksal noch einmal in ihr Leben, übermächtig und gewaltig. Ihr Vater, der mittlerweile ein alter und schwerkranker Mann geworden, war plötzlich in den Besitz einer großen Majoratsherrschaft gelangt und hatte auf dem Krankenlager sich mit der Gräfin, der Mutter seines Kindes, trauen lassen. Und nun kam die Gräfin in das Kloster an der Limmat, um ihre Tochter zu holen. In tiefer Bewegung und Reue trat die immer noch stattliche Dame vor die stille Klosterfrau hin, legte derselben ein langes und thränenreiches Bekenntnis ab und bat sie, mit ihr heimzukehren. Es wäre das der Ordensregel nicht zuwider gewesen; da die Nonnen bis zu ihrem vierzigsten Jahre wieder aus dem Kloster treten dürfen. Aber die Schwester Agnes schüttelte teilnahmslos und schweigend den Kopf; und als die Gräfin stärker in sie drang, sagte sie in dumpfem Tone: Einmal hätte ich wohl leben mögen in der Welt, in Liebe und Sonnenschein — aber dazu ist's jetzt viel zu spät. Mutter — Du begrubst mich lebendig — laß mich begraben bleiben! Da erst erkannte die Gräfin, was sie ihrem einzigen Kinde gethan hatte; und unter Thränen der Verzweiflung stürzte sie nieder, umfaßte die Kniee ihres Kindes und flehte: O Agnes, wenn ich Dir zu schuldbeladen bin, um mir zu vergeben, so denke wenigstens an Deinen Vater, der auf dem Sterbelager liegt und Deine Verzeihung erwartet! Erbarme Dich zweier leid- und reuevoller Menschen! Bei diesen Worten rührte sich endlich ein längstentschlafenes Empfinden im Herzen der Schwester Agnes, und als ihr auch noch die Äbtissin gütig zusprach, entschloß sie sich, mit ihrer



Klara Elise Fischer: Jäger.



Hermann Gröber: Worpswederin

Sie nach dem Augenschein urteilen; ich aber nicht!" — Egersen war einsichtsvoll genug, diese Gründe anzuerkennen. „Worpswede", so erklärte er, „liefert große Massen von Torf nach Bremen. Ich war mit einem Freunde dort, der ausgedehnte Torfstiche besitzt. Man hat in dem Worpsweder Torfmoor ganze Eichenwaldungen gefunden, die wie von einem ungeheuren Sturme hingemäht liegen. Was diese alte Frau betrifft, so lebt sie ganz allein in ihrem Häuschen; ihre Kinder sind nach Amerika ausgewandert und haben sich dort eine blühende Existenz als Eier- und Butterhändler gegründet. Aber das nur nebenbei. Die Thatsache von dem im Torfmoor verlorenen Eichenwald bei Worpswede erinnert mich an eine merkwürdige Geschichte, die ich dort, am Rande des großen Lüneburger Heidelands, vernahm, an eine Geschichte, die sich auch durch diese verloren gegangenen Waldungen erklärt. Es ist die Geschichte von dem Dorfe, in welches kein Weg mehr hineinführt, eine Geschichte, die man von alten Leuten in der Lüneburger Heide erzählen hören kann."

„Ist es das Dorf Worpswede, in das kein Weg hineinführt?" fragte Hilde.

„O nein — nach Worpswede führt eine Straße, sogar mehrere Straßen und Kanäle. Nein — mein Dorf ist eine ganz mythische Ortschaft, mitten in der Lüneburger Heide. Es ist ein Dorf, das keinen Namen hat, das so völlig vom Erdboden verschwunden zu sein scheint, wie der versunkene Wald bei Worpswede; ein Dorf, in das der verwegenste Handlungsreisende nicht hineinkommt. Es ist daher auch vollständig vergessen. Es steht in keiner Landkarte, ist keinem Gericht und keiner Verwaltungsbehörde zugeteilt, hat keine Post und keine Telegraphenstation; es weiß überhaupt niemand von ihm. In den östlichen Dörfern der Heide erzählt man, das Dorf läge weit im Westen; und wenn man im Westen darnach fragt, hört man, es sei fern im Osten zu suchen.

Vor vielen Jahren wanderte, als die Sommerferien begannen, ein Student von zuhause fort, um die Heide zu durchpilgern. Er sagte, von Hamburg aus wolle er schreiben; aber er schrieb nicht und kam auch nicht mehr. Seine trostlosen Eltern stellten Nachforschungen an, wo er geblieben sei; aber er blieb verschollen. Manche meinten, er sei, da er immer ein seltsamer, unerklärlichen Antrieben folgender Mensch gewesen, in Hamburg zu Schiff gegangen und nach fernen Weltteilen gefahren und werde wohl nach Jahren, reich an Abenteuern, wieder heimkehren. Das sagte man seinen Eltern zum Troste. Andere meinten im Stillen, er liege wohl tief unten in einem der unheimlichen Sümpfe des Heidelands oder sei von Strolchen einsam und ungerächt erschlagen worden.

Die Jahre vergingen und die Eltern des Verschwundenen starben, nachdem sie bis an ihr Ende die Hoffnung, den Sohn wiederzusehen, in Treue festgehalten hatten. Seine Geschwister waren in ferne Städte verzogen; in seiner Heimatstadt war er vergessen worden. Da erschien eines Tages beim Bürgermeisteramt dieser Stadt ein grauhaariger, langbärtiger Mann, in überaus altmodischen Kleidern und gab an, der verschollene Student zu sein. Der Bürgermeister, welcher mit ihm in die Schule gegangen war, glaubte ihn auch wirklich wieder zu erkennen

und fragte ihn teilnehmend, wo er gewesen und welche Schicksale er gehabt habe, fing aber sofort an, den seltsamen Fremdling für einen armen Irrsinnigen zu halten, als derselbe erzählte, er komme aus dem Dorfe, in das kein Weg hineinführt, habe sich dort vor vielen Jahren verheiratet und Frau und Kinder. Genaueres über das rätselhafte Dorf war nicht aus ihm herauszubringen; auf alle Erkundigungen darüber hatte er bloß ein befremdliches Lächeln. Als er hernach erfuhr, seine Eltern seien längst tot und seine Geschwister verzogen, seufzte er tief; Thränen traten in seine alten Augen, und er griff nach seinem Hute, um wieder zu gehen. Der Bürgermeister fragte ihn noch, wie er denn glaube, wieder in das Dorf kommen zu können, in das kein Weg hineinführt. Darauf gab er zur Antwort: So wie das erstemal — im Schlafe. Nun hielt man ihn erst recht für einen geisteskranken Menschen; aber da der Bürgermeister keinen Grund hatte, ihn festzuhalten und der Stadt die Versorgung des landfremd gewordenen Menschen aufzubürden, drückte er demselben freundlich die Hand und ließ ihn ziehen. Das war das letztemal, daß man von dem Dorfe, in das kein Weg hineinführt, authentische Nachricht vernahm; seitdem spricht nur mehr die Sage von ihm, die durch die braune Heide klingt."

„Hilde" — sagte Fred, als Egersen geendet hatte — „Herr Egersen ist ein gefährlicher Konkurrent für Dich! Du hättest klüger gethan, ihn nicht zum Erzählen aufzufordern."

„Bitte" — warf Egersen ein — „was ich erzählte, war bloß den Geschichten von Fräulein Hilde nachempfunden. So eine Art unlauterer Konkurrenz, ausgeübt in der geheimen Nebenabsicht, daß das Fräulein die Sache wieder allein in die Hände nähme."

„Das erreichen Sie auf diese Weise nicht!" sagte nun Hilde. „Lassen Sie mich aber daran gehen, die literargeschichtlichen Vorläufer Ihrer Erzählung vorzuführen. Da fällt mir zunächst ein hübsches Märchen von Rudolf Baumbach ein: Das verlorene Dorf. Dann dämmert in meiner Erinnerung auch eine verlorene Insel auf, die in irgend einem Seeroman vorkömmt. Ferner gedenke ich der schönen Sage von dem verlorenen Thal; und dann —"

„Halt — bitte die Sage vom verlorenen Thal!" bat Egersen.

„Sie gehört zwar eigentlich nicht hieher; aber ich will sie doch kurz erzählen" — antwortete Hilde. In den südlichen Thälern der Monterosa-Gruppe, also schon in Piemont, liegen noch acht deutschredende Gemeinden. Ihre Bewohner sind aus dem schweizerischen Wallis vor unvordenklichen Zeiten eingewandert; zwischen ihnen und ihren Stammesgenossen bauten sich später gigantische Eismassen empor. In einem jener Dörfer, in Macugnaga, steht eine riesige zertrümmerte Dorflinde, die einst von einem Weibe als kleines Pflänzchen in einer Schürze aus dem deutschen Saasthal herübergetragen worden sein soll. Da die höchsten Ansiedlungen, die zu jenen Gemeinden gehören, früher einmal von vorschreitenden Eismassen verwüstet wurden und ihre Einwohner entflohen, versetzte die Meinung der Übriggebliebenen die Entflohenen in ein verlorenes

Thal, das irgendwo unter oder jenseits der Eismassen des Monterosa und des Lyskammes liegen müsse. Sieben kühne Gemsjäger aus einer jener Gemeinden klommen im vorigen Jahrhundert von Süden her auf den Lyskamm; nach Nordwesten schauend, sahen sie hinunter in das verlorene Thal; aber himmelhohe Eiswände, die dahin abstürzten, ließen keinen in die Tiefe gelangen.

Soweit die Sage vom verlorenen Thale. Aber nicht nur Dörfer und Thäler sind verloren gegangen, sondern ganze Städte, wie Vineta und Stavoren, und selbst ganze Länder, wie Atlantis und Lemurien. Alles das könnte man verschmerzen; aber daß uns selbst das Paradies verloren gegangen ist: das ist uneinbringlich."

„Hypotheken darauf sind daher auch unentgeltlich zu haben!" meinte Herr Burger etwas frivol.

Hilde warf ihm einen strafenden Blick zu und fuhr fort: „Die ganze Erinnerung der Menschheit ist reich an solchen verloren gegangenen Heimstätten einstigen Glücks. Ich glaube, was in all diesen Geschichten sich ausspricht, ist das wehmütige Sehnen nach irgend einer verlorenen Heimat. — Was Anderes!"



Zwölftes Kapitel.

Ich reichte ihr ein neues Blatt: eine Madonna mit dem Kinde im Wolkenkranz, über einer lieblichen Landschaft schwebend.

Sie lächelte dem anmutigen Bildchen freundlich zu und fing an: „Weil wir gerade beim Paradiese waren — kennt jemand die Legende von der Madonna im Paradiese? Gewiß nicht. Darum will ich sie geschwind erzählen.

Als die ersten Menschen aus dem Paradiese durch den Engel mit dem Flammenschwerte vertrieben waren, vergaß der liebe Gott in seinem Schmerze über den Sündenfall der Menschen, den Racheengel abzurufen und derselbe blieb nunmehr allein im Paradiese — mit der bekannten Schlange. Der Engel, pflichtgetreu wie er war, stellte sich an die Felsenpforte, welche den einzigen Zugang zum Paradiese bildet, und wartete hier, mit seinem Flammenschwert in den Händen, auf Ablösung. Aber es kam niemand, um ihn abzulösen. Inzwischen hatte die Schlange es sich im Paradiese bequem gemacht. Sie hetzte die wilden Bestien, welche vorher friedlich Adams und Evas Hände geleckt hatten, gegeneinander, daß sie sich gegenseitig mit Krallen und Zähnen anfielen, sich erwürgten, zerrissen und auffraßen. Die Schlange oblag dem Geschäfte der Aufhetzung mit solchem Erfolge, daß bald alle Tiere des Paradieses verschwunden waren. Nun, da nichts mehr aufzuhetzen war, empfand die Schlange Langeweile; und da sie einer neuen Unterhaltung bedurfte, ward sie des schönen Engels



Otto Seitz: Deutsche Madonna.



Ad. von Menzel: Studienkopf.

gewahr, der immer noch mit seinem Flammenschwert am Thor des Paradieses stand. Die Schlange nahm eine anmutige Gestalt an, näherte sich dem Engel, bot ihm eine Frucht vom Baume der Erkenntnis an und sagte: Nimm und iß; dann werden Dir die Augen aufgethan. Das hatte nun der Engel gar nicht nötig; denn seine Augen brannten ohnedies schon wie zwei Sonnen. Der Engel zog auch nur die leuchtende Stirn in Falten und sagte: O Du tausendmal Verfluchte! Dich kenne ich und aus Deinen Händen würde ich den Himmel nicht nehmen, obgleich sie weiß sind und lieblich anzuschauen. Hebe Dich hinweg, oder ich schmettere Dich in tausend Stücke!

Die Versucherin lächelte und entgegnete: Du bist grob, Erhabener; das steht Dir nicht gut an; denn wir gehören doch beide zu den Unsterblichen. Aber wenn Du selbst nichts von meinem Apfel willst, so laß mich wenigstens aus dem Thore; mich langweilt hier!

So geh'! zürnte der Engel. Jemanden hinauszulassen ist mir nicht verboten; aber herein kommst Du nicht mehr!

Und die Versucherin entwich, nicht ohne noch einen heißen Blick auf den Engel geworfen zu haben, einen Blick, der selbst einen Cherubim beunruhigen konnte. Dann beschäftigte sie sich viertausend Jahre lang damit, die Menschen in Versuchung zu führen, meistens erfolgreich. Der Cherub aber stand viertausend Jahre lang am Thor des Paradieses Wache und die viertausend Jahre wurden ihm nicht länger, als einem Wache haltenden Krieger unserer Zeit vier Stunden sind; denn seine Gedanken zogen mit den Fixsternen durch alle Himmel.

Etwa viertausend Jahre später war's, als Maria, die Himmelskönigin, eine Sehnsucht empfand, das Paradies der ersten Menschen zu sehen. Sie legte ihr göttliches Kind in einen Kranz von sonnengewobenen Wolken und schwebte allein zur Erde nieder. Als sie aber ans Thor des Paradieses kam, stand da immer noch der Cherub mit dem Flammenschwerte.

Laß mich ein, sagte die Himmelskönigin. Ich bin die Mutter Gottes!

Der Cherub aber, welcher seit der Vertreibung Adams und Evas nichts mehr vom alten, geschweige denn vom neuen Testament gehört hatte, sprach gelassen: Du bist lieblich und schön, aber ich kenne Dich; Du bist doch nur die Versucherin in neuer Gestalt. Hebe Dich hinweg, oder ich zücke mein Flammenschwert gegen Dich und brenne Dich zu Asche!

Über diese unfreundliche Rede war die Himmelskönigin sehr unfroh, denn sie hätte gerne das Paradies und den Baum der Erkenntnis gesehen. Aber sie dachte: Strenger Wächter, ich weiß, was Dich zwingt! Und dann holte sie ihr göttliches Kind aus den Wolken und erschien abermals vor dem Cherub. Der himmlischen Schönheit des Kindes gegenüber konnte derselbe nicht mehr zweifeln; er stürzte auf die Kniee und bat um Vergebung. Da sprach die Jungfrau mit göttlichem Lächeln: Vergeben sei Dir; aber wegen Deines Unglaubens mußt Du eine Buße vollbringen. So entfalte Deine Schwingen, fliege hinab in die Tiefe und löse den Cherub ab, der an den Pforten der Hölle die Wache hält! Er

bedarf der Erlösung. Und dort soll Dein Amt sein, daß Du alle hinein lässest, die hinein begehren, aber keinen mehr heraus!

Der Engel mit dem Flammenschwerte that, wie ihm geheißen war. Und der andre Engel, an dessen Stelle er trat, raunte ihm zu: Vergiß das Mitleid, denn hier würde es Dich töten! Die Jungfrau indessen, als sie das Paradies gesehen und sich daran erfreut hatte, dachte: Nun will ich doch sehen, ob der unfreundliche Cherub meinen Befehl erfüllt hat. Mit diesem Gedanken schwebte sie an den Pforten der Hölle vorüber. Und sie sah den büßenden Engel dort stehen: sein Gesicht war wie Stein. Aber ganz hatte er das Mitleid noch nicht vergessen; darum fiel er wieder auf die Kniee und flehte: Ich bitte nicht für mich, denn meine Strafe habe ich verdient. Aber zeige den Verdammten dort unten Dein Kind, nur so lang als eines Menschen Auge bedarf, um sich zu schließen und wieder zu öffnen. Dann werden sie Dich segnen!

Gerührt erfüllte die Jungfrau diese Bitte. Da ging ein Seufzen tief und schaurig durch den Abgrund der Verdammnis. Und die Unseligen drunten flüsterten sich zu: Ein Strahl der Hoffnung ist in unsere Tiefe gedrungen — bedeutet er Segen und Vergebung?

So lautet die Legende zu diesem Bilde. Weiß Jemand eine andere?"

Wir dachten nicht daran. Deswegen gab ich unserer freundlichen Erzählerin gleich ein andres Blatt: Einen weiblichen Studienkopf.

„Das ist" — sagte sie kopfschüttelnd — „so ziemlich das Gegenteil der Himmelskönigin: Ein Weib, das reichliche Spuren jeden Erdenstaubes an sich trägt. Was machen wir damit?"

Egersen besah das Blatt. „Es ist die richtige Berliner Arbeiterfrau" ließ er sich vernehmen.

„Es ist nicht bloß die Berliner Arbeiterfrau" erwiderte Hilde. Diese Frau kann in Berlin, aber auch in Wien oder in Paris, in London oder in Mailand umhergehen mit ihrem Kummer und ihren Sorgen. Sie ist der Typus jenes gedrückten Weibes, das in den Kulturländern millionenfältig existiert; jener Frau, die einmal vielleicht schön war, ehe sie jenen Lumpen von Mann — Sie verzeihen schon, meine Herren — jenen Lumpen von Mann heiratete, von dem sie fünf Kinder bekam und der hernach nichts Besseres zu thun wußte, als sich jeden Tag zu betrinken. Oh, — die ganze Leidensgeschichte des Weibes spricht aus diesem Gesichte, in das die Sorge um fünf lebendige Kinder ihre Furchen gegraben hat."

„Sie werden herb, Fräulein!" mahnte Egersen.

„Wer soll nicht herb werden beim Anblick dieses Gesichts?" fuhr sie fort. „Kommt der Gemahl dieser Frau nachhause, so ist er manchmal schlechter Laune. Dann prügelt er die Frau. Merkt sie, daß ihn der Alkoholteufel geschwächt hat, so prügelt sie wieder; merkt sie aber, daß er der Stärkere ist, so verteidigt sie sich nur, indem sie ein Stück Hausrat zwischen sich und ihn bringt, bis er auf eine Fortsetzung des Kampfes verzichtet. Manchmal ist er aber auch guter Laune.

Und wenn ihn die Frau dann frägt, ob er Geld mitbringt, wirft er ihr wohl eine Hand voll Münzen auf den Tisch und sagt: Wart' nur Alte, wenn einmal der Proletarier obenauf ist, dann kriegen wirs gut! Die Frau aber, gewöhnt, nüchterner zu sein, als der Mann, ist es auch im Punkte dieser sozialpolitischen Hoffnungen; und wenn sie ihren Mann so schwadronieren hört, dann wird ihr Gesicht noch grämlicher als gewöhnlich. Sie ist gewöhnt zu leiden, zu entbehren und zu arbeiten und wenn ihr Mann etwa einmal streiken sollte, dann würde sie, weil sie fünf Kinder zu füttern hat, zuerst sagen: Arbeite wieder! Ach — ich möchte sagen, es ist die Frau Sorge selber, die da vor uns sitzt mit den gesenkten Augen und dem bittren Zug um den Mund. Da fällt einem keine Geschichte und kein Märchen ein; das ist das graue Alltagsleben in seiner dürrsten Erscheinung. Und dennoch bitte ich Sie zu sehen, wie diese Frau ihr grau=meliertes Haar noch mit einer gewissen Sorgfalt aufgesteckt hat. Die Arme! Es ist der letzte Rest von Jugend und Eitelkeit, der ihr verblieben ist. Erlassen Sie mir die Geschichte dieser Frau — sonst kann ich nicht dafür garantieren, ob ich Sie nicht in den Schwurgerichtssaal oder ins Armenhaus führen muß. Nennen wir dieses Blatt die personifizierte soziale Frage und legen wir es weg, da wir dieses Rätsel heute doch nicht lösen!"

„Heute nicht und noch lange nicht!" fügte Fred hinzu und begrub das Blatt wieder in der Mappe, aus welcher aber gleich wieder ein neues in die Hände von Fräulein Hilde gelangte. Feierabend hieß dasselbe. Einen jungen Menschen zeigte es, der zu abendlicher Dämmerstunde in einem kleinen Boot saß und Zieh harmonika spielte. Das Boot schwamm auf einem Kanal, in dem der Abend himmel sich spiegelte; tiefer Friede lag auf der schlichten Landschaft.

„Was spielt dieser junge Mann?" fragte Hilde.

„Den Feuerzauber aus der Walküre!" antwortete Herr Burger. Ein strafender Blick verwies ihm die unpassende Bemerkung.

„Ich bin für ein schwedisches Volkslied" warf Fred ein.

„Bleiben wir auf deutschem Gebiet!" riet Herr Egersen. „Ich halte dafür, daß es eine litthauische Volksmelodie ist, die er spielt.

„Schön" — fiel Hilde ein — „dann erzählen Sie nur gleich den Text zu diesem litthauischen Liede. Denn das ist für mich eine ganz fremde Gegend. Ich weiß nicht, ob die Leute dort schwarz sind oder weiß."

„Aber" — wandte Egersen ein — „ich weiß ja auch nichts von diesem entlegenen Völkchen, von dem ich bloß einzelne Exemplare kennen gelernt habe. Daß die Litthauer einst eine große und tapfere Nation waren, die gegen die Tataren sowohl als gegen den Deutschen Orden heldenmütig zu kämpfen verstanden — das weiß ich wohl; auch daß ihr Land später mit Polen vereinigt ward. Aber was dort Sitte und Brauch ist — darüber befragen Sie mich vergeblich. Nein — ich bitte, erfinden Sie uns etwas zu diesem Bilde!"

Fräulein Reichenbach seufzte und sah uns alle der Reihe nach an, als suchte sie nach Einem, der ihr die Aufgabe abnehmen sollte. Als sich aber niemand

fand, begann sie: „Ganz hinten an der russischen Grenze, wo die Leute litthauisch reden, liegt melancholisch zwischen kleinen Seen, stillen Flüßchen und waldigen Höhenzügen ein altes Schloß, ein mächtiges, kriegerisches Bauwerk, aus der Zeit der Kämpfe zwischen dem Deutschen Orden und den heidnischen Litthauern herrührend. Das Schloß gehört jetzt einer preußischen Adelsfamilie; als Inspektor aber sitzt ein Litthauer darauf, ein menschenscheuer, einsamer Mann, von dem die Rede geht, er leite seine Abstammung direkt von den alten litthauischen Großfürsten her. Das Einzige, was dieser Mann besaß und liebte, war sein Sohn, der den alt litthauischen Namen Gedimin trug, ein stiller, weltentrückter Junge. Derselbe war während der Schulzeit in einem benachbarten Städtchen auf dem Gymnasium; während der Ferienwochen aber kam er nach dem Schlosse und war daselbst Spielgenoß der um zwei Jahre jüngeren kleinen Gräfin, der Tochter des Schloßbesitzers. Während des Tages spielten sie Ball, schossen mit dem Blasrohr Lehmkügelchen nach Enten und Gänsen, trieben sich in den Stallungen umher, fuhren im kleinen Boote auf den an den Schloßgarten anstoßenden Seen und Kanälen, und fischten. Wenn es aber Abend ward, holte Gedimin seine Ziehharmonika und spielte wehmütige Volksweisen und dazu sang er alte Balladen von den verschwundenen litthauischen Göttern, Balladen, die er von seiner Kinderfrau einst hatte singen hören. Eines Tages teilte er seiner Gespielin als tiefes Geheimnis mit, daß seine Vorväter im grauen Altertume Großfürsten von Litthauen gewesen seien, und daß vielleicht einmal eine Wendung in der Weltgeschichte eintreten könnte, die ihn auch wieder zum Großfürsten machen würde. Dann würde er mit den sechs schönsten Rossen, die sich in ganz Litthauen fänden — und es gibt dort sehr schöne Rosse — in Berlin vor dem Hause der kleinen Gräfin vorfahren. Und dann mußt Du mich zu Deiner Großfürstin machen! hatte die Komtesse gejubelt. Er hatte ihr das auch versprochen — mit seligem Lächeln, aber doch mit traurigem Herzen, denn so jung er war, erschien ihm doch selber seine Anwartschaft auf das Großfürstentum Litthauen recht zweifelhaft. Als die Jahre vergingen, geschah es, daß Gedimin und die kleine Gräfin sich nicht mehr sahen. Er war in eine landwirtschaftliche Akademie geschickt worden und hernach diente er sein Freiwilligenjahr; während desselben las er in der Zeitung, daß sich die kleine Gräfin mit einem Fürsten verheiratet habe, aber mit keinem Traumfürsten namens Gedimin, sondern mit einem wirklichen Fürsten, der im Gothaischen Kalender steht. Damals war ihm sehr weh ums Herz geworden und er sah ein, daß man leichter auf ein erträumtes Großfürstentum verzichten kann, als auf eine Jugendliebe. Und er sah die Fürstin erst nach vielen Jahren wieder, nachdem er selbst Gutsinspektor geworden war. Damals, bei einem flüchtigen Besuch in dem alten Schlosse, reichte ihm die Fürstin gnädig die Hand und fragte: Kennen Sie Ihre alten litthauischen Lieder noch? Und er antwortete: Ja Durchlaucht; aber ich singe sie nicht mehr.

Das ist das Ende der Geschichte von dem Jungen mit der Ziehharmonika."





Otto Eckmann: Feierabend.



Karl Steinheil: Bayerischer Bauer aus der Gegend von Wasserburg.



Dreizehntes Kapitel.

Das Blatt, welches nun aus der Mappe kam, ward mir von unserer Erzählerin gleich wieder zugeschoben mit den Worten: „Das ist ein Landsmann von Ihnen, nun reden Sie nur selbst über ihn!“

Es war in der That ein Landsmann von mir. Ein wohlhabender Bauer aus der Moränenlandschaft nördlich des Chiemsees. Ungeschlacht stand er da, in einer kurzen, mit Plüsch besetzten Tuchjacke, schwarzen Lederbeinkleidern, plumpen Stiefeln, auf dem Kopfe eine Plüschmütze. Von weißer Wäsche war wenig an ihm zu sehen; dafür waren Jacke und Weste reichlich mit alten Silbermünzen besetzt. Die Hände waren knochig und von unheimlicher Größe. Ich besah mir den Mann und erlaubte mir dann Folgendes über seine Abstammung vorzubringen:

„Die Vorfahren dieses Biedermannes wanderten, aus Osten kommend, in das bayerische Alpenvorland ein zu jener Zeit, als die großen Gletscher des Salzach-, Inn- und Isarthales schon stark im Abschmelzen waren. Durch den Rückgang der Eismassen war eine trümmerreiche Schuttlandschaft eisfrei geworden, die sich im Laufe vieler Jahrhunderte mit Gras, Gestrüpp und Hochwald bedeckt hatte: weitgedehnte Jagdgefilde, in welchen die Ahnen dieses Mannes mehrere Jahrtausende hindurch bloß von Jagd und vom Fischfang in den zahlreichen Binnenwässern des Alpenvorlands lebten. Vielleicht tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung fingen sie an, auch den Boden umzupflügen, um Getreide zu bauen; aus jener Zeit her sind ihnen noch die riesigen Hände geblieben. Daß sie her-

nach unter römische Herrschaft kamen, nahm auf ihren Kulturgang einen nur vorübergehenden Einfluß; sie kümmerten sich auch nicht viel darum, daß die Römer einige hundert Jahre später von den aus Norden und Nordosten über die Donau hereingebrochenen Markomannen, Schyren und Rugiern verdrängt wurden. Mit den Markomannen freilich mußte man sich zurechtfinden, weil sie eben so grobfäustig waren. Diese Markomannen aber waren uralte Stammverwandte der ersten Ansiedler; sie nannten sich Bojer und das Völkergemisch, das aus ihnen und den Ureinwohnern entstand, waren die Bajuwaren. Das neue Stammland dieses Volkes ward nun die Gegend zwischen dem Böhmerwaldgebirge und den Alpen. Und sie waren ein streitbares, aggressives Volk, das nach Süden bis in das sonnige Etschthal, nach Südosten über die Mur und die Drau hinaus, nach Osten bis zur Leitha und weit nach Oberungarn hinein vordrang und in all' diesen Landschaften seine Sprache zur herrschenden machte. Nur im Westen wehrten die zähen Schwaben, im Norden die staatsklugen und kriegsgewandten Franken den Bajuwaren weitres Vordringen. Speziell die Ahnherrn unseres Mannes hier fanden aber keinen Anlaß zur Wanderung nach dem Süden und dem Osten; sie saßen auf ihrem Hofe und bauten friedlich den ererbten Acker. Vom streitbaren Wesen der ältesten Bajuwaren war ihnen nur der Charakterzug geblieben, daß sie bei ihrem Sonntagstrunke manchmal kampflustig wurden und in dieser Stimmung mit Maßkrügen und ausgerissenen Stuhlbeinen aufeinander losschlugen, mitunter ohne genaue Unterscheidung von Freund und Feind, aber dafür um so kräftiger. In die Nachfolge dieser Ahnen trat schlecht und recht auch der Mann auf unserem Bilde. Aus seiner militärischen Zeit, die er als Fahrkanonier verbrachte, ist ihm ein gewisses ritterliches Wesen verblieben, während von den in der Schule erlernten Künsten des Lesens und Schreibens nur ein bescheidener Gebrauch gemacht wird. Dafür gehört er zu den staatserhaltenden Mächten, zahlt, wenn auch unter leisen oder lauten Flüchen, pünktlich seine Steuern, Umlagen und Bodenzinse und wählt zu Abgeordneten im Reichstag und Landtag, wen ihm sein Pfarrer, der die politische Sache doch verstehen muß, empfiehlt. Der landwirtschaftliche Notstand berührt ihn wenig, denn an Getreide baut er fast nur so viel, als sein eigener Haushalt verbraucht; der Schwerpunkt seiner Wirtschaft ist die Viehzucht, und Hypotheken lasten keine auf seinem schönen Hofe, der von luftiger Höhe sauber und stattlich über die Wald- und Moorlandschaft hinschaut zu den Felszinnen der Alpenkette. Aber jetzt genug von ihm!

Das nächste Blatt, welches Fräulein Hilde bekam, war eine kleine Landschaft: das Städtchen Schwäbisch Hall in Württemberg. In komischer Verlegenheit betrachtete sie das Bild.

„Da war ich ja niemals!" rief sie aus. Wenn ich davon etwas sage, ist es schändlich geflunkert! Ich weiß nicht einmal, wie das Wässerchen im Vordergrunde heißt!"

Ich gab ihr die Aufklärung, daß das Wässerchen Kocher heiße und in den Neckar fließe, daß Schwäbisch Hall einmal eine berühmte Reichsstadt gewesen sei



Eugen Freiherr von Löffelholz: Schwäbisch-Hall.

und ansehnliche Salzwerke besitze und daß hier jene wertvolle Münze erfunden ward, die von der Stadt Hall den Namen Häller führte und die jetzt wieder in Österreich eingeführt wurde. Und als Hilde sich eine Zeitlang in den Anblick der alten Türme und Giebeldächer des Reichsstädtchens vertieft hatte, flogen ihr offenbar Erinnerungen an Götz von Berlichingen, Ulrich von Liechtenstein und Eberhard den Greiner durch das Köpfchen; ein romantischer Zug trat in ihr Gesicht und sie begann:

„Es war in jener Zeit, da die schwäbischen Städte und die Ritterschaft in heftiger Fehde lagen. Damals war der dicke Turm, der sich im stillen Wasser des Kocher spiegelt, Gefängnis der Reichsstadt und in diesem Gefängnisse saß zu einer gewissen Zeit — das Jahr weiß ich nicht mehr genau — ein junger Ritter, Wolfgang von Rauhenstein, den die Reisigen von Hall gefangen hatten, obgleich er wie ein Löwe um sich schlug. Er sah einer schlimmen Zukunft entgegen: dem Richtschwert oder dem Galgen. Das wußte er genau. Denn er hatte der Bürgerschaft von Hall schon übel mitgespielt; zuletzt hatte er einen ganzen Wagen mit neugeprägten Hällern, welche die Stadt gen Reutlingen schickte, weggenommen. Den Fuhrmann aber hatte er in die Stadt zurückgeschickt mit einem Brieflein, in welchem geschrieben stand: Die Herren von Hall möchten nur wieder neue Häller prägen; es wäre schade, wenn sie aus der Übung kämen; sie verstünden die Kunst so gut. Und nun saß er in dem dicken Turme und schaute sehnsüchtig durch ein kleinwinziges Fenster in die frühlingsfrohe Landschaft hinaus, nach den umbüschten Hügeln, auf denen er wohl zum letztenmale umhergeritten war. Wetter und Schlag! Von den Krämern, Hellerschlägern und Salzstößlern gehängt zu werden!

So lag er da, manchen Frühlingstag lang, und hörte die Dohlen krächzen, die um den Turm flogen. Und er wußte nicht, ob sein Urteil schon gefällt war oder nicht. Wenn er seinen Kerkermeister frug, machte der bloß eine widerwärtige Gebärde, indem er mit dem Finger einen Strich quer über den Hals zog.

Unter dem Fenster des Gefangenen im Gärtchen des Ratsschreibers saß ein sechzehnjähriges Mädchen, die Tochter des Ratsschreibers und nähte. Aber die Liebliche sah weniger nach ihrer Arbeit, als hinauf nach dem Gitterfenster, durch welches ein blasses, abgehärmtes Gesicht herunterschaute. Sie wußte, daß das Gesicht dem gefangenen Ritter von Rauhenstein gehörte. Und als unter dem Gesichte ein paar bittend gefaltete Hände erschienen, ward dem Mädchen so weh und mitfühlend ums Herz, daß es sorgsam um sich spähte, ob es nirgends gesehen werden konnte und dann unter das Fenster hintrat und mit halblauter Stimme hinaufrief: Was wollt Ihr?

Von oben scholl's zurück: Schreiben! Und zugleich baumelte ein Faden, den der gefangene Ritter aus dem Futter seines Baretts gedreht hatte, herunter. Die Kleine band ein Schreibtäfelchen, das an ihrem Gürtel hing, nebst einem Griffel daran, und langsam ward das Ding in die Höhe gezogen. Dann kam das Täfelchen beschrieben hinunter, ward gelesen und abgewischt und wieder

hinaufgezogen. Und ein paar Stunden später war's nicht mehr das Täfelchen, das in die Höhe ging, sondern ein Päckchen, worinnen eine Feile und ein Wäschestrick geborgen war. Dann saß des Ratsschreibers Töchterlein wieder viele Stunden lang im Gärtchen und hörte, wie neben dem Gekreisch der Dohlen das leise Knirschen der Feile hörbar ward, die langsam das Fenstergitter des Gefangenen durchbiß.

Als der Nachtwächter von Hall die Mitternachtstunde rief, bog der gefangene Ritter die Eisenstäbe seines Fensters, nachdem er sie angefeilt hatte, auseinander, zwängte seinen infolge der Gefängniskost recht schlank gewordenen Leib hindurch und ließ an dem Stricke sich herab. Strick und Feile barg er dann vorsichtig in einem Winkel des Gartens, ließ sich noch über ein kleines Mäuerchen herab und watete im seichten Flüßchen entlang, bis er einen kleinen Nachen fand nebst einem Ruder darinnen. In diesem Fahrzeug schwamm er den Kocher hinunter. Und er fuhr um sein Leben; denn sein Urteil, das ihn zum schimpflichen Galgentod verdammte, war wirklich schon gesprochen. Übrigens konnte er der Reichsstadt Hall nichts Böses mehr zufügen; denn seine Burg zu Rauhenstein war gebrochen und verbrannt. Er hatte es auch gar nicht im Sinne, jemals wieder mit den Herren von Hall anzubinden, sondern ging nach Welschland und soll in den Diensten der Republik Venedig ein großer Kriegsheld geworden sein. Ob er des Ratsschreibers Töchterlein vergessen oder wie er der Kleinen seinen Dank für Leben und Freiheit abgestattet hat — das steht auf diesem Bilde nicht geschrieben!"

Hiemit beschloß Hilde ihren Bericht von Hall am Kocher. Beim nächsten Bilde streikte sie. Das Bild stellte einen jungen Mann dar, der mit überaus melancholischen Gesichtszügen, die Wange in die Hand gestützt, vor sich hinstarrt.

„Ich kenne diesen Menschen nicht; er ist mir unsympathisch, um nicht zu sagen ekelhaft!" zürnte sie und gab das Blatt an Herrn Burger.

„Ekelhaft?" fragte dieser. „Aber das ist ja mein lieber Freund Sven Klampenborg aus Kopenhagen! Was haben Sie nur gegen ihn? Ein wenig ekelhaft ist er ja; aber dabei ein höchst interessanter Mensch!"

„Also erzählen Sie uns etwas von ihm!" gebot Hilde. „Sie waren ohnedies noch nicht daran!"

„Ein ganzes Buch könnte ich von ihm erzählen!" sagte Burger. „Dieser Sven Klampenborg studierte mit mir in Wien; aber er studierte so viel ungehörige Dinge, daß ihm für die notwendigen zu wenig Zeit übrig blieb. Gegenstand seines Studiums war eigentlich die Physiologie und Pathologie der Gespenster. Nach seiner Ansicht sind die Gespenster die eigentlichen Bewohner der Welt und die allein entwicklungsfähigen Wesen, während die Menschen lediglich Massengeschwülste darstellen, Wucherungen gefährlicher Art auf dem Organismus des Erdballs. Sven Klampenborg hält sich auch für ein Gespenst; nur für ein entartetes, mit menschlichen Eigenschaften infiltriertes; und er brütete beständig darüber nach, wie er sich der menschlichen Eigenschaften möglichst



Ludwig Fahrenkrog: Melancholische Träumereien.



Schraudolph: Japanerin.

entäußern und zum reinen Gespensterdasein zurückkehren könne. Denken Sie, was das für ein Mensch war! Bei einer religiösen Feierlichkeit sah er eine Schar von Gugelmännern. Dieselben begeisterten ihn so, daß er sich durch die Zuschauermasse drängte, sich an die zwei letzten Gugelmänner anklammerte und mit ihnen ein Gespräch über ihre Wesenheit und ihre Stellung im Weltorganismus anknüpfte. Das Ergebnis war, daß ihn die Gugelmänner mit Faustschlägen und Fußtritten abschüttelten und ein Wachmann ihn arretierte, ihn aber schleunigst wieder losließ, als er von ihm mit einem Schwalle okkultistischer Redensarten übergossen ward. Im zoologischen Garten zu Schönbrunn stand Klampenborg stundenlang vor dem Affenkäfig und bemühte sich, die Affen sprechen zu lehren; er schrieb mir auch einst ein Gedicht auf, das ihm einer der Affen gesagt hatte. Eine Zeitlang war er vernarrt in eine Steinfratze am Stefansturm, von der er behauptete, sie sei das Schönste, was ihm noch vorgekommen, und spräche jede Nacht die tiefsinnigsten Aphorismen. Hernach wollte er sich mit einem Gespenst im Wiener Wald verlobt haben und brachte ganze Nächte im Walde zu. Im Hochsommer aber hatte er ein Verhältnis mit einer Donaunixe, das ihn veranlaßte, allmitternächtlich in der großen Donau zu baden. Aber auch das mußte er wieder aufgeben, weil, wie er erzählte, die Donaunixe so eifersüchtig auf das Gespenst im Wiener Walde war, daß sie ihm, dem armen Klampenborg, drohte, ihn zu ertränken. Inzwischen ließ es das Gespenst vom Wiener Walde auch nicht an Eifersucht fehlen, so daß der arme Klampenborg durch seine supernaturalistischen Verhältnisse in eine schreckliche Lage gebracht ward, da ihm das Gespenst vom Wiener Walde gedroht hatte, ihn auf die höchste Tanne zu spießen, die sich zwischen Sankt Pölten und Mödling fände, falls er von seinem Flirt mit der Donaunixe nicht abließe. In dieser peinvollen Situation kam er auf den Gedanken, sich durch ein hübsches Wäschermädchen erlösen zu lassen; das brachte ihn aber wiederum in einen Konflikt mit einem Unteroffizier vom Regiment Deutschmeister. Dieser Konflikt nahm einen beinahe tragischen Ausgang; denn eines Tages ward Sven Klampenborg, übel zugerichtet und mit ein paar Löchern im gedankenreichen Kopfe, nach der chirurgischen Klinik gebracht, wo man ihn soweit wieder zusammenflickte, daß er wiederum neue supernaturalistische Verhältnisse anknüpfen kann. Ich besuchte ihn zum letztenmale in der Klinik; er war infolge der genossenen Behandlung schwärmerisch und empfindsam, hatte eine platonische Neigung zu einer der Barmherzigen Schwestern gefaßt und trug sich mit geheimnisvollen Plänen eines psychopathischen Dramas, das er zu schreiben beabsichtigte. So berechtigte er zu den schönsten Hoffnungen; leider kann ich über seine weiteren Erlebnisse nichts mehr berichten."

„Sie hätten eigentlich ihren Freund Klampenborg mitbringen sollen!" meinte Hilde. „Seine Erzählungsfrüchte wären gewiß von Wert für uns gewesen!"

„Ich hoffe noch einmal irgend was ganz Besonderes von ihm zu hören!" antwortete Burger. „Dann werde ich nicht säumen, es Ihnen mitzuteilen!"

„Was ist nun das nächste?" fragte Hilde und streckte schon die Hand aus, um ein neues Blättchen zu nehmen. „Ah — etwas ganz entlegenes! Eine kleine Japanesin mit einem Kinde! Das ist ja die liebliche Taketori, die Witwe des Hideyoshi vom See Joschi-Ko! Arme, kleine Taketori!"

Mit schelmischem Lächeln schaute sie das Bildchen an.

„Mir scheint, Sie wissen etwas von diesem hübschen Frauchen aus dem Sonnenaufgangslande! Bitte — erzählen Sie!"

Hilde ließ eine Falte auf ihrer glatten Stirne erscheinen. „Es wohnte einmal" — so begann sie — „am See Joshi-Ko ein Mann, namens Hideyoshi, Abkömmling eines berühmten Geschlechts, aber verarmt, so daß er sich durch Malen von Tapeten und Schirmen ernähren mußte. Seine junge, zierliche Frau Taketori hatte ihm eben einen Knaben geschenkt, als er von einer verheerenden Krankheit hinweggerafft wurde und die kleine Taketori als Witwe zurückließ. Taketori ernährte sich und ihren Knaben, indem sie Matten aus einer besonders feinen Schilfart anfertigte, bemalte und dann an Händler verkaufte. Dieses Schilf wuchs nur am Ufer des Sees Joschi-Ko und Taketori wußte, wo das Schönste davon zu finden sei. Wenn sie den Tag hindurch Matten geflochten und bemalt hatte, ging sie abends, um Schilf zu holen und trug dabei ihr Bübchen auf dem Rücken mit.

In der Tiefe des Sees Joshi-Ko wohnte indessen ein Wassermann, der schon lange in heißer Leidenschaft für die liebliche Taketori entbrannt war. Eines Tages nun, als sie wieder, um Schilf zu schneiden, ihr Bübchen ans Ufer gesetzt hatte und bis an die Hüften ins Wasser gestiegen war, fühlte sie sich plötzlich von den Armen des Wassermanns umklammert und schaute in sein häßliches und unheimliches Gesicht. Laß mich los! flehte sie. Er aber sagte höhnisch: Du hast mein Schilf gestohlen und bist in meiner Gewalt. Und nun wirst Du als meine süße, kleine Frau in den See hinuntertauchen! Taketori aber bat: So laß mich wenigstens von meinem Knaben Abschied nehmen! Und der Wassermann, der die junge Frau wirklich liebte, gestattete ihr das; sobald sie aber auf dem Lande war, hatte er die Gewalt über sie verloren; sie ergriff ihr Bübchen und eilte schwebenden Fußes davon. Lange getraute sie sich nun nicht mehr, um Schilf zu holen, in den See. Endlich aber, weil sie nirgend sonst so schönes Schilf bekam, tröstete sie sich mit dem Gedanken, der Wassermann habe sich vielleicht anderweitig verheiratet, und ging abermals an den See, an eine ganz andere Stelle, wo auch schönes Schilf wuchs. Aber der Wassermann wußte, daß sie kam; denn ihr Schatten war, als sie am Ufer hinging, in den See gefallen. Und als sie im Wasser stand, um Schilf zu schneiden, tauchte der Wassermann empor, erfaßte die liebliche Taketori und zog sie hinunter in die grüne Tiefe. Dort sitzt sie nun für ewige Zeiten; und wenn jemand abends am See Joshi-Ko vorübergeht und darauf achtet, wie die Wellen plätschern und das Schilf rauscht, kann er wohl zwischen Wellenplätschern und Schilfesrauschen die singende Stimme der schönen Taketori vernehmen."



Paul Brandenburg der Jüngere: Studienkopf.

Hilde schwieg. Herr Burger konnte nicht umhin, zu fragen, was aus dem Knaben der verschwundenen Künstlerin geworden sei.

„Ein sehr berühmter japanischer Maler!" antwortete Fräulein Hilde ernsthaft. „Ich habe selbst in der letzten Münchener internationalen Ausstellung ein schönes Bild von ihm gesehen: den See Joshi Ko im Abendsonnenglanz!"



Vierzehntes Kapitel.

An diesem Tage ließ der Regen nachmittags wieder nach, so daß wir gegen Abend den kühnen Gedanken einer Seefahrt planen konnten. Herr Burger hatte trotz des schlechten Wetters einen größeren Ausflug unternommen; Reichenbach wollte Briefe schreiben, also blieben nur Hilde, Egersen und ich für die Fahrt. Wir wanderten in unseren Regenmänteln durch das Dorf hinunter zum See. Noch tropften alle Dachrinnen, und in glänzenden Wasserlachen plätscherten mit vergnügtem Geschnatter die Dorfenten.

„Sehen Sie die Enten an!" plauderte Hilde. „Wenn, wie manche Naturforscher behaupten, das Ende der Schöpfung ein großer Sumpf sein wird, nachdem alle Gebirge zerwaschen und in den Ozean hinunter geschwemmt sind: dann werden sich die Menschen auch an ein Entendasein gewöhnen müssen. Sie werden Schwimmhäute zwischen den Fingern haben und mit fetten Federn bewachsen sein."

„Und schließlich werden sie wohl als Entenbraten verspeist werden?" erlaubte ich mir zu sagen.

„Von wem?" fragte Hilde.

„Nun — jedenfalls von jenen Größeren und Stärkeren, die nach uns kommen!" meinte Egersen.

„Es ist aber sehr fraglich, ob die kommenden Herren der Schöpfung größer und stärker als wir sein werden!" entgegnete Hilde. „Sie können auch kleiner und schwächer sein als wir, aber durch ihre kolossale Mehrheit uns unterdrücken. Ich vermute, daß es irgendwelche Insekten sein werden, die nach uns darankommen."

„Dann gründen wir schleunigst eine große Aktienfabrik für Insektenpulver!" lachte Egersen.

„Wenn man Ihnen die Zeit dazu lassen wird!" sagte Hilde in drohendem Tone. „Jene Insekten, die uns entthronen, werden weder so harmlos sein wie die Schmetterlinge, noch so träg und plump wie die Maikäfer, sondern erfinderisch wie die Ameisen, emsig wie die Bienen, wehrhaft wie die Wespen und rasch wie die Hummeln. Und je kleiner, um so gefährlicher werden sie für uns sein."

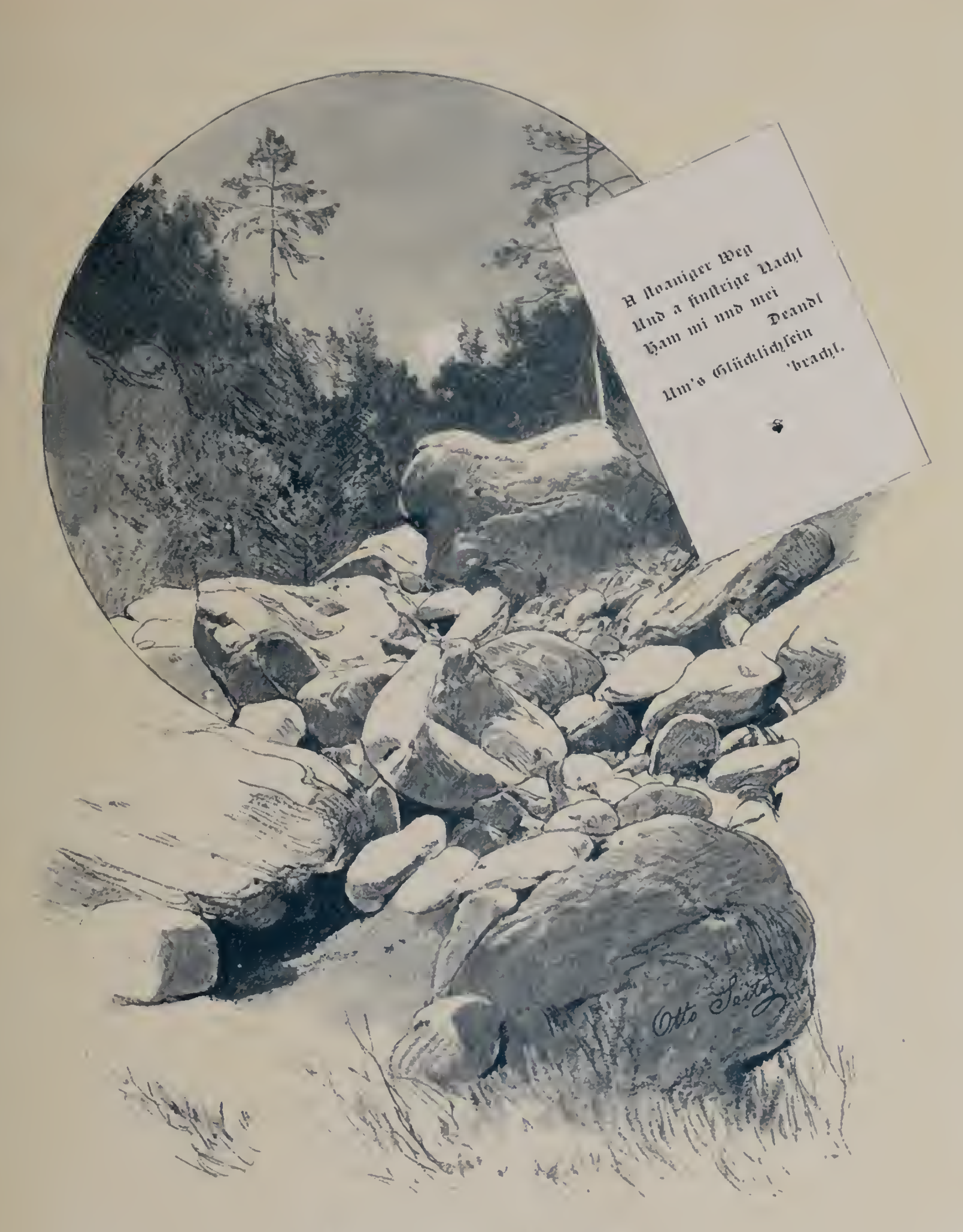
Unter diesem bedenklichen Gespräch waren wir bis ans Schulhaus gekommen. Am offenen Fenster des Erdgeschosses saß ein Knabe mit blassem, kränklichen Gesicht, schwermütig in das graue Gewölk emporstarrend. Hilde ging an das Fenster hin und sprach ein paar Worte mit dem Knaben, während ich mit Egersen in der Mitte der Straße stehen blieb. Als Hilde zurückkam, hatte ihr Gesicht einen schmerzlichen Ausdruck.

„Der kranke Knabe" sagte sie, „gehört dem Schullehrer. Der arme kleine Kerl sollte Sonne haben, um gesund zu werden — und sie will nicht scheinen. Das ist auch ein Stück von einer Dorfnovelle. Das Kind war talentvoll, und sein Vater, der Schullehrer, wollte aus seinem Sohne etwas Besseres machen als einen Dorfschulmeister. Darum schickte er ihn ins Gymnasium nach Graz. Aber entweder hat sich der arme kleine Kerl aus Rücksicht auf die kargen Mittel seiner Eltern zu schlecht genährt, oder er hat sich, wie man hier sagt, überstudiert. Der Arzt meint, Beides habe zusammengewirkt. Das Resultat aber war ein typhöses Fieber, das den Armen anfiel, und jetzt ist er hier als Rekonvaleszent, um in der Heimatsonne gesund zu werden. Mein Bruder hat sich übrigens für ihn verwendet, daß er ein Stipendium erhält; auch andere Hilfe soll ihm werden, wenn er so gesund wird, um nach den Ferien seine Studien wieder aufnehmen zu können. Ich weiß nicht, ob es ein Heil ist für ihn. Er ist zu ehrgeizig für sein Alter, und der Ehrgeiz ist eine viel schlimmere Krankheit als ein typhöses Fieber. Aber da sind wir bei den Schiffen!"

Wir waren am Seeufer angekommen. Ein Fischer, der Hilde schon kannte, machte uns einen schlichten Bretternachen los. Egersen setzte sich auf eine Ruderbank, Hilde handhabte, im Stern des Nachens stehend, ein schweres Steuerruder, ich saß zwischen Beiden. So gings in den See hinaus, der kleine Wellen schlug. Tief hing noch graues Gewölk über die Berge herein; aber im Westen schien doch ein Sonnenstrahl den Kampf mit den Wolken aufnehmen zu wollen. Fräulein Hilde sah reizend aus, wie sie an ihrem Ruder stand und mit kräftigen Schlägen das Wasser zerteilte.

„Wo haben Sie nur so gut rudern gelernt?" fragte Egersen.

Hilde lächelte. „Eigentlich überall," antwortete sie. „Es gibt im ganzen Alpenland kaum einen See, auf dem ich nicht schon gerudert hätte. Ich bin um das Schloß Chillon herumgerudert und an der Tellsplatte gelandet; bei Bregenz wäre ich fast von einem Dampfer überfahren worden und auf dem Königssee ward ich vom Sturm an eine Felswand hingeworfen, daß mein Schiffchen krachte; die Salzkammergutseen kennen mich von kleinauf; auf dem Hallstädter See fuhr ich mit Trotteln um die Wette und vom Zirknitzer See wäre ich beinahe eingeschluckt worden, besser gesagt, samt dem See, welcher bekanntlich zeitweilig vom Erdboden aufgetrunken wird. Ach — ich kann so verschiedene brotlose Künste; Künste, die eigentlich erst dann Wert bekämen, wenn die Sintflut, von der jetzt schon ein paarmal die Rede war, hereinbräche. Aber sie kommt nicht und darum bleibe ich ein unbrauchbares Ding."



Otto Seitz: Felsenlandschaft.

„Könnten Sie“ — fragte ich — „die Civilisation entbehren mit all' ihren Genüssen?“

„Entbehren?“ antwortete sie schroff. „Hinwerfen könnte ich sie in den Staub ihrer Geschichte, aus dem sie seit Jahrhunderten sich ernährt.“

„Ist das Ihr Ernst?“ fragte Egersen.

„Glauben Sie, ich flunkere immer?“ lautete ihre Gegenfrage. „Weil ich in meinen Geschichten ein paarmal geflunkert habe? Nein — so ist es doch nicht. Ich habe die Überzeugung, daß ich in der Wildnis besser zu brauchen wäre, als in der Civilisation. Nicht als ob ich — aber ich mag nicht so viel von mir reden. Lassen Sie mich auf unser Schiffchen aufmerken, sonst stoßen wir seinem Eigentümer ein Loch in die Planken dieses vortrefflichen Fahrzeugs. Langsam!“

Egersen hob sein Ruder aus dem Wasser; im nächsten Augenblicke glitt der Nachen zwischen ein paar großen Steinen hindurch an ein kiesiges Ufer, das unter dem Schiffsboden knirschte. Da waren wir nun in der von Fräulein Hilde ersehnten Wildnis. Ein Bergsturz hatte hier vor vielen Jahren einen Trümmerstrom aus den höher gelegenen Kalkwänden herniedergewälzt und das Bett eines Wildbachs ausgefüllt, der jetzt etwas seitwärts von uns in den See sich ergoß. Malerisch lagen die bleichen Trümmer übereinander, hinter ihnen baute dunkler Fichtenwald sich empor.

Ich sprang aus dem Schiffchen. Egersen saß auf seiner Bank und sah den Tropfen zu, die von seinem Ruder ins Wasser fielen; Hilde stand, auf ihr Ruder gestützt, im Stern des Bootes. Keins von ihnen machte Miene, auszusteigen. Mir kam der Gedanke, als ob sie sich etwas zu sagen hätten; darum fragte ich, ob ich mir den Bergsturz näher besehen dürfe.

Fräulein Hilde gestattete mir das. Aber in einer halben Stunde spätestens müßte ich wieder am Ufer sein, sonst würden sie ohne mich nachhause fahren, gebot sie.

Ich wandte mich landeinwärts, indem ich mir durch das Trümmergewirr mühsam einen Weg empor suchte. Es dämmerte schon stark und in dieser Dämmerung gewann die Landschaft einen gespenstigen Zug. Die weißen Kalkblöcke leuchteten geradezu; zwischen und unter ihnen gurgelte und rauschte in zahllosen Rinnsalen der Bach, hinter mir in der Tiefe lag der See und seine Umrandung von wolkenverschleierten Bergen. Eine Viertelstunde lang kletterte ich empor in jener Hast, die man empfindet, wenn man binnen bestimmter Frist ein rätselhaftes Ziel erreichen will. Aber ich erreichte diesmal kein Ziel, sondern — wie es öfters geschieht — nur einen Punkt, wo ein Weiterkommen unmöglich ist. Eine haushoch aufragende Wand, über welche sich der Trümmerstrom den Weg herab gesucht hatte, verbot jedes weitere Vordringen; höhnisch nickten von oben die Ranken und Fichtenwipfel herab, unter den herabhangenden Wurzeln und in den tiefen Spalten des Trümmergesteins meinte ich ein leises Gelächter zu vernehmen. Ich wandte mich zur Rückkehr. Der Weg in die Tiefe über die glattgeschliffenen Blöcke war fast mühsamer als vorher das Aufwärtssteigen.



Es begann zu dunkeln und ehe ich das Seeufer wieder erreichte, stieg der Mond hinter dem Fichtenwalde in die Höhe, als wollte er einen Kampf mit dem Regengewölk beginnen. Schon von weitem sah ich meine beiden Gefährten. Hilde stand, jetzt vom Mondlicht überflossen, immer noch auf ihr Ruder gestützt, im Nachen; Egersen lehnte am Ufer im Schatten eines Felsblocks. Sie schienen wie Statuen; erst das Klingen des Gesteins unter meinen Füßen brachte Bewegung in sie.

Hilde nickte mir zu. Ein Zug tiefen Ernstes, der auf ihrem Gesichte gelegen hatte, machte wieder ihrer gewohnten Frische Platz, als sie mich fragte: „Haben Sie es nicht gesehen?"

„Was denn?"

„Das Strubmannl! Die Gegend hier heißt Strub, und im Abenddämmer soll das Strubmannl da herumgeistern."

„Gesehen habe ich es nicht, aber gehört," antwortete ich. „Aber da ist das Strubmannl!"

Wir standen alle drei einen Augenblick völlig verwirrt. Denn ein beweglicher Schatten glitt über den Uferkies und auf dem größten der Steinblöcke erschien plötzlich ein borstiger Kopf mit funkelnden Augen, auf einem kurzen Oberkörper und zwei stämmigen Beinen stehend.

Es war eine geradezu dämonische Erscheinung.

Nun brach aber Hilde in ein silbernes Lachen aus. „Putz, Putz!" rief sie jubelnd, und mit ein paar mächtigen Sätzen sprang ein zottiger Vierfüßler von dem Felsen, war mit einem weiteren Sprung in unserem Nachen und hüpfte vergnügt an Hilde empor. „Guter Putz!" sagte Hilde, das Tier, einen zum Wirtshause gehörigen Rattenfänger, streichelnd — „hast du wieder einen einsamen Abendspaziergang gemacht? So weit weg von zu Hause? O du alter Streuner! Und hättest es so bequem haben können, wenn du gleich mit uns gefahren wärst!"

Putz schaute verständnisvoll die junge Dame an. Dann stiegen wir wieder in unseren Nachen, wobei das entlarvte Strubmannl wie ein Gallionbild den Platz an der Spitze des Bootes einnahm.

„Was machen Sie für ein melancholisches Gesicht?" frug mich Hilde, während sie, vom Mondlicht überstrahlt, mit ihrem Ruder mehr spielte als arbeitete. Sie sah geradezu feenhaft aus.

Ich äußerte meine Besorgnis, daß wenn es nun schönes Wetter würde, die Plaudereien am Frühstückstische ein Ende nehmen würden. Was sollte dann aus meinem Buche werden, wenn Hilde nicht mehr erzählt?



Otto Ubbelohde: Hessische Landschaft.

„Trösten Sie sich," sagte sie gütig. „Ich werde fortschwatzen bis zum letzten Blatt — auch wenn es schönes Wetter wird. Da kann ich mich doch einmal nützlich machen."

Der Zusatz ward mit einem Seufzer begleitet. Aber Fräulein Hilde hielt Wort.

Fünfzehntes Kapitel.

Und so erschien sie am nächsten Morgen, obgleich die Sintflut aufgehört hatte und durch rauhes Gewölk sogar vereinzelte Sonnenstrahlen drangen, pflicht getreu am Frühstückstische, wo sich auch ihr Bruder und Egersen bald einfanden. Herr Burger schien noch zu schlafen; wir erfuhren jedoch, daß er am verflossenen Nachmittag ein paar bisher noch nicht erstiegene Felshörner „genommen" hatte. Als Hilde freiwillig ihr Erzähleramt wieder beginnen wollte, hielt ich jedoch mit der Mappe zurück, bis sie sich wenigstens durch eine Tasse Kaffee und einige Hörnchen hinreichend gestärkt glaubte.

Dann griff sie lächelnd nach dem obersten Blatte. Es war ein mit flotten Strichen gezeichnetes Landschaftsbild: ein Stück vom Ende irgend eines kleinen Städtchens im hessischen Bergland; rückwärts einsame Waldgegend, in der Tiefe ein kleiner Fluß, der sich melancholisch durchs Thalgrün schlängelt.

„Sehen Sie" — begann Hilde — „das ist das letzte Haus im Städtchen. Nach geometrischen Begriffen gibt es zwar in jeder Stadt nicht bloß ein letztes Haus, sondern eine ganze Peripherie von letzten Häusern. Aber eins oder das andre macht doch immer in hervorragender Weise den Eindruck, das letzte Haus zu sein. So ist es auch mit dem Hause, welches Sie hier sehen. Es könnte un möglich mitten in der Stadt stehen. Seine Bestimmung wäre es eigentlich, ganz allein zu stehen und in die weite, unbewohnte Ferne hinaus zu träumen. Denn es ist ein ganz eigenartiges Haus, welches die Gesellschaft andrer Häuser nur unwillig erträgt. Es ist das richtige Gespensterhaus.

Seit fünfzig Jahren wohnt Niemand mehr in dem Hause. Die Steuern und Reparaturen bezahlt ein Rechtsanwalt in einer benachbarten größeren Stadt. Reparaturen sind aber im Innern nicht nötig; nur hie und da am Dache, und das besorgt der Dachdecker von außen — aber er ist jedesmal froh, wenn er damit fertig ist, denn er behauptet, bloß für Mäuse und Spinnen Dächer zu reparieren, sei kein Geschäft für einen richtigen Dachdecker. Was aber das Eigen tümlichste an diesem Hause ist, das ist wohl die Thatsache, daß in jeder Neujahrs nacht Licht in einem der Fenster des Hauses erscheint. Wirkliches Licht. Bitte, nicht lachen; die Geschichte ist recht ernsthaft und wahr. Und nun hören Sie auch, was man sich in dem Städtchen von dem letzten Hause erzählt und woher das Licht kommt.

In diesem letzten Hause wohnte vor mehr als 50 Jahren ein Mechaniker, der als Erbauer von kunstvollen Turmuhren zu Wohlstand und Berühmtheit gekommen war. Er war schon ein älteres Männlein, häßlich und etwas verwachsen, und hatte mit diesem Äußeren die Thorheit begangen, ein armes, bildschönes Mädchen zu heiraten. Das Ergebnis war, daß die schöne Frau Uhrmacherin einen Gesellen ihres Mannes hübscher und liebenswerter fand als ihren Gemahl. Der Alte war scharfsichtig und boshaft genug, den Gesellen fortzuschicken; aber dazu reichte sein Scharfsinn doch nicht aus, das junge und leidenschaftliche Herz seiner Gattin zu wenden. Briefchen flogen zwischen ihr und ihrem Liebsten hin und her, von einer freundlichen Nachbarin getragen; und in der Sylvesternacht verschwand die treubrüchige Frau, um nimmer wiederzukehren.

Der berühmte Uhrmacher nahm sich das sehr zu Herzen, so sehr, daß er sich gar nicht mehr unter Menschen sehen ließ. Nachdem er monatelang keiner Seele bemerkbar geworden, sah sich die Polizeibehörde veranlaßt, in seinem Hause nachzusehen. Ihr Abgesandter traf den alten Herrn in seiner Werkstatt; mürrisch und verbissen äußerte er, er wünsche den Rest seines Lebens unbehelligt zu verbringen und werde einen Rechtsanwalt beauftragen, sein Haus zu verwalten. Dann sah man ihn wieder monatelang nicht mehr; und schließlich wußte kein Mensch mehr, ob er überhaupt noch im Hause und am Leben sei oder nicht. Und allmählich fing die Sage an, ihr Netz um das Haus zu spinnen. Einzelne behaupteten, der einsame Mann habe, da das Haus auf einem steilen Hügelrande stand, einen heimlichen Ausgang durch den Keller ins Freie, wohne eigentlich in einer fernen Stadt und käme nur manchmal noch durch diesen Kellergang in sein altes Haus geschlichen. Andere aber erzählten, der Uhrmacher sei überhaupt ganz fortgezogen, ja, er sei sogar längst gestorben, und die Gestalt, die man hie und da noch am Fenster sehe, sowie das Licht, das abends brenne, sei nichts anderes, als ein überaus künstliches Uhrwerk, das der Alte angefertigt habe. Und immer seltener ward's, daß jemand den geheimnisvollen Bewohner des Hauses sah; immer seltener leuchtete das Licht aus dem Fenster. Zuletzt leuchtete es nur noch in der Sylvesternacht. Bei seinem Schimmer sieht man aber heute noch die Gestalt des Alten am Fenster stehen und in die verschneite Landschaft hinausschauen. Da hinaus schaut er, und wartet, ob seine schöne, junge Frau nicht wiederkommt. Aber sie kommt nicht mehr; sie muß ja eine Greisin sein. Und der Mann am Fenster — ich glaube selbst, er ist nur ein künstliches Uhrwerk."

Hilde legte das Blatt weg und langte nach dem nächsten. Es zeigte einen Engel, der einem kleinen Mädchen auf der Laute etwas vorspielt. Das Blatt zirkulierte in den Händen der Anwesenden, ehe Hilde zu reden begann.

„Der Künstler" — meinte Reichenbach — „hat das Problem der Flugtechnik mit dem der Bekleidung in sinnvoller Weise zu vereinigen gewußt, indem die Flügel des Engels zugleich sein Gewand bilden!"



Theo. Schmuz-Baudiß: Schutzengel.



Fr. Behrendt: Gilge.

„Lieber Fred“ — sagte Hilde vorwurfsvoll — „mir scheint, Du siehst den springenden Punkt dieses Bildes gar nicht, weil Dir solche nebensächliche Dinge auffallen.“

„Den springenden Punkt? Welches ist der springende Punkt?“

„Nun, die Schlange!“

„Eine Schlange? Ja wahrhaftig — da ist sie! Ganz klein, in der Ecke!“

„Nun, wer die Schlange sieht, der hört auch das Märchen, das dieses Bild erzählt. Ein kleines Mädchen saß im Grase und hatte eine noch kleinere Puppe im Schoß. Es hatte eine Zeitlang mit der Puppe gespielt und sich dann gelangweilt, weil die Puppe weder sprechen noch tanzen konnte. Diesen Moment der Langweile erspähte eine bösartige, gelb und blau gefleckte Schlange und kroch auf das Kind zu. Man sagt, die Schlange war eine Urenkelin jener berühmten Schlange aus dem Paradiese, die dem Menschengeschlechte die Erbsünde an den Hals gehetzt hat. Die Schlange also kroch auf das kleine Mädchen zu, in der festen Absicht, sich um eines der in schwarzen Strümpfen steckenden Füßchen des Kindes zu winden und, sobald das Kind sich bewegen würde, es mit seinen todbringenden Giftzähnen zu beißen.

Diesen schrecklichen Moment beobachtete der Schutzengel des Kindes. Unsichtbar flog er auf die grüne Wiese herab, setzte sich zu dem Kinde, breitete einen seiner schneeweißen Fittiche zwischen das Kind und die Schlange und begann auf seiner Laute zu spielen. Ein etwas umständliches Verfahren. Der Engel hätte die Schlange einfach zertreten sollen. Aber das dürfen die Schutzengel nicht. Und deswegen hat das Märchen auch leider kein Ende. So lange der Engel spielt und so lange das Kind dem Spiele des Engels lauscht, kann ihm die Schlange nichts thun. Aber wenn der Engel zu spielen aufhört, oder wenn das Kind sich — was auch vorkommen kann — über das Spiel des Engels ebenso langweilt, wie über das Spiel mit seiner Puppe: dann wird es nach der züngelnden Schlange greifen. Und dann geschieht etwas Schreckliches. Es ist nämlich nicht einmal notwendig, daß die Schlange das Kind tötet; sie kann sich auch einfach um seinen Hals ringeln und dann bei dem Kinde bleiben und mit ihm groß werden — groß, bis sie es schließlich erdrosseln kann.“

Als Hilde schwieg, meinte Egersen: „Ich fürchte sehr, daß es wie den meisten Kindern, so auch diesem langweilig werden wird, immerfort Schutzengellieder zu hören! Übrigens könnte sich die Schlange mit der Puppe begnügen!“

„Das thun die Schlangen meistens nicht!“ antwortete Hilde ernsthaft. „Wenigstens nicht jene, die aus dem Paradiese stammen!“

Sprach's und griff nach dem nächsten Blatte. Statt eines reichte ich ihr gleich zwei, die sich als verwandt auswiesen. „Fischerdorf Gilge“ stand unter dem einen; das andere war eine kleine Strandscenerie.

„Gilge?“ murmelte Fräulein Reichenbach. „Wo mag wohl Gilge sein?“

Egersen lächelte. „Der Fluß Memel“ — erklärte er — „teilt sich, ehe er ins Kurische Haff mündet, in mehrere Arme, von denen der südliche Gilge heißt. An der Mündung dieses Armes liegt das Fischerdorf Gilge —“

„Von dem Sie jetzt etwas erzählen werden. Das ist ja ganz hinten in Thule!“ rief Hilde, indem sie das Blatt Egersen zuschob. „Nur frisch! Es thut nicht weh!“

Egersen besann sich einen Augenblick. Dann begann er: „In dem kleinen Fischerdorfe Gilge, fern am Kurischen Haff, lebten zwei junge Fischer, Hans Pilkall und Peter Juwendt. Sie besaßen miteinander ein Boot, waren die innigsten Freunde und hatten schon manchen schweren Sturm auf dem Haff miteinander ausgehalten. Aber diese sturmbewährte Freundschaft schien einen tiefen Riß erhalten zu wollen, als eines Tages die beiden Fischer, durch einen Sturm verschlagen, in einem ein paar Meilen entfernten Dorfe landen mußten und daselbst ein liebreizendes Mädchen, die Tochter eines Wirtes, namens Käthe, kennen lernten. Zwei Männer mit einem gemeinsamen Boot — das geht. Aber mit einem gemeinsamen Liebchen — das geht nicht. Lange Zeit wollte keiner dem andern gestehen, daß er in die Käthe verliebt sei; denn sie hatten sich früher, als sie noch unbefangene frohe Junggesellen waren, gegenseitig versprochen, nie heiraten zu wollen. Also fuhren sie jeden Sonntag hinüber zu der schönen Käthe; immer beide zusammen, weil jeder dem andern mißtraute. An den Wochentagen fischten sie miteinander; aber aus den einst so innigen Freunden waren erbitterte Feinde geworden. Und eines Tages sagte Peter: Hans — es ist nichts mehr mit uns; Du hast's mit der Käthe. Und Hans entgegnete grimmig: Mit der Käthe hast Du's; aber daß es nichts mehr mit uns ist: darin magst Du Recht haben!

An das Versprechen, nie zu heiraten, dachte keiner von den Beiden mehr; aber an jenem Tage kamen sie überein, daß die Käthe zwischen ihnen entscheiden solle. Und das war offenbar das Richtige. Die beiden Fischer sahen indes auch ein, daß, wie immer die Käthe entscheiden würde, an ein Zusammenfischen nicht mehr gedacht werden könnte. So schlug denn Hans vor, daß demjenigen, für den sich Käthe entscheiden würde, auch das bisher gemeinsame Boot als alleiniges Eigentum gehören solle. Peter aber, billig denkend, sagte: Das Mädel und das Boot? Das ist zu viel!

Hans hatte ein Einsehen, und sie kamen überein, daß dem von Käthe Verschmähten das Boot gehören solle. Am nächsten Sonntage schon wurde der Käthe der Fall vorgelegt und sie entschied sich für Hans. Peter sagte kein Wort mehr; er trank seinen Grog aus, stieg in das Boot und segelte allein nach Hause. Hans aber sollte seines Sieges nicht froh werden.

Denn ehe es noch zu einer wirklichen Verlobung kam, stellte sich ein neuer Bewerber für Käthe ein. Kein Fischer, sondern ein Bauernsohn, der nicht bloß ein Boot, sondern auch einen Bauernhof besaß. Und da er ein fast ebenso strammer Bursche war, als Hans und Peter gewesen wären, sagte die Käthe dem Hans kurz und vernünftig, aus einer Heirat mit ihm, dem Hans, könnte nichts werden; er sollte nur wieder heimgehen nach Gilge.



Paul Ritter: Arbeiter.

Der arme Hans war außer sich. Bei nächster Gelegenheit ging er seinem glücklicheren Nebenbuhler zu Leibe und hätte demselben wohl den Schädel eingeschlagen, da er zufällig eines jener schweren Hölzer zur Hand hatte, mit welchen die Ankerwinden gedreht werden. Glücklicherweise waren ein paar besonnene reifere Männer zur Hand, die ihn erst zur Thüre hinauswarfen und hernach durch gütliches Zureden völlig beruhigten.

Tief gedemütigt und hoffnungslos schwankte er durch den Dünensand heim nach Gilge. Und hier saß er, den Kopf in die Hände gestützt, eine Nacht hindurch am Strande und schaute traurig das Boot an, das einst zur Hälfte ihm gehört hatte. Als aber der Morgen graute, legte sich eine schwere Hand auf Hansens Schulter. Es war die Hand von Peter Juwendt. Und dieser, der durch das Gerede der Fischer schon vom Unglück des Hans gehört hatte, sagte, indem er sich eine Pfeife stopfte: Kein Mädel und kein Boot — das ist zu wenig für einen Mann! Willst Du wieder mit mir fischen, Hans? Das Boot soll Dein und mein sein!

Hans sprach kein Wort; aber er fiel dem Peter um den Hals. Dann hißten sie ihr Segel auf und fuhren hinaus in den leuchtenden Morgen."



Sechzehntes Kapitel.

Nun gab ich Hilde wieder zwei Blätter zugleich: zwei Arbeitergestalten, beide im Schurzfell. Prüfend verglich sie die Beiden.

„Der Einzelne“ — sagte sie — „ist entschieden Sozialdemokrat!“

„Warum?“

„O — sehen Sie nur, wie er die Arme in die Seite stemmt!“

„Ist das eine typische Haltung des Sozialdemokraten?“

„Nein; aber es ist die Haltung eines Menschen, der sich einer gewissen Kraft bewußt und der nicht ganz zufrieden ist. Und ein kraftbewußter und unzufriedener Arbeiter wird eher Sozialdemokrat als etwas anderes. Und sehen Sie nur, wie sich bei diesem die Haare in revolutionärer Erregung emporsträuben! Entweder krakehlt er eben mit seinem Chef oder einem vorgesetzten Ingenieur oder Werkführer oder — nein, das wird wohl das Richtige sein. Stellen Sie sich vor, meine Herren, dieser Arbeiter stehe vor seinem Chef, etwa vor einem Hüttenbesitzer, womit ich aber nicht jenen sentimentalen Menschen von George Ohnet gemeint haben will. Vor einem Hüttenbesitzer, der ein älterer, gutmütig, aber schlau dreinschauender Herr ist. Es hat eben eine längere Auseinandersetzung zwischen den Beiden gegeben, welche der Hüttenbesitzer mit den Worten schließt: Ich kann Ihnen nichts anderes sagen, Hammer, als was ich Ihnen schon oft gesagt habe. Wenn ich allen euren Forderungen nachgeben wollte, dann dürfte ich morgen meine Bude zumachen; fortarbeiten könnte ich nimmer bei verringerter Arbeitskraft und gleichbleibendem Lohn. Dafür stehen die Preise zu schlecht. Also jetzt gehen sie an Ihre Arbeit und lassen Sie mich in Frieden.

So sprach eben der Chef. Und der Arbeiter? Er überlegt sich die Sache einen Augenblick — und hernach wird er wirklich wieder an seine Arbeit gehen, an seinen Ofen, wo das weißglühende Eisen auf ihn wartet und auf seinen starken Arm. Und er murmelt finster vor sich hin: Bebel und Liebknecht arbeiten viel zu langsam. Ich werds nicht mehr erleben, daß es anders wird.

Und nun der andre Arbeiter. Er raisonniert nicht, sondern teilt friedlich sein schwarzes Arbeiterbrod mit einem Kinde. Er ist ein schlichter Dorfschmied. Seit fünf Uhr morgens war er am Ambos gestanden, oder hatte Bauernpferden die Hufe angenagelt, und nun ist es sieben Uhr morgens, nun darf er sich eine Ruhepause vergönnen, der Alte mit dem Weißbart. Eine Ruhepause und ein Frühstück. Seit sechzig Jahren ist er kein andres Frühstück gewöhnt, als ein Stück schwarzen Brotes und einen Trunk aus dem Hausbrunnen. Dabei hat er sich die stählerne Kraft seiner Arme erhalten und schwingt heute noch die schwersten Hämmer, so gut wie sein Schwiegersohn, für den er jetzt die ganze Arbeit seit ein paar Tagen thut, weil der Junge als Reservist zu einer Übung eingerufen ist. Und während der alte Mann an seinem Brotlaib herumschnitzelt, kommt



Hans Brandstetter: Arbeiter.

der Enkel im Hemdchen aus dem Hause, um mit dem Großvater zu frühstücken."

Nach dieser Erörterung schwieg Hilde nachdenklich.

„Sie wissen noch mehr von diesem Manne!" bat ich.

„Ja" — antwortete sie — „er hat auch seinen Lebensroman hinter sich. Sehen Sie, dieser Mann und sein Bruder waren die zwei flottesten Bursche in ihrem Dorfe. Und es ging ihnen wie den beiden Fischern von Gilge: sie liebten beide dasselbe Mädchen. Unser Schmied — er heißt Florian — mußte jedoch zum Militär; und die Zeit seiner Abwesenheit benützte sein Bruder Franz, um das Mädchen für sich zu gewinnen und zu heiraten. Allgemein ward er um die schöne und wohlhabende Rosel beneidet; aber man fand es ganz vernünftig von ihm, daß er dem Roman auf diese Weise ein praktisches Ende bereitet hatte. Nur Florian, der Schmied, fand das nicht, vielleicht, weil ihm entweder die Rosel oder der Franz Versprechungen gegeben hatte, die durch diese Art von Lösung nicht gebührend gewürdigt wurden; vielleicht auch, weil er die Rosel zu übermenschlich geliebt hatte. Kurz — der arme Florian konnte es im Heimatdorfe nicht mehr aushalten. Er wanderte aus und ließ sieben Jahre nichts von sich hören. Während dieser sieben Jahre trat aber in seiner Heimat eine Veränderung der Dinge ein. Sein Bruder Franz ging unter die Trunkenbolde und fing an, sein Weib und sein Geschäft zu vernachlässigen. Und nach ein paar Jahren erzählte man sich, daß es der Rosel sehr schlimm erginge, daß sie sogar von ihrem betrunkenen Manne gar nicht selten geprügelt würde. Die Rosel selber sagte nichts davon; dazu war sie zu stolz.

Sieben Jahre hielt es Florian in der Fremde aus, dann ließ ihn das Heimweh nicht mehr bleiben. Er hatte — wenn ich nicht irre in Holland — ein hübsches Stück Geld verdient. Sein erster Gang in der Heimat war in das Haus seines Bruders. Als er in die Wohnstube trat, hatte Franz die Rosel soeben zu Boden geworfen und war im Begriffe, auf sie zu treten. Florian ergriff den Tobenden, setzte ihn so gewaltsam auf die Stubenbank, daß dieselbe erkrachte und half der Rosel vom Boden empor. Betäubt sah die mißhandelte Frau dem Fremden ins Gesicht und dann sagte sie: Florian! — Du bists? Hättest Du mich doch totschlagen lassen — dann wäre endlich alles vorbei gewesen!

Seit jenem Tage war Florian der Feind seines Bruders. Aber seine ganze Feindschaft bestand darin, daß er dem Bruder in jeder Weise das Trinken vergällte, teils durch Moralpredigten, teils durch Spott. Das vertrug der Trunkenbold nicht. Er gewöhnte sich an, die Wirtshäuser entfernter Ortschaften aufzusuchen, und beim Heimwege von einer solchen Gastreise geriet er ein paar Wochen später auf einen Eisenbahndamm, ward von der Lokomotive eines daherbrausenden Bahnzugs erfaßt und so heftig über die steile Böschung hinabgeschleudert, daß er unten tot liegen blieb. Florian machte sich hernach wohl eine zeitlang Vorwürfe, den Tod des Trunkenbolds verschuldet zu haben. Aber sein gesunder Menschenverstand sagte ihm schließlich doch, daß das ein übertriebenes Zartgefühl

sei. Als er sich davon überzeugt hatte, heiratete er die Witwe seines Bruders, und brachte dessen verkommenes Geschäft wieder in die Höhe. Und als Rosel nach langen, glücklichen Jahren als alte Frau eines Tages mit ihrem Florian auf der Holzbank vor der Schmiede saß, sagte sie zu ihm: Flori, ich brauch' keinen Himmel mehr, denn Du bist mein Himmel gewesen.

„Diese Worte hat Florian nie vergessen."

Hilde machte eine Pause. Dann fuhr sie fort: „Sehen Sie, zu so moralischen Erzählungen kann einen solch' ein Bild veranlassen."

„Es ist was daran," sagte Reichenbach. „Der Anblick von trocknem Brot stimmt den Menschen zu sittlichem Ernste. Da kann keine Frivolität aufkommen. Ich bin überzeugt — wenn der alte Schmied mit seinem Enkel eine Schüssel Austern vor sich hätte, wäre die Geschichte ganz anders ausgefallen."

Im Angesichte trocknen Brotes denkt man nicht an Austern!" sagte Hilde strafend und nahm ein neues Blatt.

„Riesserbauersee" las sie. Dann fuhr sie fort: „Ja — er ists; und rückwärts steht des Deutschen Reiches höchste Zinne: das Wettersteingebirge. Ich kenne diesen See; ich bin sogar schon in ihm umhergeschwommen, denn er ist die einzige Badegelegenheit für Partenkirchen. Und das verschneite Thal im Hintergrunde ist das Höllenthal mit seiner grausigen Einsamkeit. Der See ist leider nicht so klar wie die Alpenseen sonst sind, dafür ist auch sein Wasser warm und mild. Als ich gebadet hatte, setzte ich mich in die Sommerwirtschaft des Riesserbauern und ließ mir ein Glas Milch bringen. Ich weiß es noch — die Hebe, die mir's kredenzte, war ein uraltes Mütterchen, das mir die Milch mit zitternden Händen hinstellte. Ich nötigte sie, sich zu mir zu setzen und mir etwas zu erzählen von dem kleinen See und von ihren Sommergästen. Und so erzählte die Alte von den ersten zwei Sommergästen, die sie vor fünfzig Jahren hier in Empfang genommen hatte. Es waren zwei feine Leutchen gewesen, ein Herr und eine Dame. Man hielt sie für jung verheiratet, weil sie so schrecklich zärtlich miteinander thaten. Nie, sagte die Alte, habe sie Leute gesehen, die sich so lieb hatten wie jene Beiden; ja sie sprach die sträfliche Vermutung aus, man könne sich jetzt überhaupt gar nicht mehr so lieb haben — sie hätte wenigstens nichts mehr dergleichen gesehen. Und schön seien die Beiden gewesen, bildschön. Den ganzen Sommer blieben sie als Gäste auf dem Hofe des Riesserbauern — bis auf einmal das Verhängnis hereinbrach.

Eines Tages nämlich kam der Hüterbube des Bauern ganz atemlos den Waldweg herauf und erzählte, hinter ihm drein stiegen der Herr Landrichter von Garmisch und sein Gerichtsdiener nebst einem Gensdarm. Als die Fremden das hörten, ward der Herr blaß wie die Wand und ging ins Zimmer hinauf, kam aber gleich wieder herunter und der Hüterbube sah im Rocke des Fremden eine Pistole. Dann ging der Herr mit der Dame zum See hinunter, um spazieren zu fahren. Eine Viertelstunde später kam der Landrichter mit seinen Leuten herauf, fragte nach den Fremden, die sich seit acht Wochen auf dem Riesserbauernhofe



Emil Heinrich Gogarten: Rissenbauersee mit Zugspitze.



Kaufmann: Jagd.

aufhielten und sagte dem Bauern, daß seine Gäste kein verheiratetes Paar seien, sondern ein fahnenflüchtiger Offizier aus hoher Adelsfamilie und dessen Geliebte. Als man nun dem Beamten erzählte, die Fremden seien auf dem See spazieren gefahren, trat er vor das Haus und schaute auf das Wasser hinaus.

Dort sah man aber nur das leere Schiff schwimmen.

Die Bäuerin schlug die Hände über den Kopf zusammen und schrie: Jesus, Maria! Die sind in den See gesprungen!

Man muß das Schiff hereinholen, gebot der Landrichter in tiefem Ernste. Weil aber kein zweites Schiff vorhanden war, wurden Bretter in den See geworfen, auf welchen der Knecht des Bauern hinausfahren wollte, um den Nachen einzuholen. Ehe das indessen geschehen konnte, trieb der Wind das Schiffchen heran. In demselben lagen zwei Tote: der Offizier und seine Geliebte! Sie hatte einen Pistolenschuß im Herzen, er hatte sich mit einem zweiten Schusse den Hinterkopf zerschmettert. Zuvor aber hatte er auf die Todeswunde seines Liebchens einen Strauß Alpenblumen gelegt.

So erzählte mir damals die alte Frau, während die Abendsonne sich purpurn auf die Felswände des Wettersteingebirges und auf die stillen Wälder legte, zwischen denen der kleine See liegt. Am andern Tage suchte ich das Grab der beiden Liebenden auf, das in Garmisch an der Kirchhofmauer sein sollte; aber ich fand es nicht mehr; es war wohl eingesunken. Nur einige schöne Gentianen wuchsen an der vergessenen Stätte."

Nach einer kleinen Pause fuhr Hilde fort: „Ich erinnere mich, namentlich auf Reisen schon oft dem Ende irgend eines Romans begegnet zu sein. Ich glaube, das Schicksal einzelner verschollener Menschen sucht mich auf und raunt mir die Bitte ins Ohr, es nicht ganz in den Schooß der Vergessenheit sinken zu lassen."

„Fräulein" — mußte ich entgegnen — „die Sache scheint mir etwas anders zu liegen. Die Lebensromane anderer Menschen streifen uns Alle; aber wir haben nicht alle das feine Ohr wie Sie, um die lautlose Sprache von Gesichtern und Landschaften zu verstehen. Ich will Ihnen aber jetzt ein Blatt vorlegen, aus dem Sie keinen Roman machen werden."

Und ich reichte ihr ein Blatt, das eine ländliche Jagdgesellschaft zeigt, die sich eben im herbstlich verschneiten Walde zum Treibjagen zusammenfindet.

„Hu" — rief sie aus — „mit Jagdgeschichten habe ich mich freilich nie befaßt! Das geht über meinen Horizont. Und ich möchte doch so gerne lügen können wie ein alter Jäger! Aber fertig bringe ich's nicht mehr; es wäre zu schön. Die armen Treiber, die da so respektvoll hinter dem Dechanten durch den Schnee waten! Die meisten sind nur von dem Gedanken erfüllt: Wer von uns wird wohl heut' angeschossen werden und welches Schmerzensgeld wird dafür abfallen? Aber da sehen Sie — rechts hinter der großen Buche schleicht sich eben der alte liebe Reinecke vorüber, ganz still und schlau. Ach — der Bursche wenn Jagdgeschichten erzählen dürfte! Die würden lustiger als Alles, was die Forstmeister

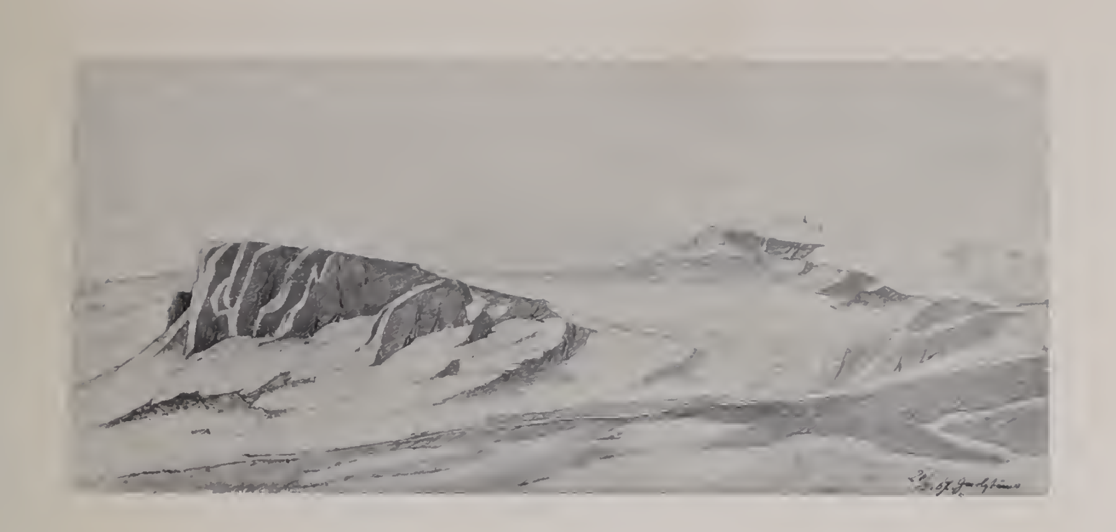
und Jagdgehilfen und Sonntagsjäger zusammenlügen. Aber ich bin weder ein Jäger noch ein Fuchs. Nein — meine Herren! Bei diesem Bilde streike ich ganz entschieden."

„O weh!" sagte ich. „Und ich habe noch ein zweites Jagdbild. Da sehen Sie."

Hilde nahm's. Dann sprach sie nachsinnend: „Dies ist etwas Anderes. Hier liegt eine tiefsinnige Allegorie vor. Lassen Sie mich den Sinn dieses Märchens deuten. Es waren einmal drei Jäger, drei Hunde und drei Hasen. Die drei Jäger waren richtige Sonntagsjäger: der Lange mit dem Muff und Pelzkragen ein Baron, vormals Lieutenant, der aber wegen Mangels militärischer Talente berufslos geworden war; der Zweite mit den langen Haaren und dem schwärmerischen Blick ein Gymnasiallehrer, und der kleine Dicke ein Rechtsanwalt. Die drei Hunde aber waren Dackel."

„Das ist wohl der süddeutsche Ausdruck für Teckel?" unterbach sie Egersen.

„Das ist nicht bloß die süddeutsche, sondern die richtigere Ausdrucksweise," fuhr Hilde fort. „Denn das Wort Dackel ist ein Kosename für Dachshund und den Dachs schreibt man bekanntlich nicht mit einem harten T. Also drei Dachshunde, die den drei Jägern gehörten und unter sich nahe verwandt waren. Ich glaube, es waren Onkel, Tante und Neffe. Endlich waren da auch noch drei Hasen, welche die Opfer der drei Waidmänner hätten werden sollen. Sie waren aber alle drei gefehlt worden; nur dem einen hatte ein Schrotkorn aus dem Gewehre des Gymnasiallehrers einige Haare aus seinem Schweifchen gerissen. Als nun die drei Jäger nach der Jagd zusammentrafen, sagte der Baron: Ich habe meinen Hasen getroffen, aber als er tot hinfiel, kam ein Fuchs und trug mir den Hasen davon; ich hatte keinen Schuß mehr im Gewehr, sonst hätte ich den Fuchs auch noch geschossen. Hierauf sagte der Rechtsanwalt: Oh — ich habe meinen Hasen auch getroffen; aber im Todeskampfe warf sich der Spitzbube in den Bach und wurde von den Wellen fortgerissen! Dann ergriff der Gymnasiallehrer das Wort und sprach: Ich habe meinen Hasen so stark getroffen, daß es ihn in lauter kleine Stücke zerriß; unglücklicherweise war gerade ein Schwarm von Raben in der Nähe; diese schändlichen Vögel nahmen die Stücke meines Hasen und flogen damit davon. Merkwürdig, höchst merkwürdig! rief der Baron und der Rechtsanwalt brummte: Man sollte es kaum glauben. Die drei Hunde aber schauten sich an und knurrten leise: Ja — man sollte es kaum glauben."



Siebzehntes Kapitel.

Kopfschüttelnd legte Hilde das Blatt aus der Hand. Dafür flog ein schönes Lächeln über ihr Gesicht, als sie das nächste ergriff.

Es war die fromme Pfalzgräfin Genovefa, jene rührende Dulderin, die ob eines falschen Verdachtes angeklagt, ungerecht zum Tode verurteilt ward und sieben Jahre mit ihrem Söhnchen Schmerzenreich in einer einsamen Waldhöhle zubrachte.

„Arme Genovefa!“ sagte Hilde. „Deine Geschichte kann ich nicht mehr erzählen; denn diese kennt ja jedes Kind. Die Männer — ja, die Männer haben diese Geschichte meistens vergessen, weil sie ein anklagendes Blatt ist aus der vieltausendjährigen Leidensgeschichte des Weibes!“

Wir protestierten. Keiner von uns hatte die Geschichte vergessen. Aber um die Fortsetzung derselben baten wir.

„Die Fortsetzung?“ fragte Hilde. „Nun — Sie sollen sie hören. Sie wissen, daß die arme Dulderin, nachdem sie aus der Wildnis wieder in das Schloß ihres Gemahls zurückgebracht war, bald darauf eines seligen Todes verblich. Das Volksbuch berichtet auch noch, daß ihr Gemahl, der Pfalzgraf Siegfried, und sein Sohn Schmerzenreich sich in dieselbe Wildnis zurückzogen, um daselbst als Einsiedler ein gottseliges Leben zu führen. Aber was weiter geschah, verschweigt die Sage; und darum möchte ich es erzählen.

Pfalzgraf Siegfried, von Reue und Trauer um seine geliebte, so spät wiedergefundene Gattin gequält, überlebte sie nicht lang; und der Knabe Schmerzen

reich blieb allein zurück, um als junger Klausner ein weltabgeschiedenes und gottgefälliges Leben zu führen. Und weil er am Grabe seiner frommen Mutter gelobt hatte, aller Weltlust zu entsagen, verschloß er sein Ohr den Bitten seiner Verwandten, die in ihn drangen, er möge doch in die Welt zurückkehren und ein fröhlicher Ritter werden. In der Waldwildnis wuchs er heran und ward groß und herrlich von Gestalt, daß er eine Zierde der fränkischen Ritterschaft hätte werden können.

Eines Tages kam ein Pilger an seine Klause; der war im Walde verirrt, elend und vom Fieber geschüttelt. Der gottesfürchtige junge Klausner flocht aus Baumzweigen einen Schlitten, setzte den Kranken darauf und zog ihn durch den Wald heraus nach dem Schlosse, wo jetzt der Oheim Schmerzenreichs als Pfalzgraf hauste. Und als der Einsiedler mit seinem Schlitten an den Burgberg kam, begegnete ihm ein liebreizendes Mägdlein in adeligem Gewande auf milchweißem Pferde. Es war seine Base, des Pfalzgrafen junge Tochter. Sobald sie von dem sie begleitenden Knechte vernommen hatte, der Mann vor dem Schlitten sei der junge Klausner aus dem Walde, sprang sie vom Sattel und wollte den Schlitten ziehen helfen; und als der Einsiedler das nicht zulassen wollte, sagte sie gelassen: Barmherziges Thun zu teilen, soll man keinem verwehren! Da mußte er sie gewähren lassen. Und obgleich er sich am Burgthor schweigend und schnell von ihr verabschiedete, blieb ihr Bild in seinem Herzen und wich nicht mehr daraus. Er mochte beten und fasten, so viel er wollte: vor seinen Augen stand im Wachen und im Traume die Gestalt der Pfalzgrafentochter und in seinem Ohre klang ihre süße Stimme immerfort. Da wanderte der Arme in seinem härenen Kleide nach Trier zu dem ob seiner Weisheit und Milde berühmten Bischof, um dessen Rat in seiner Herzensnot zu erbitten.

Der Bischof gab ihm ein Roß und einen Harnisch, den er statt seines Pilgerkleides tragen sollte und schickte ihn zu König Pipin, der eben wider die Sarazenen nach Spanien zog. Dort fand Schmerzenreich einen ritterlichen Tod unter den Pfeilen der ungläubigen Heiden; und das war besser für ihn, als wenn er sein Gelübde gebrochen oder in seinem Walde alt geworden wäre mit krankem Herzen. Denn die Liebe läßt sich nicht schöner verwinden, als durch Gewährung oder durch den Tod."

Als Hilde geendet hatte, fragte ich ob sie auch zur Abwechselung einmal einen Seeroman erzählen wolle.

Sie verneinte entschieden. „Lieber zwar als Jagdgeschichten; aber Herr Egersen kann das weit besser; das hat er schon bewiesen. Also geben Sie ihm nur die Marine; ich sehe die Mastbäume und Raaen schon von weitem!"

Ich gehorchte; Egersen auch. Er nahm das Blatt, das ich nun zur Besprechung vorlegte und fing an:

„Das ist der Hafen von Hamburg. Und das Segelschiff in der Mitte mit den gerefften Segeln ist die Brigg Walküre, auf der ich meine erste Seereise machte. Es war nur eine ganz kurze Fahrt; aber sie war doch merkwürdig



A. Hengeler: Moderne Jäger.



Wilhelm Räuber: Genoveva.

wegen eines unerklärlichen Ereignisses. Die Walküre war aus Westindien gekommen mit guter Ladung und hatte auch gute Fahrt gehabt. Erst ganz zuletzt, als sie schon bei Kurhafen angekommen war, mußte sie noch ein Mißgeschick erleben. Ihr ältester Matrose, ein Finne, der den Kapitän an Land gerudert hatte, war betrunken vom Schiffe und zwar mit dem Kopfe auf eine eiserne Boje gefallen. Er hatte sich dabei den Schädel entweder ganz eingeschlagen oder doch so betäubt, daß er, obwohl ein vorzüglicher Schwimmer, sofort in den Wellen verschwand und nicht mehr auftauchte. Der Fall war für den Matrosen um so tragischer, als die nächste Fahrt der Walküre, eben die, an welcher ich mich beteiligte, nach Helsingfors ging, also in die Heimat des Verunglückten. Wir waren die Elbe hinuntergeschwommen, hatten den Leuchtturm von Neuwerk schon weit hinter uns und gingen vor einer angenehmen Brise nordwärts. Ich saß mit dem Kapitän und einem schwedischen Marinemaler, der auch Passagier war, abends bei einer Partie Whist in der Kapitänskajüte, als plötzlich heftig an die Thüre geklopft ward und ein Matrose hastig und erregt eintrat.

Was ist, Stevens? fragte der Kapitän ärgerlich.

Wollt' nur melden, Kapitän, daß der Finne wieder an Bord ist.

Habt Ihr ihn gesehen?

Nein — gesehen hat ihn niemand; aber man hört ihn blasen — irgendwo in der Takelage.

Der Finne hatte nämlich eine Klarinette bei sich gehabt, und es war seine Liebhaberei gewesen, abends, wenn er gerade keinen Dienst hatte, sich irgend ein einsames Plätzchen auf dem Schiffe zu suchen und da Klarinette zu blasen.

Unser Kapitän legte die Karten auf den Tisch. Das muß man hören! sagte er. Wir erhoben uns und gingen auf Deck. Verschleiertes Mondlicht schaute auf uns herab; rauschend strich die Brigg durch die Wellen. Leise, aber doch deutlich vernahmen wir die Töne einer Klarinette zwischen dem Rauschen der See und dem Knarren der Takelage.

Es ist zum Teufelholen! sagte der Kapitän. Genau sein Lieblingslied! Sind alle Mann da?

Es fehlte nicht ein Mann.

Man riet hin und her, woher die Töne kämen. Der Eine meinte, es bliese von der Großraa herab; ein anderer behauptete von der Vorbramstenge; ein dritter sagte, vom Klüver. Einer schlug vor, es säße unter'm Gallionbild und die meisten waren der Ansicht, die Töne kämen gar nicht vom Schiffe, sondern aus dem Kielwasser desselben. Nach einer halben Stunde verstummte die geisterhafte Klarinette. Wir gingen in die Kajüte zurück; aber ans Spielen dachten wir nicht mehr.

Am nächsten Abend hörten wir die Klarinette wieder; aber leiser und entfernter. Und das ging so jeden Abend — immer leiser, bis wir in Helsingfors Anker warfen. Hier verließ ich das Schiff.

Ich sah dasselbe nie wieder. Wohl aber begegnete ich dem Kapitän einige Jahre später und vernahm von ihm weiteres über die späteren Schicksale der Walküre. Sobald das Schiff in Finnland angekommen war, hatte der geisterhafte Klarinettbläser aufgehört zu blasen. Die Walküre hatte noch eine Fahrt über den atlantischen Ozean unternommen, war dabei während eines dichten Nebels mit einem schwimmenden Eisberge zusammengerannt und so leck geworden, daß der sie auf den Bänken von Neufundland scheiterte, glücklicherweise ohne einen Mann zu verlieren. Ihre Trümmer schwammen im Ozean — hierhin und dorthin!"

Egersen verstummte. Wir waren zufrieden mit seiner Geschichte. Ich beschloß nun, Fräulein Hilde auf die Probe zu stellen und gab ihr ein Blatt, das gar nichts Menschliches enthielt, bloß ein schlichtes Landschaftsbild aus jener bayerischen Provinz, die aus dem Donauthale gegen das böhmisch-bayerische Waldgebirge ansteigt. „Hier" — sagte ich — „ist etwas aus Karl Moors böhmischen Wäldern! Was sagen Sie dazu?"

Hilde betrachtete das Blatt und lächelte. „Ich freue mich, endlich ein Bild zu sehen, auf dem kein Mensch und kein Haus ist. Die einzige Menschenspur darauf ist der schlechte Weg mit seinen unregelmäßigen, lange nicht befahrenen Geleisen. Wenn ich solch' einen Weg sehe, faßt mich eine ganz unerklärliche Wanderlust. Denn Ihr müßt wissen: jeder solche Weg führt in irgend ein Märchenland und ganz speziell dieser Weg. Denn wenn ich ihn weiter gehe, natürlich aufwärts, wird er mich zunächst in einen tiefen Wald führen, wo die Stämme so hoch und die Baumkronen oben so dicht sind, daß man wie in einer dämmerstillen Halle wandert. Und der Boden unter den Füßen besteht aus uralten Baumleichen, die übereinander gestürzt und verfault sind. Der Moder von vielen Jahrhunderten liegt hier geschichtet, so tief und weich, daß man von der steinernen Erdrinde nichts mehr spürt. Wenn ich eine Stunde lang in diesem Walde aufwärts gewandert bin, wird er allmählich lichter, und ich trete an das Ufer eines kleinen Sees heraus. Totenstill ist er, schweigsam und schwarz; tausende von Stämmen sind im Laufe urlanger Zeiten aus dem Waldzirkus, der den See umgibt, in die Flut gesunken und schauen nun aus der Tiefe gespenstig empor. Im Hintergrunde fällt über eine tiefschattige Felswand plätschernd ein Wasserfall in den See. Und nun führt der Weg wieder in den Wald hinein; aber es ist jetzt ein anderer Wald; ein offener, lichter Felsenwald. Überall schaut das Steingeripp des Bodens durch die Pflanzenhülle; haarige Wurzeln ziehen zwischen den Felsen und über sie herab; zwischen grünenden Bäumen ragen abgestorbene weiße Strünke himmelan. Und höher und höher leitet der Weg hinan; er wird zum steinigen Kletterpfade. Zugleich wird der Wald lichter und lichter; statt der hohen Stämme kriecht niedriges Krummholz an den Hängen; immer barocker werden die Steintrümmer, zwischen denen der Steig sich durchwindet. Und endlich sind nur mehr steinige Bergmatten vor mir, über die ich, die letzten Spuren des Weges verlassend, steil hinauf klettere auf eine wellenförmige Hoch-



A. Dirks: Hafen.



Karl Albert Baur: Bodenmais (Bayerischer Wald).



L. Knaus: Dorfschulze.

wiese, aus der zerrissene Klippenreihen noch emporragen. Und habe ich auch diese unter mir, so stehe ich auf einem der Hochgipfel des Böhmerwaldgebirgs. Da ist eine Völkerscheide. Weit im Nordosten erschließt sich das böhmische Land und in blau flimmernder Ferne sehe ich als winziges Pünktchen den Dom auf dem Hradschin zu Prag, während im Süden und im Westen die bayerische Hoch ebene sich hindehnt, überragt von den silbernen Häuptern der Alpenkette. Und nun muß ich umkehren und in die Thaltiefe hinunter eilen; denn wenn die Nacht hier oben hereinbricht und der Bergsturm durch die Klippen orgelt: dann reiten auf Wolkenrossen die Geister der alten Bojer und Markomannen über den Grenzwall, und der Schlachtruf der Hussiten schallt durch die öde Felswüste — mit solcher Gesellschaft mag ich nicht allein sein!"

Mit diesen Worten schloß Hilde ihre Betrachtung über dieses Stückchen Weg. „Lassen wir's dabei bewenden," sagte sie. Es liegen noch zu viele Blätter da, als daß man über eines länger erzählen könnte. Das nächste!"

Das Nächste aber war jener heillose Dorfschulze, der mich schon so viel Kopfzerbrechen gekostet hatte.

„Sagen Sie mir, was thut dieser Mann?" frug ich. „Was für Gedanken wälzt er in seinem erhabenen Kopf umher?"

„Vorwurf liegt in seinem Blick und strenger Tadel in den Falten seines Kinns. Es ist etwas passiert, das ihm nicht recht ist. Nehmen wir an, der Flurwächter des Dorfes stehe vor ihm und statte Bericht ab über einen sehr ernsthaften Fall. Zwei Bauern, Michel Grüning und Jörg Veeser sind mit dem Flurschützen gekommen und betrachten sich mit grimmigen Blicken.

Na, was ists, Grüning? frägt der Schulze.

Meine schönste Gans ist maustot, knirscht der Gefragte.

Na — dann wird sie wohl nicht mehr lebendig werden, sagt der Schulze. Und was ist's weiter?

Die Gans is im Veeser seinem Krautacker tot gelegen.

Ich hab' se nich hingelegt, brummt Veeser. Was geht mich die Gans an?

Deine Jungens haben sie totgeworfen! Sie schmeißen immer mit Steinen.

Hast Du gesehen, daß sie die Gans geworfen haben?

Nee!

Dann red' nich so dämlich. Übrigens dürften in meinem Krautacker meine Jungens auch mit Steinen werfen. Dafür is es mein Acker.

Aber meine Gänse dürfen nicht tot geworfen werden.

Wer sagt denn, daß se totgeworfen is?

Ich sags!

Und ich sags Gegenteil.

Na — dann sagt Jeder was Andres, äußert der Schulze gemütlich. Wißt Ihr was? Der Grüning kann zum Amtsgericht gehen und klagen. Wenn er aber nicht beweisen kann, daß die Jungens die Gans totgeworfen haben, wird er abgewiesen und kann zahlen. Ich schlage vor, der Grüning ißt seine Gans

morgen zum Sonntagsbraten. Wenn er sie nich will, kann er sie auch 'm Herr Pfarrer hintragen.

Nee, sagt Grüning. Da essen mer se schon selber!

Schön. Ganz wie Ihr wollt!

Die beiden Bauern entfernen sich brummend. Sie is doch totgeworfen, murrt der Geschädigte noch im Abgehen.

Wie sie draußen sind, sagt der Flurwächter: Schulze, ich glaube, die Gans ist wirklich totgeworfen.

Ich glaubs auch. Aber jetzt laßt mich in Frieden mit eurer Gans!

Na, denn guten Morgen.

Adjes, Michels!"



Achtzehntes Kapitel.

Fräulein Hilde fühlte sich einigermaßen erleichtert, als sie den Dorfschulzen weglegen durfte.

„Manchmal wird mir's schon recht schwer," klagte sie entschuldigend. Deßhalb, weil doch in jedem unserer deutschen Stämme etwas andere Lebensanschauung und andrer Humor lebt. Worüber man im Norden lacht, das versteht man im Süden oft gar nicht; und was im Westen ein guter Witz ist, erscheint im Osten als Fadheit. Seine eigentlich tiefsten Seiten sind auch nicht jedem Menschen auf die Stirne geprägt. Landschaften sind mir immer lieber. Sie sagen weniger, als Menschen und lassen der Laune freieres Spiel."

„Nun — dann sollen Sie wieder eine Landschaft haben," sagte ich. „Hier ist der Großglockner!"

„Schade" — antwortete sie — „daß er nicht in Lebensgröße dasteht! Übrigens kann ich stolz sein auf ihn, denn vor zwei Jahren war seine eisige Spitze unter meinem Fuße. Aber nein — ich bin nicht stolz; denn es ist wirklich keine erhebliche Leistung. Die braven Kalser Führer und die Unterkunftshäuser haben den mächtigen Berg zu einem Spaziergange gemacht, den jeder normale Mensch bewältigen kann. Nur zu viel, viel zu viel Menschen sieht man dort. Das beeinträchtigt mir den Genuß der wilden Hochgebirgsnatur. Schelten Sie mich deßhalb eine Egoistin, aber ich kann mir nicht helfen. Ein Naturgenuß, den ich mit Menschen teilen muß, die mir nicht ganz sympathisch sind, ist mir ein Greuel.

Aber jetzt zu unserem Großglockner. Wie ein Riesenobelisk steht er da, an der Grenze von Tirol und Kärnthen. In den seltsamen Namen der Gletscher und der Thalfurchen, die von seinem Eishaupte nach Süden und Südwesten herunterziehen, spricht wie eine halbvergessene Sage jene Zeit, als noch slavische Bevölkerung in Kärnten bis zum Toblacher Felde saß. Es sind steile, zerklüftete



J. Willroider: Großglockner.



C. Karger: Studienkopf — Tiroler Bauer.

Gletscher, die sich zwischen den zerscharteten Stützpfeilern des Berges herunterziehen. Auf einem dieser Gletscher stiegen wir hinan, nachmittags, als die Augustsonne schon angefangen hatte, das Eis stark zu zernagen, daß kleine Wasserfälle uns über die Schuhe sprangen. Wir waren unser zwei und zwei Führer. Aber auch zwei führerlose Touristen hatten sich zu uns gefunden. Der eine, ein Nordländer, der offenbar keine Idee hatte, wie es in den Hochalpen zugeht, denn er hatte nur ein dünnes Spazierstöckchen in der Hand und ungenagelte Stadtschuhe. Glücklicherweise besaß er Courage und Ausdauer; aber auch mit diesen Eigenschaften hätte er sich nicht bis zur Spitze des Berges emporgearbeitet, wenn ihm nicht der andere Tourist geholfen hätte. Das war ein Prachtmensch. Ein Tiroler von Geburt, in seiner Jugend selber Bergführer, war er vor vielen Jahren nach Amerika ausgewandert, hatte in Kalifornien Gold gesucht und dann in den Silbergruben von Nevada gearbeitet. Schätze hatte er sich nicht erarbeitet, bloß Furchen im Gesicht und Schwielen an den Händen. Und nun war er herübergekommen, um die alte Heimat wieder zu grüßen und nachzuschauen, wie viele von den Seinen gestorben waren. Ich seh' ihn heute noch vor mir: eine hohe, knochige Gestalt mit wehendem Graubart; auf den ehrwürdigen Kopf hatte er sich einen breitkrämpigen Tiroler Hut gestülpt, sein Mantel war ein alter Plaid, in den er sich ein Loch geschnitten hatte, um den Kopf durchzustecken und in der Hand schwang er einen Bergstock, der wie der Speer eines Riesen aussah. Er hatte aber die alte Gutmütigkeit des Tirolers nicht verloren drüben bei den Yankees; mit treuherzigem Lachen half er dem Nordländer über die schwersten Stellen hinweg, bis wir endlich auf der sturmumsausten Adlersruhe landeten. Hier in dem kleinen Steinhüttchen war über ein Dutzend Menschen zusammengedrängt. Etliche standen auch draußen vor der Hütte und ein paar völlig Erschöpfte hatten sich schon in den engen Schlafraum zurückgezogen. Von Gemütlichkeit war in dieser Herberge keine Rede; aber das verlangt man ja auch nicht da droben. Um so schöner war's am anderen Tage, als wir uns die Steigeisen anlegten, über den kleinen zum großen Glockner hinaufkletterten und dann droben standen auf der herrlichen Höhe, von der die verwitterten Felsgräten sich so grausig hinuntersenken in die Tiefe! Und dann der unbeschreiblich schöne Abstieg durch das Eisgeklüft des Glocknerkars zur Pasterze! Dort schickten wir unserere Führer voraus und wanderten langsam über das wundersame Eisfeld hin zur Franz Joseph Höhe, bis wohin die eleganten Bummler und Bummlerinnen vom Glocknerhause auf dem gebahnten Wege wandern — müssiges, hoffärtiges Volk, das den strapazierten und sonnverbrannten Bergsteiger durch ein Schildkrotlorgnon betrachtet und sich denkt: wie kann man so aussehen? Ach — es ist was Herrliches um die Bergeinsamkeit eisumpanzerter Hochthäler; aber geputzte Menschen darin machen einen Eindruck wie kostümierte Affen in einem Urwalde! So — und jetzt was Andres!"

„Wie Sie befehlen!" sagte ich und gab ihr das Bildnis eines schlichten Handwerkers in Hemdärmeln und in der Arbeitsschürze. „Hier haben Sie einen Menschen, der sicherlich kein kostümierter Affe ist."

„Kohlgrub" las Hilde. „Wo ist Kohlgrub?"

Ich klärte sie darüber auf, daß Kohlgrub ein kleiner Badeort in Oberbayern sei, am Fuße des Ettaler Manuls, unweit des durch sein Passionsspiel bekannten Dorfes Oberammergau. Zum Dank dafür schob sie mir das Blatt hin und erklärte kategorisch, alles Bayerische müsse ich selber behandeln, wenn ich nur einigermaßen Anspruch auf Lokalpatriotismus machen wolle.

Ich mußte ihr angesichts ihrer bisherigen Leistungen recht geben, und so erzählte ich denn flüchtig etwa folgendes:

„Es gibt wenige Gegenden am Nordfuße der Alpen, die so unsäglich einsam sind, wie der Ammergau. Ungeheure Waldungen erstrecken sich da vom Hochgebirge bis heraus an den weit ins Flachland vorgeschobenen Hohenpeißenberg; durch diese Waldungen fließt in großen Windungen die Ammer thalauswärts. An ihren Ufern findet man Landschaftsbilder, die so einsam sind, daß man sich bei ihrem Anblicke in die Seitenthäler der oberen Zuflüsse des Amazonenstroms versetzt fühlt. An der einsamsten Stelle dieses Flußthals aber lag vor vielen Jahren eine Sägmühle, die nur von einem Müller und seinem Gehilfen bewohnt war. Oder vielmehr von seinen Gehilfen; denn der Müller nahm immer wieder neue Mühlbursche auf, weil es keiner lang bei ihm aushielt. Nicht etwa, als ob der Müller seine Gehilfen schlecht behandelt hätte. Im Gegenteile. Er ließ sie fast treiben, was sie wollten; er selber schlich den ganzen Tag im Walde herum und sah nur ab und zu in der Mühle nach. Aber den Gesellen war's immer unheimlich bei dem seltsamen Mann und in der furchtbaren Einsamkeit. Außerdem ging ein dunkles Gerede, der Müller habe vor vielen Jahren seine Frau im Ammerfluß ertränkt. Eines Tages nun kam ein junger Mühlbursche auf die Mühle; derselbe Mensch, der mir ein halbes Jahrhundert später diese Geschichte erzählte und der als würdiger Greis in unserem Bilde sitzt. Auch diesem war's, wie seinen Vorgängern, höchst ungemütlich in der verrufenen Mühle; er kündigte auch sofort dem Müller wieder. Aber ehe noch seine Zeit abgelaufen war, ward er seines Dienstes durch ein seltsames Verhängnis ledig. Als er nämlich eines Tages von einem zweitägigen Urlaub, den ihm der Müller zur Hochzeit einer Schwester gegeben hatte, nach Hause kam, fand er, daß die Mühle überhaupt verschwunden war. Es war im Frühjahre, zur Zeit der Schneeschmelze, und der Ammerfluß ungewöhnlich reißend. Der Müller — sei es, daß irgend eine alte Schuld ihn drückte, sei es, daß er aus irgend einem andern Grunde aus der Reihe der Lebenden verschwinden wollte — hatte mit Hilfe einer vorhandenen Stauvorrichtung den ganzen Schwall des tosenden Bergstroms gegen seine Mühle geleitet; an der Stätte, wo sie gestanden hatte, ragten aus einem lehmigen Sumpfe nur noch ein paar geknickte Balken.

Die Mühle ward nicht mehr aufgebaut. Den Platz, wo sie gestanden hatte, überwuchs später der Wald. Die Leute der Umgebung kennen den Platz und meiden ihn; man sagt, daß allnächtlich dort eine unsichtbare Säge sich hören lasse,



Hans Meyer: Bauer aus Kohlgrub.



Schulte-Imhof: Portrait des Prinzen Luitpold, Herzog in Bayern.

deren geisterhaftes Werk von dem verschwundenen Müller bedient wird. So lautet die Geschichte, die der alte Mühlknecht aus dem Ammergau berichtet."

Wieder kam eine schwere Aufgabe für Fräulein Hilde: ein kleiner Prinz, der seine Hände zärtlich um den Hals eines Hundes geschlungen hält. Indem sie das Bild nachsinnend betrachtete, fing sie an:

„Ich kann keine Geschichte von diesem Prinzen vorbringen; dazu ist er noch zu jung. Aber ich will ihm ein Märchen erzählen, weil er mir gefällt mit seinem schwermütigen Gesichtchen. „Siehst Du", sagte sie zu dem Bilde gewandt, „vor vielen vielen Jahren war in irgend einem Königreich ein eben so kleiner Prinz wie Du; der war von schwerem Unglück heimgesucht. In seiner Eltern Land war ein wilder, feindlicher Fürst eingefallen, hatte seine Vaterstadt erstürmt und seine Eltern gefangen fortgeführt. Der kleine Prinz aber war, nur von seinem treuen Hunde begleitet, aus seinem brennenden Königsschlosse geflohen. Wochen lang durchirrte er Wald und Feld; Bauern und Hirten gaben ihm und seinem Hunde Nahrung, weil er so traurig mit seinen dunklen Augen in die Welt schaute. Endlich kam er an eine große, glänzende Stadt. Vor dem Thore begegnete ihm der König, der in dieser Stadt herrschte, in einer prächtigen Karosse, frug den kleinen Wanderer, wer er sei, und als er von der fürstlichen Herkunft des Kleinen vernahm, lud er ihn ein, in seinen Wagen und in sein Schloß zu kommen; nur von dem Hunde müsse er lassen; der dürfe nicht in die Stadt; das sei gesetzlich verboten. Da sprach der kleine Prinz: und wenn Ihr mich zum König macht; von meinem Hunde laß' ich nicht; denn er ist das Einzige, was mir treu geblieben ist. Und er sprang über die Hecke, ging zu einem Schäfer und verdingte sich als Hüterjunge samt seinem Hunde. Erst nach drei Jahren, als der Hund verendet war, wandte sich der kleine Prinz wieder nach der Königsstadt, ward mit Ehren aufgenommen, erhielt eine fürstliche Erziehung und schließlich, als der König starb, dessen einzige Tochter samt dem Königreiche. Das erste aber, was er als König schaffte, war ein Gesetz, welches verkündete, daß wieder Hunde geduldet werden sollten, weil, so hieß es, der Mensch von den Hunden eine der edelsten Eigenschaften lernen kann: die Treue."

Hilde hielt inne: „Meinen Sie nicht, daß ich die Nachfolgerin von Christoph Schmid werden könnte?" frug sie dann mit schalkhaftem Lächeln.

„Hm" — meinte Reichenbach — „ein Nachfolger für Christoph Schmid wäre wertvoller, als einer für die Marlitt. Aber ich glaube, daß wir eher die letzteren bekommen."

Ich meinte, daß sich für Christoph Schmid überhaupt kein Nachfolger mehr finden werde, weil an des neunzehnten Jahrhunderts Neige überhaupt niemand, der eine Feder zu rühren vermag, die nötige Naivetät besitzt. Aber, um wieder zu einer Fortsetzung meines Werkes zu kommen, reichte ich Hilde das nächste Blatt. Sie schob mir's zurück.

„Das müssen Sie selbst besorgen" — gebot sie — „das ist ja offenbar bayerisch!"

Es war auch wirklich bayerisch. Eine von jenen lustigen Kirchweihen in einem Hochlandsdörfchen zwischen Isar und Inn; von jenen Kirchweihen, die den Eindruck machen, als sei das kleine, weißglänzende Kirchlein auf dem grünen Hügel überhaupt nur gebaut worden, damit seine Umwohner einmal im Jahre eine neue Berechtigung hätten, zu tanzen, zu jodeln und Bier zu trinken, bis etliche unter dem Tische liegen. Weil ich nun meinen liebenswürdigen Tischgenossen zu diesem Bilde etwas erzählen sollte, fuhr mir folgendes Geschichtchen durch die Erinnerung:

„In diesem Bergdorfe kam vor vielen Jahren, als man auch gerade Kirchweih feierte, ein alter Vagabund an, mit einem leeren Sack auf dem Rücken und einem leeren Magen. Die Kirchweihgäste hatten eine Zeit lang ihren Spaß mit ihm; und weil er so gar verhungert that, schob ihm jeder ein's von den landesüblichen schmalzgebackenen Küchelu in seinen Bettelsack; dann schoben sie ihn selber zur Thüre hinaus und tanzten weiter. Der zerlumpte Wandrer dachte sich: Weil sie mir nur etwas zu essen gegeben haben, laß' ich mir das Hinausschieben wohl gefallen. Und dabei fing er an, das erste seiner Küchelu zu verspeisen. Nun führt unmittelbar aus jenem Dorfe ein steiler Jochsteig hinüber ins Tiroler Gebiet, mit dreiunddreißig Windungen. Bei jeder Windung aß der Vagabund eines von den Küchelu und trank dazu einen Schluck aus seiner Schnapsflasche. Nach der dreiunddreißigsten Wegbiegung speiste der Vagabund sein letztes Küchel und trank den letzten Schluck Branntwein; dann fiel er um und hatte sich zu Tode gefressen."

Als ich hier eine größere Kunstpause eintreten ließ, fragte Hilde enttäuscht: „Und das ist die ganze Geschichte?"

„Nachdem der Held derselben tot ist" — sagte ich — „kann sie nicht wohl weitergehen. Habe ich ihn zu früh sterben lassen?"

„Nein — zu spät!" antwortete Hilde.

„Er wäre ja gar nicht zum letztenmale im Leben satt geworden, wenn ich ihn früher hätte sterben lassen!" wagte ich schüchtern einzuwenden. „Ich weiß überhaupt nicht, was Sie gegen meine Geschichte haben! Dieselbe ist wahr, schön und moralisch! Sie richtet sich gegen die Gefräßigkeit, sowie gegen jede nicht sachgemäße Bethätigung des menschlichen Mitleids!"

Hilde schüttelte mißbilligend den Kopf. „Sie dachten weder an das Moralische, noch an das Schöne. Sie wollten bloß Ihre Aufgabe möglichst kurz erledigen wie jener Schüler, der einen Aufsatz über den Frühling machen sollte und darüber schrieb: Es war einmal ein Frühling, welcher auf einen Winter folgte und einem Sommer Platz machte. Punktum."





P. von Enhuber: Bauerntanz.



Fritz August von Kaulbach: Julie von Oberstdorf.



Neunzehntes Kapitel.

Tiefbeschämt reichte ich dem Fräulein ein neues Blatt: eine kleine Feldkapelle an sonnigem Bergwege.

„Bitte" — sagte ich dazu — „lassen Sie jetzt meine Geschichte in die verdiente Vergessenheit versinken und erzählen Sie lieber etwas schöneres zu diesem schlichten Bauwerke."

„Diese Kapelle kenne ich!" äußerte Hilde. „Es war während eines Spaziergangs, als ich von einem argen Gewitter überrascht ward und in der Kapelle Zuflucht suchen mußte. Während der Donner über mir krachte und der Hagel ringsum die ganze Berghalde in wenigen Minuten schneeweiß werden ließ, bemerkte ich, daß ich nicht allein in der Kapelle war. Ein uraltes Weiblein kniete dort, in tiefe Andacht versunken und bei jedem Blitzstrahl sich heftig bekreuzend. Ich wollte die Andacht der Alten nicht stören und setzte mich still auf eins der beiden Bänkchen, die in der Kapelle angebracht waren, während die Alte vor einem Holzgitter kniete, hinter welchem ein mit Blumen geschmücktes von einem ewigen Lichte beleuchtetes Marienbild hing. Erst als der Donner nachließ, erhob sich die Alte, auf einen Stock gestützt, setzte sich auf das Bänkchen mir gegenüber und begann ein Gespräch, aus dem ich folgendes entnahm.

Helden klangen aufeinander. Der Alamanne aber schlug stärkeren Schlag und schlug dem Sueven das Schwert aus der Hand; dann warf er auch seine Waffe von sich und umschlang den Feind mit den Armen, um ihn vom Sattel zu heben. Und wie er ihn umschlungen hielt: da ward er plötzlich inne, daß es kein Held, sondern ein Mädchen war, das er gefangen hatte. Halb lachend, halb im Kampfzorn raunte er ihr ins Ohr: Vielsüße, Du bist ja ein Weib! Und wenn Du mein Weib sein willst, dann mag der Kampf zwischen den Sueven und den Alamannen schnell ein friedsames Ende finden! Die junge Suevenfürstin sah in des Feindes Gesicht, und da er ihr über die Maßen gefiel, so willigte sie in seinen Vorschlag; und die Alamannen wie die Sueven waren das zufrieden und jauchzten dem schönen Fürstenpaare zu; sie blieben auch treu verbunden in wilder Zeit. Aus jenem Herrschergeschlecht aber muß das Bauernkind auf diesem Bilde stammen; so wie sie schaut, mochte damals die Suevenfürstin dem Alamannenherzog ins Auge geblickt haben!"

Hilde schloß hiemit ihre Betrachtung über das Bild. Ich konnte nicht umhin, ihr zu danken, hielt es aber für ein Glück, daß die Algäuer Bauerntochter kaum von dieser Geschichte erfahren wird, weil sie sonst in die Stimmung kommen könnte, sich auch einen Alamannenherzog zu wünschen. Und es gibt doch keinen mehr.

Kaum hatte ich aber meinen Dank angebracht, so ward ich gleich wieder unbescheiden und gab Hilde das Bild eines Jägersmannes.

„Hier ist wieder einer aus dem Algäu; nicht so hübsch wie seine Vorgängerin, aber ebenso interessant!"

„Er sieht aus" — meinte Hilde — „als ob er Freikugeln gießen könnte, oder als ob er sich aus dem Jagdgefolge des wilden Jägers verirrt hätte. Von dem weiß ich nichts; aber einen ganz ähnlichen Weidmann lernte ich einst kennen und fürchten, als ich noch ein halbwüchsiges Mädchen war. Damals brachte ich mit meinem Vater und meinem jüngsten Bruder ein paar Sommerwochen in Böhmisch Eisenstein zu, das im wildesten Teile des Böhmerwaldgebirgs liegt. In einem der einsamen Forsthäuser an der Grenze hauste ein Forstwart namens Martl, der grimmige Feind aller Wildschützen. Dieser Jäger hatte der einst blühenden Wilddieberei jener Gegend ein Ende mit Schrecken bereitet, und zwar, wie die Glasarbeiter in den Glashütten von Eisenstein erzählten, mit Hilfe des Teufels, der in Gestalt einer Katze mit ihm zusammen hauste. Die Katze war wirklich vorhanden. Jäger Martl hatte sie bei einem Weidgang als kleinwinziges, kläglich miauendes Kätzlein aus einem hohlen Baume entnommen; sie war dann groß gewachsen, unheimlich groß, wie gewöhnliche Katzen gar nicht sind. Und wenn der Jäger Martl seine Diensthütte, die er ganz allein bewohnte, verließ, um den Wald zu durchstreifen, begleitete ihn außer seinem Dachshunde auch die Katze; aber nur eine Strecke weit. Dann kehrte sie um, wandte sich nach der Hütte zurück, kletterte auf den First derselben und schaute mit glühenden Augen herab, so daß immer allgemeiner das Gerede ging, der Teufel sei auf der Diensthütte zu sehen.

Fünf Jahre später, als ich wieder dahin kam, war der Jäger Martl versetzt worden, um anderswo einen Walddistrikt von Wildschützen zu säubern. Seine etwas unwohnlich gelegene Diensthütte ward nicht mehr besetzt; nur die Katze blieb in derselben wohnen und saß nach wie vor auf dem First des Daches. Ein Kreis von Mythen spann sich um sie; unter anderem ward erzählt, jeden Abend käme ein großer Uhu zu der Katze aufs Dach geflogen; der Uhu sei aber niemand anders als der Jäger Martl selber, der dem Teufel verfallen sei.

Und was kommt nun?"

Hilde legte den Jäger fort und griff nach dem nächsten Blatte. „Aber das ist ja ein ganz Ähnlicher!" rief sie bestürzt.

Es war in der That ein Ähnlicher. Ein langbärtiger Waldmensch, als Wurzelsepp bezeichnet. Ich fühlte Erbarmen mit der liebenswürdigen Erzählerin und nahm den Wurzelsepp selbst in Arbeit.

Der Wurzelsepp kömmt nämlich in mehreren Exemplaren vor. Ein Wurzel-Sepp läßt sich hie und da in München sehen und imponiert der Bevölkerung, namentlich dem schulpflichtigen Teil derselben, durch einen ungeheuren grünen Hut, welcher den Umfang eines mäßigen Wagenrades hat. Einen andren Wurzel-Sepp lernte ich einst tief drinnen in den Zillerthaler Gründen kennen, beim Übergange über das Pfitscher Joch. Ein dritter aber begegnete mir auf der Vergossenen Alm bei Berchtesgaden. Und von dem weiß ich eine eigenartige Geschichte.

In einem schönen Bauernhofe des salzburgischen Alpenvorlands lebte ein frommes Elternpaar, dem das Schicksal zwei Söhne beschert hatte. Als der zweite dieser Söhne zur Welt kam, sprachen sein Vater und seine Mutter einmütig den Gedanken aus, daß dieser Sohn ein geistlicher Herr werden müsse. Die guten Leute dachten sich dabei, daß ihnen ihre sämtlichen Jugendsünden viel schneller vergeben würden, wenn sie einen Sohn im geistlichen Gewande hätten. Der Pfarrer des Orts, schon bei der Taufe des kleinen Seppl von den Eltern über die Zukunft des Kindes in Kenntnis gesetzt, war einsichtsvoll genug, die Bauersleute zu warnen und ihnen zu sagen, sie sollten doch erst abwarten, ob der Seppl auch das Zeug zum Priester haben werde.

Die Bauersleute aber gehörten zu den Dickschädligen; und wenn sie auch scheinbar dem Pfarrer zustimmten, sagte doch sofort nach dessen Weggang die Bäuerin zum Bauer: Und ich bleib' dabei, unser Seppl muß geistlich werden! Und der Bauer bekräftigte das mit den Worten: Ja, geistlich muß er werden! So wurde denn der Seppl, als er die deutsche Schule mit Ach und Krach überstanden hatte, nach Salzburg verfrachtet, um daselbst das Gymnasium kennen zu lernen — trotz einer wiederholten Warnung des Pfarrers. Als er aber zu Ostern nach Hause kam, mit einem sehr schlechten Zeugnis, erklärte er seinen Eltern: Eh' ich geistlich werd', werd' ich ein Lump! Das brachte ihm zwar eine Tracht väterlicher Prügel ein, aber er hielt Wort und begann die Lumperei zunächst damit, daß er, nach Salzburg zurückgeschickt, wochenlang die Schule schwänzte und



Alois Schwinger: Wurzelsepp.



H. Lindenschmit: Tiroler Bauernfamilie.

als unverbesserlicher Taugenichts entlassen ward. Die Prügel wiederholten sich nun in verbesserter Auflage; aber Seppl war für immer des Lateins ledig, wurde als Hüterbube auf eine der schönen grünen Almen am hohen Göll geschickt und begann ein Leben, das ihm viel angemessener war als das im Salzburger Gymnasium. Und als er für den Hüterbuben zu alt geworden war, schlug er die Wurzelseppen Laufbahn ein; er begann nämlich im Hochgebirge jene teils heilkräftigen, teils alkoholhaltigen Wurzeln zu sammeln, welche von den Apothekern und von den kleinen Branntweinbrennern im Gebirge gekauft werden.

Seine Eltern, immer noch voll Groll darüber, daß Seppl sie in ihren ehrgeizigen Hoffnungen so bitter enttäuscht hatte, sprachen von ihm immer nur als vom „Seppel, dem Lumpen!“ Mit den Jahren übergaben sie ihren Hof ihrem älteren Sohne, während Seppel mit ein paar elenden hundert Gulden abgefunden ward, für die er sich eine Hütte im Hochgebirge als Heimwesen erstand. Nun ereignete sich aber das Unerwartete, daß der begünstigte Bruder selber ein Lump ward und in wenigen Jahren den schönen Hof verspielte, vertrank und verprozessierte. Das Anwesen ward vergantet und die alten Leute wären hilflos zu Bettlern geworden, wenn sie nicht der Wurzelsepp in seine Hütte genommen und mit seiner Wurzelgräberei ernährt hätte. Das konnte er; denn er war riesenstark, konnte mächtige Körbe voll Wurzeln tragen und wußte die Plätze, wo die feinsten Wurzeln und Heilkräuter wachsen, droben auf dem steinernen Meere, im Hagengebirge und in den Steinwüsten der Vergossenen Alm. Dort war's, wo ich diesen dritten Wurzelsepp traf, dessen Geschichte mir hernach einer von den Jägern aus dem Blühnbach Jagdschloß erzählte, bei einer Rast am blinkenden Eisfelde des Hochkönigs. Aber jetzt ist's genug von diesen Wurzelseppen!

Fräulein Hilde nickte mir dankbar zu. „Ihre diesmalige Geschichte“ sagte sie, „war besser und moralischer als die vorige. Sie steigen wieder in meiner Achtung. Zum Dank will ich auch das Nächste wieder übernehmen.“

Das war nun eine Tiroler Bauernfamilie. Mann und Frau, beschäftigt, einen Sprößling zu füttern, der auf des Vaters Kniee saß.

„So sah ich es schon in mancher Hütte,“ sagte Hilde. „Ein Bild ungetrübten Familienfriedens. Speziell dieses Bild erinnert mich an ein Haus im obersten Ahrenthale. In jenes Haus traten wir vor zwei Jahren, Fred und ich, um einen Mann aufzusuchen, der uns am nächsten Morgen über die Birnlücke in den Pinzgau hinüber führen sollte. Wir fanden den Mann auch, gerade wie er sein Kleines auf dem Knie sitzen hatte und zusah, wie dasselbe speiste. Am andren Morgen, ehe die Sonne aufging, führte er uns auch wirklich über jenen Paß. Es war ein wunderschöner Weg; jenseits des pfadlosen und verschneiten Joches gings hinunter im Angesichte des schauerlich zerklüfteten Krimmler Gletschers. Dort, am Fuße des Gletschers erzählte uns der Führer eine merkwürdige Geschichte. Sechzehn Jahre war er alt gewesen, als er zum erstenmale einen Fremden über die Birnlücke geführt hatte, einen Engländer. Nie wieder hatte er einen so sonderbaren, unheimlichen Touristen gehabt. Schon der Wirt zu Steinhaus im

Ahrenthale, wo der Fremde genächtigt hatte, war darauf aufmerksam geworden, daß es in dem Kopfe des Engländers nicht richtig gewesen war. Unser Führer, damals ein unerfahrener Bursche, wußte davon nichts; aber schreckbar genug kam ihm der Fremde vor, der ein Gesicht machte, als habe er in seinem Leben schon fünfzig Menschen umgebracht und warte nur auf den einundfünfzigsten. Seinem jungen Führer aber that der Engländer nichts. Sondern als sie am Krimmler Gletscher angekommen waren, gab der Fremde dem Tiroler einen Zehnguldenschein als Lohn und erklärte, er wolle nun allein über den Gletscher zum Venediger hinaufsteigen. Dabei lachte er, daß es dem jungen Führer graute. Der war gewissenhaft genug, dem Engländer zu sagen, das heiße geradewegs ins Verderben rennen, wenn Jemand über diesen Gletscher allein hinaufklettern wolle. Der Fremde ging aber doch; und als der junge Führer einen letzten Versuch machte, ihn am Rockärmel zurückzuhalten, zog der Engländer ein Pistol aus der Tasche und richtete es mit grimmigem Gesicht auf den Burschen. Da ließ dieser natürlich los und stieg in atemloser Hast wieder hinauf zur Birnlücke, und mit Grausen sah er noch lang, wie der unheimliche Brite zwischen dem Eisgeklüft des Gletschers aufwärts stieg, bis er kleiner und immer kleiner ward und zuletzt nur mehr als ein schwarzer Punkt erschien. Der junge Ahrenthaler Führer hatte im selben Sommer noch Gelegenheit, in allen Ortschaften am Fuße des Venedigers Nachfrage zu halten; von dem verrückten Engländer konnte niemand berichten. Nur das blaue Eisgezack des Krimmler Gletschers weiß, wohin der Fremde gekommen ist. Aber das Eis schweigt."

Hier schwieg auch Hilde einen Augenblick. Dann fuhr sie fort: „Nicht wahr, das ist seltsam, daß gerade solch' ein friedliches Bild durch eine notwendige Verkettung der Erinnerungen zu irgend einem tragischen Ereignis führt? Warum muß mich dieses glückliche Kind mit seinem dreijährigen Appetit an den verrückten Engländer gemahnen, dessen Gebein vielleicht einmal nach hundert Jahren im Moränenschutte des Krimmler Gletschers zum Vorschein kommen wird?"

„Warum?" sagte Egersen in herbem Tone. „Weil immer das Unheil stärker ist als das Glück und das Leben, und weil es nur in der Ordnung ist, wenn diese Thatsache auch in den kleinen Ereignissen des Daseins zum Ausdruck kommt."

„Wenn Sie schon in der Frühstücksstunde so pessimistisch sind — wie werden Sie erst heute Abend sein?" mahnte Hilde.

„Heute Abend?" Egersen sprach nicht weiter; er sprang vom Tische auf. Hilde sah sein tiefverstörtes Gesicht nicht, weil sie nur gerade das Bild zurückgab. „Ich glaube," sagte sie dazu, „ich bin für heut' erschöpft, ausgepreßt, wie eine arme, kleine Zitrone, die zu keiner Limonade mehr gut ist. Begraben wir also die Bilder wieder in ihrer Mappe. Sie werden schon eine Auferstehung finden. Aber das nächstemal müssen die Herren wohl etwas fleißiger mitreden!"

Mit diesen Worten hatte Hilde Reichenbach die diesmalige Frühstückssitzung beendet und erhob sich, um einen ihrer einsamen Morgenspaziergänge zu unter

nehmen. Sie gab uns allen die Hand, und als dieselbe von Egersen etwas länger festgehalten ward, sagte sie lachend:

„Was wollen Sie denn?"

„Ach" — antwortete er etwas verstört und mit erkünstelter Laune — „ich wollte Ihnen nur speziell danken für die Freude, die Sie uns wieder gemacht haben!"

„Und das sagen Sie mit einer solchen Leichenbittermiene?" lachte sie fröhlich. „Ich bin ja noch nicht zu Ende! Noch lange nicht!"

Damit verließ sie die Veranda. Ihr Bruder Fred folgte ihr. Egersen aber ergriff mich am Arme, und in einem Tone, der keinen Widerspruch zuließ, sagte er zu mir: „Kommen Sie mit ins Freie! Ich habe Ihnen etwas zu sagen!"

Es klang wie aus dem Munde eines Verzweifelnden, wie ein mühsam unterdrücktes Schluchzen. So griff ich denn nach meinem Hute und folgte Egersen. Wir gingen durch die Häuser des Dorfes an den See hinunter, auf welchem ein frischer Bergwind kleine Wellchen schlug. Es war ein entzückender Morgen geworden; aus zerrissenen Nebeln tauchten hier und dort die Felshäupter der Berge im Sonnenglanz hervor. Egersen schien gar keinen Sinn mehr dafür zu haben. Er schritt in unheimlichem Schweigen neben mir her, bis wir ganz außerhalb des Dorfes an einem steinigen Ufer hingingen. Hier nahm er endlich das Wort und sagte:

„Ich muß fort. Heute noch, mit der nächsten Post. Und ich darf von Hilde Reichenbach keinen Abschied mehr nehmen. Wollen Sie ihr meinen Abschiedsgruß sagen?"

Seine Stimme klang flehend. Was hatte dieser Mann? Ich nahm ihn bei den Schultern, sah ihm ins Gesicht und sagte: „So schwer wird es Ihnen, fortzugehen? Und doch gehen Sie? Müssen Sie denn fort?"

„Ich muß!" antwortete er dumpf. „Meine Ehre ist verpfändet. Haben Sie etwas bemerkt, daß ich im Begriffe war, dieses Mädchen liebzugewinnen, wie man nur diejenige liebgewinnt, die man für Lebenszeit zu seinem Weibe macht? Sie haben nichts bemerkt — nun — vielleicht weiß auch Hilde selber nichts davon. Ich wollte mich gestern Abend schon von ihr verabschieden; ich vermochte es nicht. Heute geh' ich heimlich, wie ein Verbrecher — um nicht zum Verbrecher zu werden!"

Ich fühlte ein inniges Mitleid mit dem Manne, dessen Stimme in tiefster Bewegung zitterte. „Können Sie mir etwas mehr sagen?" fragte ich. „Von dem, was Sie von hier verscheucht?"

„Ja" — antwortete er — „ich will es Ihnen bekennen. Es wird Ihnen die Aufgabe erleichtern, die Worte zu finden, die Sie Hilde zu sagen haben.

Ich hatte eine Jugendgespielin; ein schönes Mädchen aus einer einst angesehenen, aber verarmten Offiziersfamilie. Wir liebten uns, wie ein Gymnasiast und ein Backfisch sich lieben können. Hernach riß uns das Schicksal auseinander. Während ich auf verschiedenen Bergakademien meine Studien trieb und hernach

als Hütteningenieur jenseits des Oceans die Praxis kennen lernte, hatte sich Irene auf das Andrängen ihrer Eltern mit einem vielfachen Millionär verheiratet, um ihre Familie und namentlich ihren Bruder, der ebenfalls Offizier war, aus verzweifelter finanzieller Bedrängnis zu retten. Ihr Gatte war ein Mann, den der Vollgenuß ererbter Reichtümer früh zum Greise gemacht hatte. Ich traf die Beiden nach meiner Rückkehr aus Amerika in einem Nordseebade, wohin ich mich zurückgezogen hatte, um meine vom fremden Klima und vom Go-a-head des amerikanischen Westens etwas in Unordnung geratenen Nerven zu kräftigen. Und dort, auf meerumrauschter Nordseeinsel, erwachte die Jugendspielerei wieder zu heißer, bethörender Leidenschaft.

Eine Abends gab die kleine, aber auserlesene Badegesellschaft — es war am Sedantage — ein Fest. Irene, als Germania, mit einem Eichenlaubkranz im Haare, sprach einen Prolog dazu; hinreißend schön. Hier" — und Egersen nahm bei diesen Worten aus seiner Brieftasche eine Photographie — „hier können Sie Irene sehen. Jener Abend entschied über mein Schicksal; ich ward das Spielzeug einer herzverzehrenden Leidenschaft.

Wenige Tage darauf ereignete sich etwas Entsetzliches. Der Gemahl von Irene erlitt einen Tobsuchtsanfall mitten auf der Düne und wollte seine unglückliche Frau in die See schleifen. Fischer, die glücklicherweise dazu kamen, bändigten den Rasenden; Irene, ich und ein anwesender Arzt brachten ihn mit Mühe und Not nach Bremen und von dort in eine berühmte Irrenanstalt.

Dort verließ ich Irene; aber nur, nachdem ich im Garten der Anstalt eine lange, schmerzliche Unterredung mit ihr gehabt hatte. Wir wußten damals schon, daß ihr Gatte unheilbar sei; wir wußten auch, daß wir uns liebten. Und damals gab ich ihr mein heiliges Wort, daß ich auf sie warten wollte — möchten auch Jahre vergehen, bis sie frei würde. Und nun — nun will die Erinnerung an sie verblassen vor dem Bild von Hilde Reichenbach. Sehen Sie ein, daß ich fort muß, fort in der nächsten Stunde? Und um jeden Preis?"

Tief aufatmend schloß Egersen seinen Bericht. Der Mann that mir in tiefster Seele leid. Aber ich konnte seinen Entschluß, abzureisen, nur billigen. Eine Stunde später verschwand der Postwagen, der ihn von dannen trug, hinter dem nächsten Hügel. —





A. Schumann: Rast.



Eugen Kirchner: Modeaffen.

Zwanzigstes Kapitel.

Als Hilde Reichenbach mittags wieder, von ihrem Spaziergang kommend, die paar Stufen heraufstieg, die aus der Dorfgasse ins Gasthaus führten, teilte ich ihr mit, daß Herr Egersen plötzlich abreisen mußte und ihr durch mich noch seine herzlichsten Grüße sagen ließ. Sie zuckte ein wenig zusammen, hörte mich lautlos an, nickte mir mit einem Lächeln zu, das ein tiefes Herzweh kaum verschleierte; dann ging sie langsam die Treppe zu ihrem Zimmer hinauf. Zu Tisch erschien sie hernach nicht; sie hätte Kopfschmerzen, behauptete Herr Reichenbach. So hätten wir beide eine stille und freudlose Mahlzeit gehabt, wenn nicht nach der Suppe Herr Burger plötzlich wieder erschienen wäre. Da es ihm gelungen war, während der letzten sechsunddreißig Stunden ein paar unerstiegene Gipfel zu nehmen, zeigte er sich höchst aufgeräumt und bei bewunderswertem Appetit, verbesserte auch den unserigen damit und würzte unsere Tafel durch eine Erzählung seiner hochalpinen Erlebnisse, in welcher sich eine gewisse Nichtachtung seines Knochengerüstes äußerte. Er interessierte sich aber auch in liebenswürdiger Weise für den Fortgang meiner Arbeit. Da ich eine gewisse Besorgnis nicht verhehlen konnte, daß die Geduld von Fräulein Hilde erschöpft werden könnte, erbot sich Burger in so freundlicher Weise, ihre Stelle zu vertreten, daß ich mich nachmittags mit ihm in die Veranda setzte, wo wir anfingen, bei Kaffee und kaiserlichen Cigarren an meiner Arbeit weiter zu planen.

„Das Kapitel wird etwas degeneriert werden," meinte Burger, „wenn ich die Stelle von Fräulein Reichenbach einnehme. Aber ich glaube, das gibt dem Buche nur ein mannigfaltigeres Gesicht. Also immer an die Arbeit!"

Das Erste, was ich nun uns beiden zur Besprechung vorlegen konnte, war ein Blatt, das einen rastenden Jäger zeigte. Auf einem Baumstumpf saß er; zu Füßen den erlegten Rehbock und den getreuen Dachshund.

Herr Burger lachte hell auf. „Seltsam" — rief er — „wie der Zufall spielt! Gerade so saß heute Morgen der Jäger da, der mich stellte, als ich von der Röthenbach-Alm herunter kam. Nur brannte seine Pfeife nicht; darum rief er Halt und ersuchte mich um ein Zündholz, bot mir auch freundlich dafür von seinem Tabak. Das wunderte mich; denn die Jäger sind sonst keine Freunde der Alpinisten. Es war ein jüngerer Jäger, der in den Diensten eines hohen österreichischen Kavaliers steht. Im Jagdreviere dieses Herrn findet sich während der Jagdsaison eine erlauchte Jagdgesellschaft zusammen, unter welcher sogar eine Prinzessin und eine Komteß als ausübende Jägerinnen sind. Ich fragte den Jäger, ob diese fürstlichen Damen auch wirklich etwas schössen. Aber das scheint nicht zu fürchten. Eine — sagte mir der Jäger — habe einmal einen Treiber geschossen; hernach wollte sie zur Buße ins Kloster. Der Förster aber schlug vor, ein paar hundert Gulden für den Treiber seien besser, als das Kloster für die

Komteß. Herr Burger meinte, aus dieser Mitteilung des Jägers ließe sich vielleicht ein Roman machen, wie sie Nataly von Eschstruth schreibt: Stolz des Treibers, welcher die Vergütung zurückweist; Entlarvung desselben als eines Grafen, den ein feindseliges Geschick in die Stellung eines Treibers gedrückt hat; und schließlich Verheiratung des Verwundeten mit der Schützin — das Ganze reichlich mit feinem Parfüm, etwa Jockey-Klub, übergossen. Ich dachte aber, wir sollten den schönen Stoff bloß preisgeben, ohne ihn weiter zu verarbeiten.

Und dies geschieht hiemit.

Das nächste Blatt erregte Burgers lebhaftes Interesse. Eine Gesellschaft war's, im Freien, jene Wintermoden zur Schau tragend, wie man sie gegen das Ende des Jahres 1895 sah.

„Finden Sie nicht, daß man hier Käfer, Schmetterlinge, Raupen und ähnliches fliegendes Gesindel imitiert?" fragte er. „Es ist wirklich erstaunlich, wie erfinderisch die Mode ist. Ich finde dieses Streben der Menschen, in ihrer äußeren Erscheinung möglichst unmenschlich zu wirken, einfach großartig. Man emanzipiert sich immer mehr von den Gesetzen der Anatomie. Unsere Modemenschen männlichen und weiblichen Geschlechts suchen immer mehr, so auszusehen, als könnten sie nicht mehr gehen, als würden sie nur von unsichtbaren Kräften des Jahrhunderts noch fortgeschnellt. Gott sei Dank! Unter solchen Gewändern kann doch keine Spur von Gemüt mehr existieren. Es ist ein wahrer Segen, wenn wir das einmal loswerden, wenn wir nichts mehr sind als Verstand, Nervosität, Blasiertheit, Frivolität und Affektation! Nur keine Natur mehr! Oder wenn schon, dann auch versetzt mit Raffinement und Spekulation! Bis zum Ende des Jahrhunderts muß die Kulturmenschheit zu der Überzeugung gelangt sein, daß der Mensch aufhören muß, ein Naturprodukt zu sein. Er darf nur mehr Kunstprodukt sein; mit Kunstmilch muß er genährt werden; später genießt er Kunstfleisch und Kunstwein; die nötigen Kenntnisse werden ihm auf elektrischem Wege durch ins Gehirn eingeführte Drähte beigebracht; jene Zwangsvorstellungen, die ihn in die Zukunft geleiten sollen, werden ihm eingeimpft; und ehe ein Menschenalter vergangen ist, müssen wir so weit sein, daß der Ausdruck Mensch überhaupt nur mehr auf die Reste der rohen Naturvölker angewandt werden kann! Ach — aber was nützt es, über diese Dinge zu reden, wenn man nicht gleich ein ganzes Buch darüber schreiben kann? Ich behalte mir vor, dieses Buch zu schreiben: ein Lehr- und Handbuch der Degeneration!"

Ich nickte ihm zu und sprach meine Überzeugung aus, daß dieses Lehrbuch der Degeneration einen riesigen Erfolg haben werde. Namentlich aber bei Leuten, die so aussehen wie die auf unserem Bilde.

Dann gingen wir an ein neues Blatt. „Der Kampf um Cilli" war es betitelt.

„Ha" – sagte Burger – „für einen Österreicher ist dieses Blatt leicht zu verstehen! Der Kampf um das deutsche Schulwesen in Cilli ist eine Episode aus dem großen Kampf um deutsches Wesen in der Ostmark. Dieser Kampf



W. von Debschitz: Kampf um Cilli.



E. J. Becker-Gundahl: Betende Frau.



E. Leuenberger: Schwarzwälderwinterabend.

währt nun seit Jahrhunderten; gekämpft wird er nicht bloß in Steiermark und Krain, sondern auch in Böhmen und Mähren, in Ungarn und Siebenbürgen, in Schlesien und in Tirol. Ganz Österreich-Ungarn fast ist ein einziges Schlachtfeld für diesen Kampf. Leider sind es nicht bloß zwei Kämpfer, die sich da gegenüberstehen, sondern Millionen; und diese Millionen sind beherrscht und gespalten von den mannigfaltigsten politischen Gedanken."

„Und hoffen die Österreicher selber auf einen günstigen Ausgang dieses Kampfes?"

„Hoffen? Was ist Hoffnung im politischen Leben? Da gilt kein Hoffen; da gilt bloß Kämpfen. Es gibt Hoffende und Verzagende bei uns wie überall. Zur Zeit sind wir Deutschen im Nachteil — wer wollte das leugnen? Aber das waren wir schon öfter. Und es scheint mir im Volkscharakter der Deutschen zu liegen, daß sie mitunter der äußersten Drangsal bedürfen, um sich endlich auf sich selber und auf die eigene Kraft zu besinnen. Ich glaube wohl, daß uns noch mehr geraubt werden muß, ehe wir dessen inne werden, wie man uns beraubt! Aber seien Sie überzeugt: der Zeitpunkt wird kommen, wo auch der letzte Deutsche in Österreich fühlt, daß es endlich geraten ist, jeden anderen politischen Gedanken fallen zu lassen als den der deutschen Staatssprache! Aber lassen wir das — man müßte auch darüber ein Buch schreiben! Was haben Sie noch für Blätter hier?"

Ich nahm eine neue Skizze zur Hand. „Das wäre nun wieder etwas für Fräulein Hilde! Drei betende Leute in einer Kirche! Ich bin überzeugt, Hilde Reichenbach läse sofort aus den Gesichtern dieser drei Menschen, was dieselben denken. Mir fällt es schwer!"

Burger betrachtete die drei Köpfe. „Mir auch!" sagte er. „Aber ich wäre neugierig, zu erfahren, was Sie ungefähr aus den Köpfen machen würden."

„Die Geschichte dieser Köpfe" — sagte ich — „ist nicht leicht zu konstruieren. Ein starker Zug von Familienähnlichkeit liegt in ihnen. Es ist Vater, Mutter und Tochter — urgermanische Köpfe. Vater und Mutter sind Bauern, die Tochter aber mit den gedankenvoll in die Ferne gerichteten Augen könnte eben so gut die Frau eines alten Heerkönigs oder eine Norne sein. Diese Frau oder Mädchen, was sie ist, paßt keinesfalls in ihre kleine Dorfkirche. Sie ist eine groß angelegte Natur. Aber wie unzählige groß angelegte Naturen verkümmern nicht in der Kleinheit enger Verhältnisse! Ich finde, daß unsere gesellschaftliche Ordnung ganz unbarmherzig und höchst verschwenderisch ist, indem sie so manches mächtige Talent, manche gewaltige Kraft in Verhältnisse steckt, wo Talent und Kraft überhaupt gar nicht zum Bewußtsein ihrer Leistungsfähigkeit kommen, sondern zeitlebens an Kleines sich verausgaben müssen, bis sie selber zusammenschrumpfen und klein werden. Aber lassen wir jetzt diese drei. Vielleicht kann uns Hilde Reichenbach von ihnen erzählen!"

Wir blätterten weiter in unseren Bildern. Eine Schwarzwälder Bauernfamilie kam zum Vorscheine; dann ein einzelner Schwarzwälder Bauer.

„Was thun wir mit diesen?" fragte ich.

Herr Burger legte den Finger gedankenvoll an die Stirne und sagte nur zwei Worte: „Berthold Auerbach!"

„Was meinen Sie damit? Soll ich mich etwa an Berthold Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten zu einer Bauernstudie begeistern? Ich kenne ja den Schwarzwald bloß von dem alten Römerturme bei Pforzheim aus, wo er allerdings schon ordentlich schwarz aussieht. Aber Auerbach steht mir nicht zur Verfügung. Hilde Reichenbach wäre mir lieber. Ich habe allen Respekt vor den Scharzwäldern. Sie liefern ausgezeichnete Uhren — die meinige geht allerdings nicht mehr — und die Schwarzwälder Flößer sind unübertroffen in der Kunst, auf nassen Floßbäumen das Gleichgewicht zu halten; aber daraus läßt sich noch keine Schwarzwälder Erzählung machen!"

„So warten wir bis Fräulein Hilde uns hilft!"

„Ja — warten wir!" Und mit einem Seufzer legte ich die Schwarzwälder beiseite.

Dann kam ein singendes Mädchen in deutschem Bauerngewande. Burger schüttelte wehmütig den Kopf. „O Mädel, Du singst — und ich weiß nicht einmal, woher Du bist!" rief er. Ich mußte lachen. Dann erzählte ich ihm, daß ich auch nicht gewußt hätte, woher dieses Mägdlein sei. Durch fleißiges Herumfragen kam ich aber darauf. Am Nordabhang des Vogelsgebirgs nämlich entspringt ein Flüßchen, die Schwalm genannt, das sich nach einem kurzen Lauf durch anmutige Landschaft oberhalb Kassel in die Fulda ergießt. Das von diesem Flüßchen durchzogene Thal heißt der Schwalmgrund, mit dem Hauptorte Treysa; seine Einwohner werden Schwälmer genannt. Dieses singende Mädchen nun ist eine solche Schwälmerin."

„Aber was singt sie?"

„Nun, was wird sie singen? Ungefähr folgendes:

Im Schwalmgrund, da ist's still und kühl;
Der Vogelswald ist grün;
Da rauscht manch' eine alte Mühl',
Und rote Blümlein blüh'n.

Da nimmt kein Mädel einen Mann,
Der nicht ein Schwälmer wär';
Und wo die Schwalm in die Fulde rann,
Gibt's keine Schwälmer mehr!

Himmel — was wird Fräulein Hilde dazu sagen?"

Es war wirklich, als wenn mit Hilde Reichenbach die Muse sich völlig abgewandt hätte.

„Wir müssen sie wieder herbeibitten," sagte Herr Burger. Verstört schlug ich die Mappe zu. Die blondzöpfige Kellnerin kam herein; auf Befragen erzählte sie, daß Fräulein Reichenbach, statt zum Mittagessen zu kommen, mit ihrem Bergstocke zum Dorf hinausgewandert sei.



L. Knaus: Singendes Mädchen.

„In welcher Richtung?“ fragte Burger.

Das Mädchen deutete mit dem Finger thalaufwärts, wo, von der Nachmittagssonne beglänzt, der Nebelkogel sein schönes Felshorn erhob. Das Gewölk hatte sich mehr und mehr verzogen.

„Machen wir einen Spaziergang dahin!“ schlug Burger vor. Ich wußte zwar, weßhalb Hilde Reichenbach allein in die Berge gegangen war. Sie wollte eben allein sein. Aber nun war sie lange genug allein gewesen. Reichenbach, der eben herunterkam, war auch dafür, daß wir sie suchten.

So gingen wir zu dritt dem Seeufer entlang auf schlechtem Dorfsträßchen. Bald waren wir bei den letzten bewohnten Höfen des Thals angekommen; das Sträßchen verwandelte sich in einen Waldweg, neben dem, bald näher, bald ferner, ein Wildbach brauste. Gewöhnlich war er ein sanftes Bächlein; jetzt aber vom mehrtägigen Regen hoch angeschwollen. Eine Stunde lang stiegen wir, ziemlich schweigsam, durch den Bergwald empor. Dann waren wir in der Region der Almen. Hier fanden wir wieder einen kleinen See, von grünen Matten und grauem Gestein umrandet. Auf den Matten lagen ein paar Hütten, hinter ihnen stiegen Wald und Schuttströme zu grauen Felswänden empor. Groß und gewaltig stand im Thalschlusse der Nebelkogel mit steil abfallenden Wänden, zwischen denen blauschattige Schluchten sich herabzogen.

Auf einem Felsblock am Ufer des Sees saß Hilde Reichenbach. Als sie das Knirschen des Gesteins unter unseren Füßen vernahm, erhob sie sich. Sie sah blaß und müde aus; offenbar war sie weit oben im Hochgebirge gewesen.

Wir begrüßten sie alle drei und frugen nach den Ergebnissen ihrer Wanderung. Sie erzählte uns, und ein Lächeln schmerzlichen Humors spielte um ihren hübschen Mund, daß sie hoch hinaufgestiegen sei in eine jener Schluchten des Berges, um die Wildfrauen zu finden. „Die Damen scheinen kein Gesellschaftsfräulein zu brauchen!“ schloß sie. „Keine von ihnen ließ sich sehen; dafür habe ich noch einen kleinen See entdeckt, einen wunderbaren Felsenkessel, in dem sich wohl die Wildfrauen zu baden pflegen.“

Wir machten uns auf den Heimweg. Ich erzählte Hilde von unseren nur halb gelungenen Bemühungen, mit meinem Buche weiter zu kommen. Ihre Augen lachten wieder, obgleich noch ein schmerzliches Lächeln um ihre Lippen zuckte, während sie sprach: „Wie hübsch, daß mich doch jemand braucht! Aber ich werde jetzt drei Tage lang fort sein. Mein Bruder muß auf kurze Zeit nach Wien; ich habe ihm versprochen, ihn zu begleiten.“

„Aber Sie werden wiederkommen?“ fragte ich bestürzt.

„Gewiß komme ich wieder. Und dann erzähle ich Ihnen Ihre Geschichten zu Ende. Verlassen Sie sich auf Hilde Reichenbach!“

Am nächsten Tage sah ich die Geschwister abreisen. Auch Herr Burger schulterte seinen Rucksack und seine Eisaxt wieder, um zu neuen Abenteuern auszuziehen. Ich blieb allein. Es kamen schöne, heiße Sommertage, die ich dazu benützte, um Hilde's Plaudereien zu schreiben und gegen Abend dann einsame

Spaziergänge zu unternehmen. Aber während ich schrieb, mußte ich stets an die anmutige Erzählerin denken. Es gibt Menschen, denen man, auch wenn man ihnen im Leben ferne steht, alles Glück des Daseins wünscht. Zu ihnen gehörte für mich Hilde Reichenbach.

Am dritten Tage abends traf Herr Burger wieder ein. Er war düster gestimmt. Von drei unerstiegenen Gipfeln, die er aufs Korn genommen hatte, war einer zwei Tage vorher von einem norddeutschen Touristen erklettert worden; auf dem zweiten hatte Burger eine Flasche mit Visitkarten gefunden; beim Ansturm auf den dritten ward er von einem niedersausenden Stein so am Knöchel verletzt, daß er hinkend umkehren mußte.

In später Nachtstunde klang dann ein Posthorn; zu meiner großen Freude kamen Reichenbach's wieder. Das Strubmannl tanzte um Hilde her, als sie leichtfüßig aus dem Wagen sprang. Wir saßen dann noch bis über die Mitternachtstunde hinaus beisammen, während sie über Wien plauderte. Und als ich ihr erzählte, daß mir die Affen in Schönbrunn so gut gefallen hätten, sagte sie ernsthaft: „Ja — die lassen Sie alle grüßen!“



Einundzwanzigstes Kapitel.

Am nächsten Morgen saßen wir wieder am Frühstückstische beisammen; auch Herr Burger war genötigt, uns Gesellschaft zu leisten, weil er seinen Fuß noch schonen mußte. Jetzt sah ich erst, wie ein feiner Zug von seelischem Schmerze in Hilde's Gesicht gekommen war, seit den letzten Tagen erst. Aber sie nahm sich zusammen und verlangte tapfer, den Rest der Bilder aus meiner Mappe schlüpfen zu sehen.

Eine Madonna mit dem schlafenden Christuskinde war das erste.

„Merkwürdig!“ sagte Hilde. „Diese Madonna hat nichts Legendenhaftes an sich, wie die, welche wir neulich kennen lernten. In dieser kommt das rein Menschliche mehr zum Ausdrucke; vielleicht deßhalb, weil das Kind schläft. Können Sie sich denken, daß Gott schläft, während der Mensch für ihn wacht? Darin liegt für mich ein unlösbarer Widerspruch. Ich erinnere mich auch einmal gelesen zu haben, daß einem österreichischen Gebirgsdorfe von einem hohen Gönner ein solches Madonnenbild mit schlafendem Kinde geschenkt ward. Die Bauern wollten den Herrgott mit den geschlossenen Augen nicht; sie sandten eine Deputation zu dem Geber des Bildes nach Wien und baten ihn, er möge doch ein Übriges thun und dem Kinde offene Augen malen lassen; zwanzig Gulden wollten sie gerne daran wenden. Der Künstler, der das Bild gemalt hatte, war anfangs entrüstet, aber später leuchtete ihm der Wunsch der Bauern ein; er übermalte



R. Tillmans: Madonna.



Gräfin Johanna Mocozzo: Porträt.



Ludwig Friedrich: Eichenlandschaft (nach Fr. Preller).



Hans Meyer: Rothenburgerin.

den Kopf seines Christuskindes und erzählte nachher öfter, daß ihm niemals in seinem Leben etwas so gelungen sei als diese Verwandlung.

Aber genug von diesem! Was haben Sie nun da?"

Das Portrait eines alten Mannes war's, das nun zur Erörterung kam. Eine Art Apostelkopf. Halbnackt oder in einer kurzen Tunika aus Kamelhaar hätte der Mann ausgesehen wie Sankt Petrus.

Hilde sagte auch gleich: „Eigentlich gehört er auf den See Genesareth in eine Fischerbarke. Aber nachdem er den Rock der Kultur trägt, bis oben zugeknöpft, lassen Sie uns über ihn nachdenken.

Dieser Mann hat viel erlebt. Mich erinnert er an ein altes, vergessenes Schauspiel, das ich einmal sah, ein Rührstück, welches neben manchem Mittelmäßigen auch eine vorzügliche und originelle Rolle enthielt. Es war die Rolle eines alten Kavaliers, der, mit den sozialen Zuständen seines Vaterlandes unzufrieden, ausgewandert war, um im Innern von Südamerika aus lauter europamüden Menschen einen Idealstaat zu gründen. Nach Jahrzehnten kam er zurück in einen Kreis von Verwandten und Freunden, die auf sein Vermögen spekulierten, ohne zu wissen, ob es noch vorhanden oder verloren war. Die Enttäuschungen, die der vielgereiste, schicksalsreiche Mann erlebt hatte, die Weltverachtung, die das eitle und eigennützige Treiben seiner neuen Umgebung ihm einflößte, die Erinnerung an wenige teure verlorne Menschen: alles das machte ihn zu einer Art Märtyrer des Ideals. Die Welt aber frug nur darnach, ob er noch Geld habe und ob es der Mühe wert sei, ihm wegen dieses Geldes den Hof zu machen. Das Stück endete damit, daß der alte Herr der Kulturgesellschaft die Thüre wies und in der Treue von ein paar einfachen armen Menschen den Trost für eine Reihe getäuschter Hoffnungen fand.

Vieux jeu! würde die Welt sagen, wenn wir sie noch länger mit dem alten Herrn beschäftigen wollten."

„Dann" — sagte ich — „ist unser nächstes Bild noch viel mehr vieux jeu!"

Hilde nahm dasselbe. In bittendem Tone sagte sie dann: „Nehmen Sie mir's ab! Es ist ein geschichtlicher Vorgang, den ich nicht kenne. Kennen Sie ihn?" (Es war eine deutsche Waldlandschaft mit Figuren.)

„Auch erst seit neuester Zeit. Als während der Reformationskriege Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige von Sachsen in die kaiserliche Acht erklärt und in der Schlacht bei Mühlberg zum Gefangenen Karls V. gemacht war, begleitete ihn sein treuer Hofmaler Lukas Kranach in die Gefangenschaft nach Innsbruck. Erst fünf Jahre später ward Johann Friedrich vom Kaiser wieder freigegeben und kehrte, von seinem Volke mit Jubel begrüßt, in seine thüringischen Eichenwälder zurück, Lukas Kranach mit ihm."

„Man muß in der Geschichte der Reformationszeit schon so fest im Sattel sitzen wie dieser Kurfürst auf seinem Schimmel, um diesen Vorgang zu erklären!" lachte Fräulein Hilde. „Ich hätte auf den Landgrafen von Thüringen geraten und auf Wolfram von Eschenbach."

Ich erlaubte mir einzuwenden, daß Wolfram von Eschenbach und Lukas Kranach dreihundert Jahre auseinander seien. Dann gab ich Fräulein Hilde das Bild einer kleinen Rothenburgerin mit einer sehr großen Tüllhaube.

„Zu wem soll ich etwas erzählen?“ fragte sie. „Zu der Rothenburgerin oder zu der Haube?“

„Das bleibt ganz Ihnen überlassen.“

„Nun — dann will ich es mit der Haube versuchen,“ sagte Hilde, betrachtete den drolligen Kopfputz und begann:

„Es war einmal eine Haube in der ehemaligen Reichsstadt Rothenburg an der Tauber. Die Haube war aus schwarzem Tüll, Draht und Sammtbändern sehr künstlich gebaut und saß seit neunundneunzig Jahren auf den weiblichen Köpfen einer Rothenburger Bürgersfamilie. Die Urgroßmutter hatte sie schon getragen, und nun trug sie die Urenkelin. Immer nur Sonntags, beim Kirchengang. Und unlängst sagte die Haube zu den andren Prachtstücken, mit welchen sie in einem alten braunen Schrein beisammen lag: im nächsten Jahre feiere ich mein hundertjähriges Jubiläum!

Aber Hochmut kommt vor dem Fall. Denn eines Tages hatte die jugendliche Besitzerin der Haube einen kleinen Zwist mit ihrem Bräutigam, wobei letzterer die Haube als eine altmodische Dummheit bezeichnete. In Schmerz und Zorn riß die Rothenburgerin ihre Prachthaube vom Kopfe, knüllte sie gänzlich zusammen, trat darauf und lief davon. Fast wäre es zu einer Trennung gekommen. Aber der Bräutigam, dem seine Braut jetzt erst recht gefiel, seit sie der Haube ledig war, lief ihr nach und bat so zärtlich um Verzeihung, daß ihm wirklich verziehen ward. Hierauf versenkten die zwei Liebenden die Haube in die Fluten der Tauber. Aber der Haube erging's wie dem Ring des Polykrates: sie ward wieder herausgefischt. Der Fischer warf das von grünlichem Schlamm überzogene Kunstwerk ans Ufer, wo es Jahr und Tag liegen blieb, bis zu Johanni Kinder am Flußufer ein Johannisfeuer anzündeten. Ein Bube stieß mit dem Fuß die eingetrocknete, verhutzelte Haube ins Feuer. Und während sie von der Flamme ergriffen ward, dachte sie: Heut' ist mein hundertjähriges Jubiläum; daher die festliche Beleuchtung! Im selben Augenblick aber war sie auch schon ein Häuflein Asche und ein Knäulchen von glühendem Draht geworden. Das war ein schönes Jubiläum!“

Hilde war, als sie so plauderte, fast wieder übermütig geworden; in ihr blasses Gesicht stieg ein feines Rot. Und als ich ihr das nächste Blatt gab, rief sie vergnügt: „Ah — hier haben wir einmal etwas ganz Modernes!“

Modern war sie allerdings, diese schlanke Gestalt im faltenreichen Gewande, die weit nach rückwärts gebeugt ins Meer hinausschaut.

„Es ist die Braut des Propheten Jonas,“ — äußerte Burger — „die eben dem Walfisch nachschaut, welcher mit ihrem Bräutigam davonschwimmt. Unglückliches Mädchen!“



J. R. Witzel: Hero.

„Unglücklicher Mensch!“ zürnte Hilde. „Wollen Sie zum Bibelfälscher werden? Wer kann behaupten, daß Jonas eine Braut hatte?“

„Wer kann das Gegenteil behaupten?“ fragte Burger keck.

„Sehen Sie nicht, daß das Hero ist, welche über den Hellespont hinschaut, ob Leander noch nicht bald kommt?“

Fred Reichenbach meinte, es stecke noch etwas ganz Andres hinter diesem Bilde. „Dieses Mädchen ist eine allegorische Erscheinung und zwar aus dem Gebiete der analytischen Geometrie. Es ist die Linie, welche zum Körper werden möchte!“

Nun ward auch ich noch um meine Meinung wegen des Bildes gefragt, konnte dieselbe aber nur in folgenden Versen äußern, weil mir jede prosaische Mitteilung ungenügend schien:

Es liegt in holden Linien
Ein Mädchen am Meeresstrand;
Unsichtbar rauschen die Pinien
Darüber am Uferrand.

Mit langbewimperten Augen
Schaut sie in die schäumende See;
Ihre sehnenden Blicke saugen
Die Welt ein und ihr Weh.

Du Schöne, du Süße, du Schlanke!
Dein Haar weht hin und her!
Der Sturmwind ist Dein Gedanke,
Dein Herz das rauschende Meer!

Hilde schüttelte lachend den Kopf. „Etwas dunkel!“ meinte sie.

„Nicht dunkler, als der Himmel auf dem Bilde,“ sagte ich zu meiner Entschuldigung und gab ihr das nächste Blatt.

Es war das Amphitheater von Pola. Hilde lächelte vergnügt als sie dasselbe sah. „Wie schwach doch das menschliche Herz ist!“ sagte sie. „Statt daß dieser ehrwürdige Bau die ganze versunkene Größe römischer Kaiserzeit, die letzten Seufzer sterbender Gladiatoren und von afrikanischen Bestien zerfleischter Martyrer in mein Gedächtnis riefe, erinnert er mich bloß an einen winzigen Affen! Ich war mit meinem Vater in Triest; wir machten von dort aus einen Ausflug nach Pola und besuchten gegen Abend das Amphitheater, dessen uralte Mauern in der Abendsonne wie Kupfer glühten. Im Innern des Baues fanden wir nur einen braunen italienischen Buben, der uns für ein paar Kreuzer einen komischen kleinen Affen sehen ließ. Plötzlich sprang der Affe von der Schulter des Buben auf das Mauerwerk und kletterte mit erstaunlicher Geschwindigkeit an demselben empor bis zu dem höchsten schwindelnden Rande des Baues. Nun hätten Sie den Italiener hören sollen! In den kläglichsten Tönen bat er seinen Affen, herunter zu kommen; dazwischen fluchte er wieder auf die gräulichste Weise. Wir blieben eine Stunde lang in dem Theater; die Sonne sank und der Mond ging

auf, als wir dasselbe verließen; und noch immer gaukelte der Affe wie ein kleines, schwarzes Gespenst auf dem Mauerrande umher, während der Italiener in dumpfer Verzweiflung auf einem der Steintrümmer unten saß. Er that mir schrecklich leid, der arme Junge; aber zwei Tage später sah ich ihn wieder in Triest samt seinem Affen, den die abendliche Kühle wieder herunter getrieben hatte in den schmutzigen warmen Mantel seines Herrn."

„Dieser Affe ist der Humor der Weltgeschichte!" fügte Fred Reichenbach hinzu. „Wahrscheinlich tanzen einmal auf den Trümmern unserer ganzen Kultur die Affen!"

„O — dann möchte ich auch einer von ihnen sein!" sagte Hilde, indem sie das Blatt mit dem Amphitheater weglegte. „Alle Walzer meiner Backfischzeit gäbe ich hin für diesen Tanz!"

Ich reichte ihr ein neues Blatt, ein schlichtes Landschaftsbild. Sie sah es lange an, Allmählich gewann ihr Gesicht einen verträumten Ausdruck und sie fing an zu erzählen.

„Diese Landschaft glaube ich zu kennen; und wenn ich nicht irre, liegt sie an den Quellen der oberen Moldau, am Abhang des Böhmerwaldes. Dort ist heute noch dieselbe Einsamkeit wie vor anderthalbtausend Jahren. Damals, als noch kein Rauch aus einer Hütte stieg — ja, damals kam einmal ein rechtloser geächteter Mann mit seinem Weibe durch finstere Waldschluchten. Hier fanden die Beiden zuerst wieder begrünte Matten, und auf einer derselben eine mächtige Linde. Im Schatten dieser Linde ließen die Beiden sich nieder; hier erbauten sie sich eine Hütte; ihre Kinder spielten auf diesen Hügeln. Und als ein Sturm die Linde niederwarf, nahm der Mann, zum ehrwürdigen Greise geworden, eine Axt; und mit Feuers und Eisens Gewalt formte er aus dem Stamm der Linde ein Götterbild. Das stand undenkliche Zeiten lang unter dem Vordach des Hauses und sah Geschlechter heranwachsen und vergehen, sah immer wieder spielende Kinder und Greise, die sich sonnten. Und wie die Zeit verging, kam ein neuer Gott ins Land; ihm zu Ehren ward das alte Götzenbild mit Farben und Goldstoff geschmückt und in einer Kirche aufgestellt. Das umgewandelte Götzenbild aber war ihr schönster Schmuck. Und wieder verging langlange Zeit, daß das Bild in jener Kirche stand und daß sein Anblick die Sonne war, welche die einfache Phantasie einer deutschen Bauerngemeinde im böhmischen Grenzland erleuchtete. Das währte, bis der grimmige Ziska mit seinen Hussitenscharen die Burgen der Umgebung brach, die Dörfer verheerte und Kirchen und Klöster in Asche verwandelte. Da scholl Kriegsgeheul und Eisengeklirr; der Brand flog auch in jene Kirche, die auf steilem Hügel über der Moldau stand. Eine Schar von Ziskas Leuten drang in die Kirche; und da sie nichts mehr zu plündern fand, warf sie das Heiligenbild um und rollte dasselbe den Felsen hinab in die Moldau. Ein freundliches Geschick aber hob das Bildnis wieder aus dem Strome, auf dem es tagelang hinabgeschwommen war, versah es mit neuem Schmucke und stellte es am Eingange einer kleinen Schlucht auf, aus der ein Bach in die



Th. Blaetterbauer: Theater in Pola.



Ludwig Willroider: Landschaft.



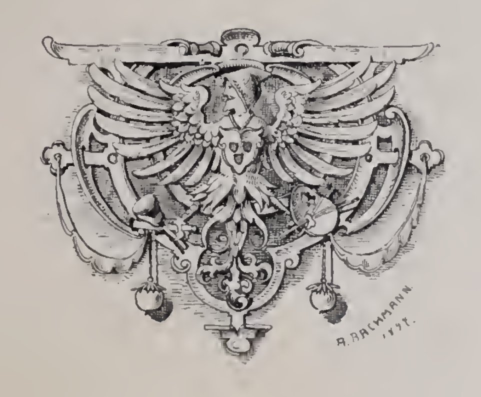
A. D. Goltz: Frauenkopf.



W. Hasemann: Schwarzwälder Bauer.

Moldau schoß. Es war ein reizender Platz am Abhang hoher Felsufer; da stand eine weißglänzende Mühle mit Sonnenblumen, Nelken und Gelbveigelein und einem brausenden Mühlrad. Ein Bretterdach schirmte das Heiligenbild vor Regen und Schnee und die vorüberfahrenden Moldauschiffer grüßten es.

Das währte bis in die Gegenwart herauf. Vor wenigen Jahren war's, als im Frühjahr das Eis des Stromes brach und mit solcher Gewalt thalabwärts drang, daß es den gewaltigen Bau der alten steinernen Brücke bei Prag zum Sinken brachte. Damals staute sich auch bei der Mühle, wo das Heiligenbild stand, das Eis; der Strom stieg und stieg. Auf dem Betschemel vor dem Bilde saß des Müllers kleiner Knabe; und wie das Wasser wuchs, kletterte das Kind auf den Schemel und umklammerte das Bild mit den Armen. Als das Wasser die Bildsäule aufhob und umwarf, schrie das Kind und hielt sich fest an dem Holze, bis der Müller mit seinem Knechte durch die Wirbel und Eisschollen herangerudert kamen — gerade, ehe die Schollen das Kind zermalmten. Die Männer hoben das Kind in ihren Nachen und ruderten heim; das Holzbild, seinem Schicksal überlassen, schwamm die Moldau hinab und am hunderttürmigen Prag vorüber unter den Bogen der geborstnen Brücke durch in die Elbe und ins Meer. Dort liegt das Bild nun und versandet; nur dann und wann grüßt es ein Wassertropfen oder ein Sonnenstrahl aus seiner Heimat in den böhmischen Wäldern."





Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Was nun aus der Mappe kam, war das Bildnis eines etwa vierjährigen Knaben.

„Das Bild," erläuterte ich, „ist vor vielen Jahren gezeichnet; denn der Künstler ist schon lange tot. Was ist wohl mittlerweile aus diesem Kinde geworden?"

Hilde betrachtete nachdenklich das Bild. Dann sagte sie: „Ich glaubte neulich, Kinder könnten noch keine Geschichte haben. Das war ein Irrtum. Dieser kleine Mensch gleicht auf ein Haar einem Knaben, den ich vor ein paar Tagen am Stefansplatze sah, an der Hand einer befreundeten Dame. Sein Vater war österreichischer Offizier gewesen, hatte sich aber wegen Schulden nicht mehr halten können und war ausgewandert. Im britischen Nordamerika nahm er wieder Dienste, brachte es auch zum Kapitän und heiratete eine ebenfalls ausgewanderte Österreicherin. In einem einsamen Fort jenseits der Felsengebirge lebten die zwei Leute glücklich, mit ihrem einzigen Kinde, bis die Mutter jenes Knaben an einer jähen Krankheit starb und sein Vater bald darauf durch einen Sturz seines Pferdes verunglückte. Das vierjährige Kind war allein als Waise im wilden Westen. Aber nun kommt eine glänzende Leistung des modernen Weltverkehrs. Ein Nachfolger und Kamerad jenes verunglückten Offiziers brachte den Knaben zur nächsten Eisenbahnstation. Das Kind hatte einen Zettel in englischer und deutscher Sprache in einem Täschchen am Halse hängen; durch diesen Zettel ward es der Barmherzigkeit seiner Mitwelt empfohlen. Und jeder



Friedrich Kaulbach: Kindlicher Studienkopf.

Eisenbahnkondukteur übergab das Kind einem andern; der letzte kanadische Kondukteur brachte es auf einen Dampfer. Das Reisegeld des Kindes hätte nur für's Zwischendeck gereicht; eine Dame nahm den Kleinen als ihren Gast in die erste Kajüte. Und so gelangte das Kind über England nach Bremen, wo es wieder von einem Kapitän des Lloyd einem deutschen Schaffner übergeben ward, bis es endlich in Wien in die Hände seiner Tante kam — nachdem es ohne andren Schutz, als den der menschlichen Barmherzigkeit, um die halbe Welt gereist war."

„Sehen Sie" — sagte Herr Burger vorwurfsvoll — „das ist Kultur! Und Sie möchten auf den Trümmern derselben tanzen! Fräulein, Sie leiden an geheimen Widersprüchen!"

„Wer leidet nicht daran?" antwortete Hilde ausweichend und verlangte ein anderes Bild. Es kam wieder ein Tiroler zum Vorschein.

„Mehr Kraft als Grazie!" sagte Hilde.

„Grazie ist nicht zu brauchen im Ötzthal oder in Hinterpasseyer!" meinte Burger.

„Ich habe mich in Tirolern erschöpft!" klagte Hilde. „Das ist nun schon der vierte oder fünfte, über den ich reden soll! Aber er kommt mir so bekannt vor! Wahrhaftig — ich glaube, es ist der Mensch aus Hinterpasseyer, der uns vor einigen Jahren aus dem Matscherthale über die Weißkugel zum Hochjoch führte! Er erzählte, daß er der jüngste von sieben Brüdern und allein am Leben geblieben sei, weil er der Dümmste war und weil die Dümmsten immer das Glück hätten! Aber lassen wir ihn! Was haben Sie noch?"

Das vorletzte meiner Bilder war ein Frauenkopf. Ein feines, anziehendes Gesicht, schon bejahrt, aus einem altmodischen, gesteiften Häubchen schauend.

„Ach" — sagte Hilde — „das ist wieder eine von jenen Frauengestalten, denen man so gerne einen Roman andichten möchte, wenn man nicht wüßte, daß sie noch lebt und durch den Roman gekränkt werden könnte. Diese Frau sieht meiner Tante Flora ähnlich, einer Schwester meiner verstorbenen Mutter, welche mich immer sehr lieb hatte und die mir stets besonders rührend erschien. Die Ärmste! Sie war mit einem preußischen Offizier verlobt, als im Jahre 1870 der Krieg ausbrach; am Tage vor dem Ausmarsch heirateten sich die beiden Leute — und er kam niemals zurück. Nun ist sie seit sechsundzwanzig Jahren Witwe nachdem sie einen Tag lang Frau gewesen!"

Diese wenigen Worte, die Hilde über das Bild sagte — was riefen sie nicht alles an Erinnerungen wach! Wie die Veteranen des großen Kriegs und ihre Paladine: so sterben auch jene deutschen Frauen allmählich aus, die damals ihr Lebensglück zum Opfer bringen mußten, damit aus dem Schutte einer freudlosen und zwietrachtreichen Vergangenheit ein geeintes Vaterland erstehen konnte!

Nicht ohne einen Schatten von Wehmut nahm ich nun mein letztes Bild aus der Mappe, um es Hilde vorzulegen.

„Nach diesem habe ich keines mehr. Kennen Sie das?"

Es war die Meersburg am Bodensee.

„Freilich kenne ich's! antwortete Hilde. „Einer der poesiereichsten Winkel deutscher Lande. Und weil ich ihn sehe, fällt mir eine Geschichte ein, die sich an ihn knüpft.

Ich fuhr von Lindau über den Bodensee nach Konstanz. Eine stattliche Frau mit angenehmem Gesichte, die neben mir saß, fing in liebenswürdiger Weise ein Gespräch mit mir an; sie war die Frau des Kapitäns unseres Schiffes und kannte jedes Haus am Bodensee. Und als im Morgensonnenglanze die alten Mauer von Meersburg auf ihrem Felsen über uns erschienen: da erfuhr ich diese Geschichte.

In einem der bescheidensten Häuser von Meersburg — es ist schon lange her — lebte ein armes Mädchen, das in früher Jugend erblindet war. Sie war eine Waise; ein paar alte Leute, die fast ebenso arm waren wie sie, hatten das Kind aus Mitleid zu sich genommen; von ihnen erbte sie später das winzige, baufällige Haus. Siebzehn Jahre war sie alt; da wußte sich ein bildhübscher Uhrmachergehilfe aus der französischen Schweiz, der damals zu Meersburg beschäftigt war, in das Herz der Blinden einzuschmeicheln. Er bewog sie, ihr Haus zu verkaufen und den Erlös — ein paar hundert armselige Gulden — ihm anzuvertrauen, damit er drüben in Konstanz ein Geschäft erwerben und sie heiraten könnte. Als der Schurke das Geld hatte, verschwand er damit. Drei Tage hatte er ausbleiben wollen. Wochen aber waren vergangen, während welcher die Blinde zu jedem aus Konstanz kommenden Dampfschiff sich auf die Landungsbrücke hintastete. Und von Tag zu Tag war sie bleicher geworden und elender; aber wenn ihr die Leute sagten, daß sie von einem Schurken betrogen worden sei, schüttelte sie nur schweigend den Kopf. Und endlich kam ein Tag, an welchem sie die Hoffnung verlor. Mit dem letzten Rest ihrer Ersparnisse kaufte sie sich ein Dampfschiffbillet und fuhr in der Richtung nach Lindau davon. Unterwegs aber warf sie sich plötzlich über das Geländer des Dampfboots in den Bodensee. Ein paar Fischer, die gerade in ihrem Nachen in der Nähe waren, zogen sie rechtzeitig noch aus den Wellen; der Dampfer stoppte, und sie ward aufs Deck gebracht. Unter den Leuten, die sich sofort um die Ärmste annahmen, war auch ein ernster, alter Mann, einer der berühmtesten Augenärzte Deutschlands. Er brachte das halbentseelte Mädchen wieder zu sich; einige wohlhabende Passagiere veranstalteten eine Geldsammlung für die Unglückliche, und wenige Tage später befand sie sich auf dem Wege nach der Klinik des berühmten Professors, um abermals einige Wochen später zum erstenmale die Sonne und die Menschen und die grüne Welt zu sehen. Sie war dann ein paar Jahre lang als Kindermädchen im Dienste einer Tochter des Professors. Während einer Reise, auf welcher sie ihre Herrschaft in die Schweiz begleitete, lernte sie einen jungen Schweizer Wirt kennen, der sie zur Frau begehrte. Sie hätte aus treuer Dankbarkeit seinen Antrag ausgeschlagen, um bei ihrer Herrschaft zu bleiben; aber ihre gütige Herrin selber überredete sie, dem braven Menschen



C. Th. Meyer-Basel: Schloß Mersburg am Bodensee.



A. von Heyden: Studienkopf.

ihre Hand zu reichen. Heut' ist sie die Besitzerin eines großen Gasthofes im Berner Oberlande, umgeben von einer Schar blühender Kinder.

Und diese Geschichte des blinden Mädchens von Meersburg können Sie auf das letzte Blatt Ihres Buches schreiben."

Mit diesen Worten schlug Hilde Reichenbach meine Mappe zu und gab sie mir dann zurück. Schweigend küßte ich ihr die Hand.

Was ich aber auf die letzten Blätter meines Buches schrieb, war nicht diese Geschichte, sondern folgendes:

Am Nachmittag jenes Tages stand ich vor unserem Gasthause in der Dorfgasse, als das Dreigespann der kaiserlichen Post angerollt kam. Vom Vordersitze neben dem Kondukteur schwang sich ein Mann in verstaubtem Reisegewand, blaß und übernächtig: es war Robert Egersen.

Fröhlich ward er von den Wirtsleuten und von mir begrüßt. „Sind Reichenbach's noch hier?" war seine erste atemlose Frage.

„Herr Reichenbach sitzt in der Veranda und Fräulein Reichenbach ist über den See gefahren," gab Loni zur Auskunft.

Egersen ließ sein Gepäck in sein Zimmer schaffen, schob seinen Arm unter den meinigen und zog mich hinunter auf den Weg zum See. „Begleiten Sie mich bis zum Ufer", bat er. „Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen. Ich war in der Irrenanstalt, wohin Frau Irene ihren Gatten gebracht hatte. Der Gemahl ist vor acht Tagen gestorben und Frau Irene —"

Er mußte tief Atem holen. In höchster Spannung sah ich ihn an.

„Frau Irene ist abgereist, nachdem sie sich mit dem Direktor der Irrenanstalt verlobt hatte. Sie hinterließ mir einen Brief, in welchem sie mir ruhig und freundschaftlich schrieb, ich möge ihr verzeihen. Ach — wie gern ich ihr verziehen habe! Es war ein Glück, daß der Direktor, der feine Seelenkenner, nicht zugegen war, als ich den Brief erhielt. Er hätte sonst am Ende in meinen Zügen die für ihn immerhin etwas kränkende Empfindung lesen können, daß mich dieser Brief durchaus nicht so unglücklich machte, als es die Schönheit und Liebenswürdigkeit von Frau Irene gerechtfertigt hätte. Ich hinterließ ihm eine Karte mit meinem aufrichtigen Glückwunsche und fuhr mit dem nächsten Zuge wieder davon."

Wir waren am Seeufer angelangt. Ein Fischerbube ward gerufen; er erzählte, daß Fräulein Hilde über den See gefahren sei, in der Richtung nach der Klamm zu.

„Verzeihen Sie — ich muß allein zu ihr!" bat Egersen. Ich verstand ihn und drückte ihm die Hand, während der Fischerbube ein Schiffchen losgemacht hatte. Egersen sprang hinein und gleich darauf schoß der Nachen in den See hinaus, wie von stählernen Armen getrieben.

Weit drüben über dem blinkenden See, im Glanz der Abendsonne, an einem mächtigen Felsblock gelehnt, steht Hilde Reichenbach und schaut träumerisch thaleinwärts, nach den rosigen Wolken, die um den Nebelkogel tanzten. Da tönt

das taktmäßige Geräusch von kraftvollen Ruderschlägen an ihr Ohr; gleich darauf knirscht der Uferkies unter einem anfahrenden Schiffsschnabel; ein leises Knurren des Hundes stört sie aus ihren Gedanken auf. Im nächsten Augenblicke — ein Schwindel will sie überkommen, daß sie sich an den Felsen klammert — ein schlanker Mann kniet vor ihr auf den Steintrümmern, hat ihre beiden Hände gefaßt und küßt dieselben so heiß, so innig, wie ihr das im Leben nicht begegnet ist.

„O Hilde, Hilde! Süßes, einziges Mädchen!"

„Warum sind Sie fort? O, wenn Sie wüßten, wie wehe Sie mir gethan haben!"

„Ein ganzes Leben will ich daran wenden, um Ihnen das zu vergüten. Hilde — willst Du Dir dieses Weh vergüten lassen? Von mir? Ein Leben lang?"

Unter Schluchzen und Lachen schlingt sie die Arme um seine breiten Schultern.

„Aber noch eine Frage, Hilde. Du weißt, ich bin Berg- und Hütteningenieur. Das ist ein Beruf, der den Menschen in tiefe Einsamkeit führt. In der südlichen Steiermark, an der Grenze deutscher Zunge, ist mir die Leitung eines großen Werkes angeboten. Etwas muß ich thun, etwas schaffen, sonst wäre ich kein rechter Mann. Aber die mich als meine Frau dahin begleiten wollte, müßte frohen Herzens für Jahre auf die Genüsse städtischen Lebens verzichten. Und noch mehr. Sie müßte an meiner Seite kämpfen, kämpfen in der Einsamkeit jener Bergthäler für deutsches Wesen und deutsche Sitte. Denn das hab' ich mir geschworen: wo ich stehe und wirke, muß deutsches Wesen Herr und Meister sein — und wär' es mitten zwischen Slovenen oder Kroaten! Ich weiß nur eine, die mir dabei helfen könnte — das bist Du! Ob Du auch willst? Hilde gib Antwort!"

Sie legt ihre Hand in die seine und sagt nichts als: „Ich will — verlaß Dich auf mich!"

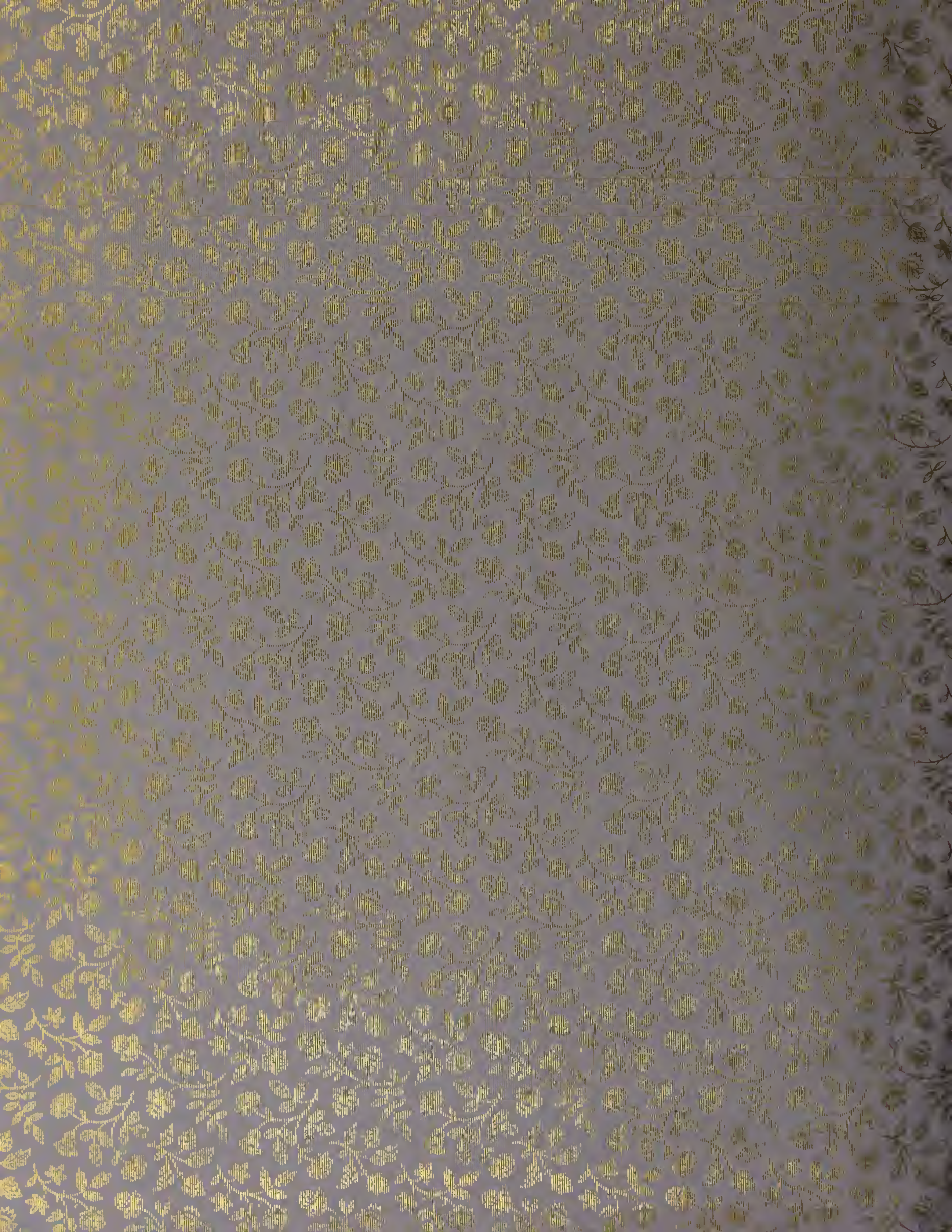
Und in der Abendsonne schimmert ihr Auge feucht und tief, eine Welt von Liebe und Treue verkündend. Sommerfäden glänzen in der Luft, herrlich duftet der Bergwald und die Abendwolken fliegen um die Bergriesen der steirischen Mark.

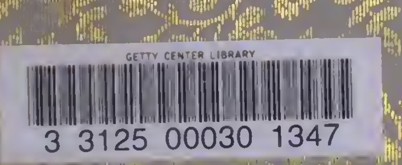
Gott grüße Dich, Hilde Reichenbach! Und mit Dir jedes deutsch fühlende Herz in den weiten Landen von Österreich!





Leopold Burger: Tiroler Bauer.




GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00030 1347

